~~6197.~~ ~~35016~~
Mor. 662 Y-2
Morel

<36638859870017

<36638859870017

Bayer. Staatsbibliothek

Moral in Beispielen

oder:

Lebensbilder zur Weckung des christlichen Sinnes;

nach Ordnung

der heiligen zehn Gebote Gottes.

„Das ist der Wille Gottes, daß ihr heilig werdet.“
(Theſſ. 4, 3.)

„Geheiliget werde Dein Name, o Gott!“ —

Zweiter Band.

München 1834.

Im Verlage des katholiſchen Bücher=Vereins.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

„Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote."
Matth. 19, 17.

„Der Anfang eines guten Lebens ist: Gerechtigkeit üben"
— — die Gebote halten. Sprüchw. 16, 5.

Vorwort.

Wir wiederholen, was wir in der Einleitung des ersten Bandes gesagt haben, nämlich: daß unsere Absicht bei diesem Buche vorzüglich dahin ging, durch die gesammelten Beispiele das Herz und den Sinn des Lesers für Gott und Seine Liebe zu wecken; es durch die lebendigen Bilder dessen, „was irgend wahr, was gerecht, was heilig, was liebenswürdig, was rühmlich, was irgend eine Tugend ist, was löbliche Zucht,"*) zu gewinnen mehr und mehr und zu befestigen für Den, Welcher der Urquell des wahren Lebens und aller Heiligkeit ist, Welcher allein der Weg zum Heile, — zur Seligkeit ist; ohne Den aber alle Gerechtigkeit und Frömmigkeit eitel Dunstwerk und leerer Tand ist. Wird nur einmal das Herz des Menschen (was auch durch dieses Buch geschehen wolle!) für Gott und Seine heilige Sache entzündet; wird es zu Ihm geführt, daß es Ihm gehöre allezeit: so ist ja Alles damit gewonnen und wir haben nichts Mehreres nöthig**). Ob also auch

*) Phil. 4, 2.

**) „Ama et fac, quod vis." S. Augustin.

auch die Anordnung und Zusammenstellung in unserm Buche manches zu wünschen übrig lassen dürfte: so glauben wir doch, wider unsern hiemit ausgesprochen Zweck, nicht ein Jota aufgenommen zu haben, ja vielmehr wollten wir nur für denselben arbeiten. Und sollte auch nur in so weit unser Wunsch erreicht seyn, daß sich unser Sittenspiegel rein erhalten hat von den lügenhaften, süßelnden, theatralischen, sogenannten Sittengemälden der Welt- und Mode-Moral, so haben wir schon viel Beruhigung und Trost. Denn die Mißhandlung Christi unter dem Kusse Judas ist die schrecklichste, schändlichste und verderblichste. So thun aber gar Viele, die unter dem Namen Christi nur für die Götzen der Erde arbeiten; die unter der Maske des Schaafes die Seelen Christi würgen und zerreißen; die mit süßen Worten von Gott, von Tugend, von Christus, von Andacht rc., aber nie von dem Gekreuzigten, und von dem Kreuze, von Verläugnung des eigenen Willens, von dem Hasse und der Absagung seiner selbst und der Welt, vom schrecklichen Gerichte, und vom ewigen Untergange rc. reden. — Anders thut der wahre Freund der Seele, — **Jesus Christus***). —

*) Matth. 10, 34. 38. — 16, 24. Luk. 14, 26. 27. 33. Joh. 5, 25. 28. 29.

Und auch wir wollen nicht lehren, was uns gefällt, wir wollen nicht uns selbst predigen, noch was irgend menschliche Erkenntniß gibt, noch was das Fleisch begehrt, dazu sind uns die Leser zu werth: sondern was wir überkommen haben von Dem, Der über Alle ist, — lauter und rein. Auch wir sagen: „Meine Lehre ist nicht Meine, sondern Dessen, Der Mich gesendet hat*)."

Lerne denn Jeder zu Ihm kommen, ist unser Ruf, wer immer recht und sicher gehen will und „er wird nicht im Finstern wandeln"**). Er wird dann in Ihm Alles erkennen und erfüllen können, was ihm zum Heile dient. Was nützt alle Lehre, ohne den Weg und die Kraft der Erfüllung zu weisen? — Es wird immer nur neue Flecke auf ein altes Kleid geben, nie aber eine ganz neue Kreatur, die allein „vor Gott gilt.***)." Wir können daher nun und nimmermehr von irgend Jemand Ersprießliches und wahrhaft Gedeihliches, Beseligendes erwarten, der nicht vor Allem, die Vereinigung mit dem Herrn des Heiles, mit dem Heilande, suchet; der sie nicht suchet in Demuth und Selbst-

*) Joh. 7, 16.

**) Joh. 8, 12.

***) Gal. 6, 15.

verläugnung, und überdieß nicht verharrt in dieser Vereinigung mit dem Heilande, — verharret durch die Mittel, die ihm dazu von Gott angewiesen sind. Darum glauben wir auch, daß alle Predigt für Sittlichkeit so lange umsonst seyn wird, als nicht auf lebendige Rückkehr zu dem Arzte der Sünder hingearbeitet wird; und würde auch die besagte Predigt einen Erfolg für den Augenblick haben: so wäre es nie mehr, als — ein Fehler wird weggeschafft, um zehn andern Platz zu machen; der böse Feind kommt wieder in die alte Wohnung und findet sie leer, — ohne Christus; — und nimmt sieben Helfer mit. —

Ach, glauben wir doch den Worten Desjenigen, Der gesagt hat, „Ich bin der gute Hirt; Ich bin die Thüre zu den Schaafen, und wer nicht zur Thüre eingeht..., ist ein Dieb und Räuber"... „Ich gebe Meinen Schaafen das ewige Leben".... „Ich bin das lebendige Brod, Der Ich vom Himmel herabgekommen bin." „Wer von diesem Brod isset, der wird leben in Ewigkeit." Und wiederum: „Bleibet in Mir! Ohne Mich könnt Ihr nichts"*).

Darum hoffen wir noch so lange nicht

*) Joh. 10, 1. 14. 28. Joh. 6, 51. 52. Joh. 15, 4. 5.

auf bessere Zeiten, und können es unter großer Betrübniß nicht, — als der Herr Jesus nicht häufiger gesucht, als die himmlische Glut heiliger Andacht nicht angefacht wird; als die Herzen für Ihn nichts fühlen, nicht für Ihn „leben, weben und sind,"*) Der mit brennender Liebe sie zu erneuen begehrt. — —

O der Herr ist kein leerer Schall; Sein heiliges Wirken nicht von gestern auf heute; „Er wirket immerdar"**). Nicht bloß von Ihm, als Dem, Der vor achtzehn Jahrhunderten geboren worden, zu erzählen, macht den Christen aus: sondern in Ihm seyn, aus Ihm leben, Der da alle Tage bis zum Ende der Welt mit Seiner heiligen Kirche ist; Der da gesagt hat: „Er wolle mit dem Vater bleibende Wohnung nehmen, in denen, die Sein Wort halten, die Ihn lieben;"***) Der da Jünger will, wie S. Paulus in den Worten: „nicht mehr ich lebe, sondern Christus in mir!" und „mein Leben ist Christus und Sterben mir Gewinn."****)

O Herr! wollest Du es denen erklären, die gu-

---

*) Ap. Gesch. 17, 28.

**) Joh. 5, 17.

***) Joh. 14, 23.

****) Gal. 2, 19. Phil. 1, 21.

ten Willens sind; — erklären, daß — Dein demüthiges Kreuz umgehen, ihm widerstreben wollen: Dich selbst verlieren heiße; daß Petrus deßhalb von Dir „Satan" genannt worden; — erklären: daß der Jünger nicht über den Meister sey, — sondern gleichen Weg mit dem Anführer gehen müsse. —

Was die Quellen unsers Buches betrifft, so genüge, die mehreren hier aufgeführt zu lesen. Stolberg, Overberg, Veith, Silbert, Brentano, Hauber'sche Jugendbibliothek — dürften die hauptsächlichsten seyn.

München, 3. September 1834.

Inhalts-Anzeige.

		Seite
62.	Graf Eleazar	1
	Dessen Hausordnung	11
63.	Ein Tischgebet aus der ersten christlichen Zeit .	23
64.	Die heilige Monika	31
	Ein Gespräch derselben mit Augustin . .	42
65.	Mutterliebe	44
66.	Früheste Jugend der hl. Theresia	46
67.	Marianne von Quitto in der frühesten Jugend .	51
68.	Salesius lehrt Liebe gegen Untergebene . . .	53
69.	Salesius ist selbst Liebe gegen Untergebene . .	57
70.	Zurechtweisung aus Liebe	59
71.	Salesius, ein liebender Vater	60
72.	Salesius mit seinen Dienstboten	63
73.	Salesius selbst gehorsam	65
74.	Gehorsam gegen rauhe Obern	68
75.	Klagen über Obere	70
76.	Der h. Ammon und sein Diener	71
77.	Der große Bischof und der große Kaiser . .	72
78.	„Wer euch verachtet, verachtet Mich" . . .	83
79.	Erste Sorge der Aeltern	87

		Seite
80.	Lohn der kindlichen Liebe	89
81.	Blüthenzeit	92
82.	Gränze der kindlichen Liebe	96
83.	Melania	99
84.	Marianna von Quitto gegen ihre Mitmenschen	104
85.	S. Vinzentius, sanft auch als Oberer	110
86.	S. Philippus Nerius	111
87.	Zweifache Seelenrettung	118
88.	Gesegnete Ehe	140
89.	Zwei verschiedene Eheweiber	147
90.	Die gute Tochter	151
91.	Johannes, Jünger der Liebe	154
92.	Von den Dienstleuten	158
93.	Die wichtigsten Leute	160
94.	Edle Bruderliebe	161
95.	Kindliche Liebe	164
96.	Der fromme Soldat	166
97.	Pius, der Siebente	170
98.	Heimkehr eines treuen Seelenhirten	173
99.	Barmherzigkeit (Karpus)	189
100.	Verzeihe!	191
101.	Der h. Montanus	192
102.	Sanftmuth des Claude Bernard	194
103.	Philippus Nerius als Beichtvater	196
104.	Tödte nicht den Beleidiger	196
105.	Sanftmuth	198
106.	Belohnte Sanftmuth	201
107.	Geduld, Langmuth	203
108.	Gleiches vom H. Vinzenz	205
109.	Barmherzigkeit des Bruders Ambrosius	206
110.	Barmherzigkeit, Liebe (Maillefer)	208
111.	Sanftmuth gegen Ungerechte	223
112.	Eulogius und der Aussätzige	224
113.	Salesius und der Malefikant	230

Seite

114. Salesius Liebesthränen 233
115. Desselben Herzensgüte 235
116. Wer sich beklagt, der sündiget 238
117. Eine Erzählung des hl. Salesius 240
118. Die Strasse der Frömmigkeit 242
119. Ranfain 244
120. Menschliche Gebrechlichkeit 259
121. Versöhnung am Schlachtfelde 261
122. Ereigniß bei der Cholera 262
123. S. Gelasius 266
124. Die h. Agnes 268
125. S. Borromäus 270
126. S. Hieronymus 271
127. Der schöne Jüngling und die stinkende Leiche . 276
128. S. Salesius, von den Bällen 277
129. Paësia 280
130. Margarita von Kortona 282
131. Die hl. Afra 291
132. Die Büsserin Thais 301
133. Wahre Schönheit 309
134. Ephräm 313
135. Hütet euch vor den Götzen 319
136. Man kann nicht zugleich Gott und dem Mammon dienen 322
137. Die Wittwe zu Zähra 326
138 Reichthum, wann er nicht schädlich ist . . . 330
139. Ungerecht empfangenes Almosen 332
140. Der Beutel mit Dukaten 333
141. Bestrafter Meineid 335
142. Cholera-Spötter 339
143. Die Buße sey groß 341
144. Die Verkannte 355
145. Der belehrte Dichter 360
146. Die heilsame Namensverwechslung 366

	Seite
147. Fromme Einfalt	370
148. Der junge Maler	372
149. Die absonderlichen Kammerdiener	374
150. Blumen aus der Wüste	376
151. Bilder des innern Lebens:	
I. Die Unfüßigen	380
II. Die Wanderer	394
III. Das Echo	396
IV. Der taube Lautenspieler	400
V. Der Stoiker im Sturm	403

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

62.

Graf Eleazar.

„Wenn Jemand für die Seinigen und besonders für seine Hausgenossen nicht sorget, der hat den Glauben verläugnet und ist ärger, als ein Ungläubiger.“ 1. Tim. 5, 8.

Eleazar erblickte das Tageslicht zu Robians beim Schlosse Ansois im Bisthum Apt, im Jahre 1285. Er stammte aus der berühmten und alten Familie Sabran in der Provence, im mittägigen Frankreich. Gleich nach seiner Geburt nahm ihn seine fromme Mutter, die man ihrer Wohlthätigkeit und Güte wegen nur die gute Gräfin nannte, in ihre Arme und opferte ihn Gott auf mit der herzlichen Bitte, daß Er ihn lieber gleich nach der Taufe zu Sich nehmen möge, als seine Unschuld durch eine Sünde besudeln lasse.

Der junge Eleazar schien von Kindheit an nur für die Tugend geboren zu seyn. Besonders lag ihm schon früh die Sorge für Arme und Dürftige am Herzen. Oft theilte er mit armen Kindern sein Mittagessen. — Die ersten Lehren und Grundsätze der Frömmigkeit legte ihm seine Mutter ins Herz; sein Oheim Wilhelm, Abt von St. Viktor in Marseille, pflegte ihn mit derselben Liebe und Weisheit fort. Dieser nahm ihn zu sich in sein Kloster, unterrichtete ihn in den Wissenschaften und bestärkte ihn in der Gottesfurcht.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Schon früh ließ ihn Karl II., König von Neapel und Graf von der Provence, da er eben in Marseille war, mit Delphina, der einzigen Tochter eines reichen und angesehenen Herrn im nämlichen Lande zur Ehe versprechen. Vier Jahre später wurde die Vermählung wirklich vollzogen, und dann brachte das Ehepaar sieben Jahre auf dem Schloße Ansois bei den Aeltern zu, in vollkommener Unterwürfigkeit gegen sie; und wenn es auch späterhin dieselben verließ, und auf die Güter der Frau Delphine zog; so geschah es nur mit ihrer Uebereinstimmung und aus Liebe zur Zurückgezogenheit.

Mit 23 Jahren verlor Eleazar seine Aeltern, und war Erbe und Besitzer eines außerordentlich großen Vermögens. Allein seine Wünsche waren nach bessern Gütern gerichtet, und diese irdischen und zeitlichen sah er nur für ein Mittel an, Gottes Ehre zu befördern, die Armen zu unterstützen und dadurch sich der ewigen und himmlischen Güter desto gewisser zu versichern.

Um sein Herz immer mehr von der Erde loszureißen und zum Himmel zu erheben, bethete und betrachtete er eifrig das Gesetz des Herrn, und sehr oft näherte er sich mit aller Inbrunst und Andacht dem Tische des Herrn. „Ich glaube nicht,“ sagte er eines Tages zu Delphine, „daß man sich eine Freude denken könne, die derjenigen ähnlich wäre, welche man kostet am Tische des Herrn. Der größte Trost einer Seele auf Erden ist der öftere Empfang des Leibes und Blutes Jesu Christi.“ — Groß und viele waren aber auch die Gnaden, welche er im Gebethe erhielt, und die beständige Vereinigung seiner Seele mit Gott goß einen unbeschreiblichen Frieden über sein ganzes Wesen.

Die Wahrheit des apostolischen Grundsatzes: „Die Frömmigkeit ist zu allem nütze“ — zeigte sich an Eleazar in vollem Lichte. Er war stets heiter, fröhlich und liebenswürdig, und so viele Zeit er auch den Uebungen der Andacht widmete, versäumte er doch seine zeitlichen Geschäfte nicht. Er verwaltete seine Güter mit eben so viel Sorgfalt, als Weisheit. Im Kriege war er tapfer und unerschrocken; im Frieden thätig und klug; er oblag allen Pflichten seines Standes mit der gewissenhaftesten Treue.

Delphine, seine fromme Gemahlin, die dem heiligen Manne in allen Stücken den pünktlichsten Gehorsam leistete, besorgte indessen mit gleicher Klugheit ihr Vermögen und ihre ausgebreitete Haushaltung. So sehr auch sie die Werke der Andacht übte und liebte, so wußte sie doch als eine erleuchtete und kluge Hausfrau nur zu gut, daß die Berufsgeschäfte einer christlichen Ehefrau von denen einer Klosterfrau ganz verschieden seyen, und daß eine christliche Ehefrau ihre Wirksamkeit in häuslicher Thätigkeit und Sorgfalt zu suchen habe. Sie theilte daher die Zeit so ein, daß sie den Pflichten der Andacht genug that, ohne dabei die Pflichten der Hausfrau zu versäumen.

Man bewunderte an ihr die kluge Aufmerksamkeit, womit sie über ihre Dienerschaft wachte, und die unwandelbare Sorgfalt, womit sie die Furcht Gottes und die Liebe znr Tugend bei ihnen unterhielt, und Alles verbannte, was den Frieden hätte stören können. Alle, die in ihren Diensten standen, ehrten sie wie ihre Mutter; dagegen wurden sie aber auch von ihr wie Kinder geliebt. Ihr Wandel bestätigte die Wahrheit des Spruches: „Tugendhafte Herrschaften bilden auch tugendhafte Diener, und die Familien der Heiligen sind Familien Gottes.“

Delphine hatte auch eine Schwester bei sich, Namens Alasia, die an ihren Andachtsübungen und guten Werken Theil nahm. Wie die Herrschaft, so das ganze Haus. Man durfte nur im Hause Eleazars seyn, um sich unwillkührlich von einem besondern Geiste der Frömmigkeit und Gottesfurcht angeweht zu fühlen. — So viel Gutes stiften gewöhnlich die erbaulichen Beispiele der Hausherrn und Hausfrauen bei ihren Untergebenen.

Liebe und Wohlthätigkeit gegen die Armen muß den Reichen das Thor in das Himmelreich öffnen. In Folge dieser Wahrheit besuchte Eleazar oft die Spitäler; er gab den Armen zu essen und bediente sie häufig bei Tische. Alle Bedrängten fanden an ihm einen Vater; immer waren seine Vorrathskammern mit Lebensmitteln gefüllt, um die Nothleidenden zu unterstützen.

Eines Tages fragte ihn Jemand, warum er gegen die Armen eine gar so zärtliche Liebe trage; „Der Schooß der Armen," antwortete er, „ist der Schatz Jesu Christi." — „Wie können wir Gottes Reich begehren," sagte er oft, „wenn wir dem Nächsten sogar ein Glas Wasser versagen? Wie können wir Ihn bitten um Seine Gnade, wenn wir Ihm verweigern, was Ihm doch angehört? Thut Er uns nicht schon viel Ehre an, indem Er sich würdigt, etwas von uns anzunehmen?" Vorzüglich groß waren seine Almosen im Jahre 1310, da eine außerordentliche Theuerung das Volk drückte.

Nach seines Vaters Tod hatte sich Eleazar gezwungen gesehen, nach Neapel in Italien zu ziehen, um die ihm zugefallene Grafschaft Ariano in Besitz zu nehmen. Aber das Volk, welches gegen die Fran-

zosen sehr eingenommen war, weigerte sich, ihn als Herrn anzuerkennen. Drei Jahre setzte er den Widerspenstigen nichts als Sanftmuth und Geduld entgegen. Seine Freunde drangen in ihn, Gewalt zu brauchen, und bothen ihm sogar die Waffen an, um die Ungehorsamen zu Paaren zu treiben. *)

„Wie?“ entgegnete Eleazar, „sollte ich meine Verwaltung mit Niedermetzeln anfangen? Ich werde die Widerspenstigen vielmehr mit Wohlthun gewinnen. Es ist nichts Rühmliches für den Löwen, wenn er ein Lamm zerreißt; aber etwas Größeres ist es, wenn man ein Lamm über den Löwen triumphiren sieht, und dieses Wunder, hoffe ich, werdet ihr bald sehen.“

Es geschah auch, was er vorhersagte. Die Einwohner der Grafschaft wurden durch seine Liebe beschämt und besiegt; sie unterwarfen sich freiwillig, luden selbst den Heiligen ein, sein Erbe in Besitz zu nehmen, und liebten und ehrten ihn in der Folge um so inniger. Ueberhaupt war Feindesliebe und christliche Versöhnlichkeit eine seiner vorzüglichsten Tugenden.

Unter den hinterlassenen Papieren seines Vaters

---

*) Der Fürst von Taranto, sein Verwandter, sagte ihm eines Tages: „Uebertraget mir die Züchtigung der Aufrührer; ich lasse einen Theil derselben aufknüpfen, und die Andern werden sich dann bald unterwerfen. Wenn man bei den Guten Lamm seyn soll, muß man bei den Bösen Löwe seyn. Es ist nothwendig, einen solchen Uebermuth zu züchtigen. Seyd indeß ruhig, und begnüget euch, für mich zu beten; ich werde diesen Lumpenpack so zu Paaren treiben, daß er euch nicht mehr beunruhigen wird.“

fand er Briefe eines Hauptmannes, womit ihn dieser herabzusetzen und es dahin zu bringen gesucht hatte, daß der Vater ihn, den Sohn, gar enterbe. Selbst seine Gemahlin glaubte, daß Eleazar ein solches Vergehen nicht ungeahndet lassen dürfe. Aber er belehrte sie bald eines Bessern, indem er ihr vorstellte, daß Jesus die Rache verbiete; daß er die Vergebung der Beleidigungen befehle, und Böses mit Gutem zu vergelten gebiete. Und anstatt den Beleidiger zur Strafe zu ziehen, warf er die Briefe in's Feuer. Eben so verbrannte er Schriften, worin man ihm Nachricht von Beleidigungen gab, die man ihm zugefügt hatte, um den Schuldigen die Beschämung zu ersparen, die sie hätten empfinden müssen bei dem Bewußtseyn, daß ihm das Geschehene bekannt wäre.

Indeß war es nicht Mangel an Kraft und Geistesstärke, wenn er seine Feinde nicht strafte. Ungerechtigkeiten und Laster fanden an ihm den strengsten Mann. Er traf die klügsten Maaßregeln, daß die Gerechtigkeitspflege im Herzogthume Ariano wohl verwaltet wurde. Die einer Verschuldung überwiesenen Beamten strafte er strenge; und die Verbrecher gegen das Gesetz entgingen der verdienten Strafe — und wenn es auch die Todesstrafe war — nicht. Die zum Tode Verurtheilten besuchte er dann nicht selten selbst, und bemühte sich, ihnen bußfertige Gesinnungen einzuflößen.

Nachdem Eleazar über drei Jahre lang in Italien zurückgehalten worden, erhielt er endlich vom König Robert, Bruder des heiligen Ludwig, Bischofs von Toulouse, die Erlaubniß, nach der Provence zurückzukehren. Zu Ansois wurde er mit der größten Freude empfangen, und noch größere Freude

verursachte seine glückliche Zurückkunft seiner frommen Gemahlin Delphina, die bei der so langen Abwesenheit ihres Gemahles nicht oft genug Briefe von ihm erhielt, und sich einst deßwegen gegen ihn beschwert hatte. Eleazar hatte ihr damals zugeschrieben: „Du wünschest oft Nachricht von mir zu erhalten. Besuche oft Jesus im allerheiligsten Altarssakramente. Kehre im Geiste in Sein heiliges Herz ein. Du weißt, daß da mein gewöhnlicher Aufenthalt ist, du bist gewiß, mich allzeit da zu finden."

Später berief den heiligen Grafen König Robert zur Erziehung seines Sohnes, des Herzogs Karl von Kalabrien, der ihm sehr am Herzen lag. Auch in diesem schweren uud wichtigen Geschäfte war der heilige Graf eifrig und überaus weise. Der junge Prinz hatte vortreffliche Anlagen, aber dabei einen kühnen, schwer zu lenkenden Charakter. Nachdem Eleazar seinen Zögling genau beobachtet und kennen gelernt und sein Vertrauen gewonnen hatte, fing er an, ihn auf seine Fehler väterlich aufmerksam zu machen und ihm innig die Pflichten ans Herz zu legen, die seine hohe Geburt, die überhaupt sein Christenberuf erfoderten. Und Gott war mit ihm. Der junge Fürst wurde gerührt durch so freundschaftliche, väterliche Ermahnungen. Er fiel seinem Erzieher um den Hals und versprach, alle seine heiligen Wünsche zu erfüllen. „Es ist noch Zeit, anzufangen," sagte er eines Tages, „saget mir, was ich thun soll." — Der Heilige benützte diese Empfänglichkeit. „Eine gründliche Frömmigkeit," sagte er oft, „wird Euch gegen alle die Gefahren schützen, denen Ihr von Seite der Schmeichelei, des Stolzes und der übrigen Leidenschaften werdet ausgesetzt seyn;" — super omnes docen-

tes me intellexi — (über alle, die mich unterwiesen, habe ich Einsicht erlangt" Ps. 118.) kann der Fromme, und nur allein der Fromme sagen. Wer sich an Gott hält, den überlistet kein Fallstrick der Welt und der Hölle. Seine Richtschnur ist unfehlbar; der himmlische Vater lehret ihn. Ein Kind Gottes prüfet alles bei Diesem und vor Diesem, und kann nicht zu Schanden werden. — „Nahet Euch an den Hauptfesten der Kirche den Sakramenten der Buße und des Altars" — jenem Rufe zufolge: „Ohne Mich könnet ihr nichts; — bleibet in Mir. Wer von diesem Brode ißt, der bleibt in Mir, und Ich in ihm." — „Liebet die Armen, und Gott wird Seine Wohlthaten reichlich über Euer Haus ausschütten. — Redet nichts, wenn Ihr im Zorne seyd, sonst werdet Ihr Euch unglücklich machen." — Der Zornige ist gefangen; nicht er redet und der bessere Mensch in ihm, sondern die Leidenschaft. „Es sind mehr Fürsten durch ihre Zunge und ihren Zorn, als durch das Schwert umgekommen." — Die Schmeichler müsset Ihr als die gefährlichsten Menschen verabscheuen; verbannet Ihr sie nicht aus Eurer Nähe, so werden sie Euch in's Verderben stürzen. — Ehret die Rechtschaffenen; ehret die Hirten der Kirche, und ein solches Betragen — Ehrfurcht gegen die Stellvertreter Gottes wegen Gottes — wird Euch, statt erniedrigen, vielmehr wahre Größe geben;" — denn was wäre eine Größe, die nicht am Höchsten, am Unendlichen, an Gott sich anschließt? Wie würde Jemand, und sey er auch gekrönt, Achtung gebieten, der Gott und Gottes Sache nicht achtet?

Durch diese und dergleichen Grundsätze besserte Eleazar die Fehler seines königlichen Zöglings, und bildete ihn zu einen weisen und tugendhaften Fürsten.

Dadurch erwarb sich Graf Eleazar das Zutrauen des Königs in so hohem Grade, daß dieser vor seiner Abreise nach der Provence seinen Sohn Karl unter der Leitung Eleazars als Reichsverweser zurückließ, und letzterm den Vorsitz in der Rathsversammlung gab, wodurch beynahe alle wichtigen Angelegenheiten in seine Hände gelegt waren. Bei dieser Gelegenheit war er vorzüglich der Armen, der Wittwen und Waisen bedacht. Mit größter Geduld hörte er ihre Klagen, schenkte ihnen Recht, und ließ sie nie ohne Trost gehen.

Mehrere der Vornehmen wollten es versuchen, ihn durch Geschenke zu gewinnen; aber er wies Alles mit Strenge von der Hand. Und wenn man ihm vorstellte, doch wenigstens solche Gaben nicht auszuschlagen, die von ganz unverdächtigen Händen kamen, antwortete er: „Es ist sicherer und leichter, alle Geschenke abzulehnen, als zu unterscheiden, welche man ohne Gefahr annehmen könne. Wer einmal angefangen hat, zuzugreifen, wird bald nicht mehr wissen, wo er einhalten soll. Die Geschenke entzünden die Begierlichkeit.“

Während dieser Zeit hatte Kaiser Heinrich VII. beschlossen, das Königreich Neapel mit Krieg zu überziehen. König Robert schickte seinen Bruder Johannes und den Grafen Eleazar mit einem Heere gegen ihn, die ihn auch in zwei Treffen überwanden. Die Neapolitaner schrieben diese zwei Siege vorzüglich der Klugheit und dem Muthe Eleazars zu. Die Geschenke, die er hiefür von des Königs Hand bekam und nicht abweisen konnte, ohne ihn zu beleidigen, waren ihm nur eine Quelle der Wohlthätigkeit und des Almosens für Bedürftige.

Zuletzt ward ihm auch noch das Heirathsgeschäft, die Tochter des Grafen von Valois am französischen Hofe für den Herzog von Calabrien zu begehren, übertragen. Er vollbrachte dieses Geschäft 1323 zur vollkommensten Zufriedenheit der beiden Höfe. Und darauf erkrankte er bald; er fühlte es, daß sein Lebensende herannahe. Es kam ihm nicht unerwartet, obwohl er erst 38 Jahre alt war. Sein Testament war schon lange vorher gemacht. Seine Gemahlin und sein Bruder waren darin vor Allem bedacht; aber auch die Dienerschaft hatte er nicht vergessen, so wie auch nicht die Armen und fromme Stiftungen. Er bereitete sich mit aller Inbrunst zum Heimweg; — mußte jedoch — wer sollte es glauben? — einen schweren Todeskampf bestehen, aus dem er aber siegreich am 27. September 1323 zum ewigen Leben überging.

Sein Trost auf dem Schmerzenlager war die Leidensgeschichte Jesu. Daß der Gottmensch für ihn gestorben sey, war seine einzige, aber auch seine kräftigste Beruhigung.

Der schwere Todeskampf Eleazars erinnert übrigens auch an den des heiligen Bernhardus, welcher von Gedanken der Verzweiflung sehr angefochten war, und die Worte ausrief: „Ich habe nichts gethan, das den Himmel verdiente.“ Sich zu ermuthigen, bethete er jedoch inbrünstig und anhaltend: „Mein Gott! ich erkenne, daß das Paradies mir nicht für meine Werke gebühre; sehr unwürdig ward ich der ewigen Glückseligkeit durch meine Sünden. Indessen flößen zwei Gedanken mir Hoffnung ein, daß Du mir eine Stelle in Deinem ewigen Reiche verleihen werdest; nämlich: daß ich Dein Kind bin, und daß Christus für mich gestorben ist.“

Hausordnung des heiligen Grafen Eleazar.

1) „Alle meine Hausgenossen sollen jeden Tag, welches Geschäft sie auch haben mögen, die heilige Messe hören *). Wenn in meinem Hause Gott recht gedient wird, so wird nichts darin mangeln.“

2) „Wenn Jemand aus meiner Dienerschaft schwört **) oder lästert ***), wird er strenge gestraft,

*) Versteht sich, wenn dieses füglich geschehen kann, und man an solchen Orten wohnt, wo in der frühen Morgenstunde eine heilige Messe gelesen wird.

**) „Ihr habet gehört“ (sagte Jesus bei Matth. 5, 33 und ff. V.), „daß zu den Alten gesagt worden sey: Du sollst nicht falsch schwören; dem Herrn aber sollst du halten, was du geschworen hast. Ich aber sage euch, ihr sollet gar nicht schwören, weder bei dem Himmel, denn er ist der Thron Gottes: noch bei der Erde, denn sie ist dessen Fußschemmel: noch bei Jerusalem, denn sie ist eine Stadt des großen Königs. Auch sollst du bei deinem Haupte nicht schwören, indem du nicht ein Haar weiß oder schwarz machen kannst. Eure Rede aber sey: ja, ja; nein, nein; was darüber ist, das ist vom Bösen.“

(Man vergleiche auch noch, was Jesus einst zu den Schriftgelehrten sagte bei Matth. 23, 16 — 22.)

„Vor allen Dingen aber“ (so schrieb der heilige Apostel Jacob 5, 12.) „schwöret weder bei dem Himmel, noch bei der Erde, noch was immer für einen Eid; sondern eure Rede soll seyn: ja, ja; nein, nein; damit ihr in dem Gerichte nicht unterlieget.“

***) „Wer wider den heiligen Geist lästert, dem wird nicht vergeben werden.“ (Luc. 12, 10.)

„Ermahne sie (die Gläubigen), daß sie . . . den Obrigkeiten unterthänig, dem Befehle gehorsam, und zu allen guten Werken bereit seyen; daß sie Nieman-

und darauf mit Schande entlassen werden. Kann ich wohl hoffen, daß Gott Seinen Segen über mein Haus ausgießen werde, wenn Menschen darin sind, die sich selbst dem höllischen Feinde übergeben? Sollte ich wohl in meiner Nähe Zungen dulden, welche die Seelen vergiften?“

3) „Alle sollen die Schamhaftigkeit ehren; die mindeste Unlauterkeit in Wort oder That wird in Eleazars Haus nicht ungestraft bleiben.“ *)

4) „Die männlichen sowohl als die weiblichen Hausgenossen und Dienstboten müssen jede Woche ihre Beicht ablegen. Niemand sey wenigstens so unglücklich, daß er sich an den Hauptfesten des Jahres der heiligen Kommunion beraube“ . . . . **)

---

den lästern, noch zänkisch, sondern sittsam seyen, und gegen Jedermann alle Sanftmuth bezeigen.“ Tit. 3, 1 und 2.

„Der Herr weiß . . . . die Ungerechten auf den Tag des Gerichtes vorzubehalten, damit sie gepeiniget werden; noch mehr aber diejenigen, welche nach dem Fleische in der Lust der Unreinigkeit wandeln, die Herrschaft verachten, frech sind, viel von sich selbst halten, und sich nicht scheuen . . . zu lästern: da doch die Engel, welche an Kraft und Stärke größer sind, kein Fluchurtheil über einander fällen.“ (2 Petr. 2, 9 — 11.)

*) „Hurerei (sagt Paulus) und alle Unlauterkeit . . . sollen unter euch nicht genannt werden, wie es Heiligen geziemt: weder schändliche Worte, noch eine thörichte Rede, oder ein leichtsinniges Geschwätz, das zur Sache nicht gehört, ... denn das sollet ihr wissen, und verstehen, daß kein Hurer, noch Unreiner . . . . ein Erbtheil an dem Reiche Gottes und Christi haben werde.“ (Ephes. 5, 3 — 5.)

**) Von den ersten Gläubigen lesen wir: „Sie verharrten in der Lehre der Apostel, in der Gemeinschaft des

5) „Ich will, daß man in meinem Hause den Müssiggang *) vermeide. Am Morgen wird Jeder sein Herz durch ein glühendes Gebet zu Gott erheben, und Ihm sich selbst, wie auch alle Handlungen des Tages zum Opfer darbringen. Nach diesem sollen die männlichen und weiblichen Personen an ihre Arbeit gehen. Man wird ihnen des Morgens auch einige Zeit zur Betrachtung zugestehen; von jenen aber will ich nichts wissen, die beständig in der Kirche sind: denn dieß thun sie nicht aus Liebe zur Beschaulichkeit, sondern aus Abneigung gegen die Arbeit. Das Leben einer gottesfürchtigen Frau, wie es der heilige Geist **) beschreibt, besteht nicht allein darin, daß sie recht bete, sondern daß sie auch sittsam, gelehrig, fleißig in der Arbeit, und sorgfältig in dem Hauswesen sey. Die weiblichen Hausgenossen werden deßhalb des Morgens einige Zeit hindurch beten und lesen; die übrige Zeit des Tages aber auf die Arbeit verwenden."

6) „Ich will nicht, daß man Hazardspiele habe, man kann sich auf unschuldige Weise ergötzen, und die Zeit geht ohnehin zu geschwind vorüber ***), als daß man sie durch Müssiggang verlieren sollte. Es

---

Brodbrechens und im Gebete . . . . Auch verharrten sie täglich einmüthig in dem Tempel, brachen in den Häusern das Brod" . . . . (Apost. Gesch. 2, 42 und 46.)

*) „Wer dem Müssiggang nachgeht, hat keine Vernunft . . . . er wird in Armuth darben." (Sp. Sal. 12, 11 — 28, 19.)

**) Sp. Sal. 31, 10 und ff.

***) „Sehet also zu, Brüder! wie ihr behutsam wandeln möget, nicht als Thoren, sondern als Weise. Erkaufet die Zeit, denn die Tage sind böse." (Ephes. 5, 15 und 16.)

ist indessen meine Absicht nicht, daß mein Schloß einem Kloster gleich seyn soll, und daß die Meinigen, wie Einsiedler leben; ich verwehre ihnen nicht, froh und heiter zu seyn, wofern sie nur nichts gegen ihr Gewissen thun, und sich nicht der Gefahr aussetzen, Gott zu beleidigen" . . . . *)

7) „Der Friede darf in meinem Hause nicht gestört werden. **) Wo der Friede herrscht, da wohnt Gott. ***) Der Neid, die Eifersucht, der Verdacht

---

*) „Denn dieß ist unser Ruhm, das Zeugniß unseres Gewissens, daß wir in Einfalt des Herzens und in der Aufrichtigkeit Gottes, nicht in fleischlicher Weisheit, sondern in der Gnade Gottes in der Welt gewandelt sind." (2. Cor. 1, 12.)

„Dieses Gebot empfehle ich dir . . . . daß du . . . einen guten Kampf kämpfest, und den Glauben sammt einem guten Gewissen behaltest, welches etliche verworfen und am Glauben Schiffbruch gelitten haben." (1. Tim. 1, 18 und 19.)

„Sie sollen ohne schändliche Gewinnsucht seyn . . . . das Geheimniß des Glaubens in einem reinen Gewissen bewahren." (1. Tim. 3, 8 und 9.)

**) „Lasset uns mit Gott durch unsern Herrn Jesus Christus Friede haben!" (Röm. 5, 1.)

„Wenn es möglich ist, so haltet, so viel an euch ist, mit allen Menschen Frieden. Rächet euch nicht selbst, sondern überlasset es dem Zorne (Gottes); denn es steht geschrieben: Die Rache ist Mein. Ich will vergelten, spricht der Herr." (5. Moys. 32, 35. Sir. S. 28, 1. Matth. 5. 39. Röm. 12, 18 und 19.)

„Befleißet euch des Friedens gegen Jedermann." (Hebr. 12, 14.)

„Der Gott des Friedens wolle den Satan bald unter euern Füßen zertreten." (Röm. 16, 20.)

***) „Befleißet euch, daß ihr vor Gott unbefleckt und unsträflich im Frieden befunden werdet." (2 Petr. 3, 14.)

und die Angeberei *) theilen eine Familie, wie in zwei Kriegsheere, die sich beständig heimlich zu überfallen suchen, und die, nachdem sie den Hausherrn belagert haben, ihn verwunden und aufzehren. Ich werde alle jene aufsuchen, die Gott treu dienen; diejenigen aber werde ich nicht dulden, welche sich für dessen Feinde erklären. Eine uneinige, böszüngige oder verläumderische Dienerschaft zerfleischt sich wechselseitig **). Alle, welche keine Furcht Gottes haben, können das Vertrauen ihres Herrn nicht verdienen ***),

„Haltet Frieden', so wird der Gott des Friedens und der Liebe mit euch seyn (2. Cor. 13, 11.); denn Gott ist nicht ein Gott der Uneinigkeit, sondern des Friedens." (1. Cor. 14, 33.)

*) „So leget denn alle Bosheit, allen Betrug, Verstellungen, Neid und alle Verläumdungen ab." (1. Petr. 2, 1.)

„Flieh den Namen eines Ohrenbläsers und lege dir nicht selbst einen Fallstrick mit deiner Zunge, auf daß du nicht Schande einlegest. Auf einen Dieb wartet Scham und Reue, auf einen Zweizüngigen ein sehr übles Schandmal, und auf den Ohrenbläser Haß, Feindschaft und Schmach." (Sir. C. 5, 16 und 17.)

**) „Die Werke des Fleisches sind . . . Hurerei, Unreinigkeit, Unzucht, Geilheit, Abgötterei, Zauberei, Feindschaft, Zank, Neid, Zorn, Hader, Uneinigkeit, Ketzerei, Mißgunst, Todschlag, Trunkenheit, Schwelgerei und dergleichen, von welchen ich euch vorsage . . . daß jene, die solche Dinge thun, das Reich Gottes nicht erlangen werden. Die Frucht des Geistes aber ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Langmuth, Sanftmuth, Glaube, Mäßigkeit, Keuschheit, Reinigkeit." (Gal. 5, 19—23.)

***) „Wer zornig und ohne Furcht Gottes ist, kann nicht gerechtfertiget werden, denn seine Zornmüthigkeit stürzt ihn." (Sir. C. 1, 28.)

und sie werden leichtlich dessen Güter vergeuden. Der von solch einer Dienerschaft umgebene Herr ist in seinem Hause, wie in einem Laufgraben, den die Feinde von allen Seiten umlagern."

8) „Wenn sich irgend ein Streit erheben sollte, will ich, daß man unverbrüchlich die Vorschriften des Apostels beobachte, und daß die Wiederversöhnung noch vor Sonnenuntergang geschehe*); man vergesse den Fehler im Augenblicke, wo er begangen wird, und ersticke in sich jeden Widerwillen. Ich weiß, daß es unmöglich ist, mit Menschen zu leben und nicht etwas zu leiden haben. Selten ist ja ein Mensch nur einen Tag mit sich selbst einig. Ueberfällt ihn eine Laune, so weiß er schon nicht mehr, was er will. Andern nicht verzeihen wollen, ist teuflisch; seine Feinde aber lieben, und Böses mit Gutem vergelten, ist das Un-

---

„Der Sünder versteht nicht, daß Gottes Auge alles sieht, denn seine (des Sünders) ganze Furcht ist das menschliche Auge, und diese Furcht verjagt die Furcht Gottes aus ihm. Er erkennt nicht, daß die Augen Gottes tausendmal heller sind, als die Sonne; daß sie den Abgrund des Meeres und die verborgensten Winkel unsers Herzens durchschauen. Jener (Sünder) wird auf den Gassen der Stadt bestraft werden, und obschon er wie ein junges Füllen zu entfliehen hofft, wird man ihn doch ertappen, wo er es nicht vermuthet. Da wird er vor Jedermann zu Schanden werden, weil er die Furcht des Herrn hat nicht begreifen wollen." (Sir. 23, 27—31.)

*) „Zürnet und sündiget nicht: Lasset die Sonne über eurem Haupte nicht untergehen. Gebet dem Satan keinen Raum." Ephes. 4, 26 u. 27.

„Zürnet, aber sündiget nicht." Ps 4. 5.

terscheidungsmerkmal der Kinder Gottes*). Wenn ich solche Diener kenne, werde ich ihnen allezeit mein Haus, meinen Geldbeutel und mein Herz öffnen; ich werde sie als meine Freunde betrachten**)."

9) „Alle Abende wird sich mein ganzes Haus versammeln, um der Unterredung beizuwohnen, wo man von Gott, von dem Heile und von den Mitteln, den Himmel zu gewinnen, sprechen wird***). Es ist nicht wenig beschämend für uns, daß wir auf die Erde

*) „Liebet eure Feinde," sprach Jesus bei Matth. 5, 44. u. ff. „thuet denen Gutes, die euch hassen und bittet für die, welche euch verfolgen und verläumden, damit ihr Kinder eures Vaters seyd, der im Himmel ist; der seine Sonne über die Guten und Bösen aufgehen und über die Gerechten und Ungerechten regnen läßt. Denn wenn ihr diejenigen liebet, die euch lieben, was werdet ihr für eine Belohnung haben? Thun dieß nicht auch die Publikaner? Und wenn ihr nur eure Brüder grüßet, was thut ihr mehr? Thun dieß nicht auch die Heiden? Darum sollet ihr vollkommen seyn, gleichwie auch euer himmlischer Vater vollkommen ist."
„Wenn dein Feind Hunger oder Durst leidet, reiche ihm Speise zu essen und gib ihm Wasser zu trinken; denn also wirst du gleichsam Kohlen auf seinem Haupte sammeln (und eine Gegenliebe in ihm entzünden); der Herr aber wird es dir vergelten." (Sp. Sal. 35, 21. u. 22. Röm. 12, 20.)

**) Jesus nannte zuletzt Seine Apostel ebenfalls Seine Freunde. „Ihr seyd Meine Freunde, wenn ihr thut, was Ich euch gebiete. Ich will hinfort nicht sagen, daß ihr Knechte seyd, denn ein Knecht weiß nicht, was sein Herr thut." Joh. 15, 14. u. 15.

***) Wenn dergleichen Zusammenkünfte einen wahrhaft gottesfürchtigen Zweck haben, fern von aller mystischen Schwärmerey; wenn Jedermann aus dem Geiste der

gesetzt, um das Paradies zu verdienen, so wenig daran denken, und nie anders, als nur oberflächlich davon sprechen. O Menschenleben! wie wirst du angewendet! O Arbeiten, so wenig einer unsterblichen Seele würdig! Welche Mühen, welche saure Anstrengungen für thörichte Dinge! Die Gespräche über den Himmel erwecken uns zur Tugend und flößen uns Verachtung gegen die gefahrvollen Weltvergnügungen ein. Wie werden wir wohl Gott lieben lernen, wenn wir niemals von Ihm sprechen? ... Es soll daher Niemand bei der Unterredung fehlen, unter dem Vorwande der Besorgung meiner Geschäfte. Ich habe kein Geschäft, das mir näher geht, als das Heil meiner Dienerschaft. Sie sind mir gegeben, und ich stelle Gott alles zurück, den Herrn, die Dienerschaft, und überhaupt Alles, was in meiner Gewalt ist" *).

Gespräche erkennen kann, daß unserm Gott und der wahren Kirche die Grundsätze gefallen müssen, welche da näher beleuchtet, besprochen, siegreich vertheidigt und nachdrucksam empfohlen werden, dann können dergleichen Zusammenkünfte sogar von großem Nutzen seyn, auch zur größern Ehre Gottes und zur Wohlfahrt derjenigen, die ihnen beiwohnen, gereichen. Da indeß in unsern Tagen, leider! so mannigfaltiger mystischer Unsinn in dergleichen Zusammenkünften vorgetragen und vertheidigt, auch ein so unchristliches Urtheil über jene gefällt wird, welche dergleichen größtentheils heimlichen Zusammenkünften das Wort sprechen, so ist es rathsamer, wenn jede wahrhaft gottesfürchtige Familie dafür sorgen wird, daß alle Hausgenossen dem gemeinschaftlichen Abendgebete, und etwa vorher der Vorlesung eines von der katholischen Kirche genehmigten, Gottesfurcht bezweckenden Buches beiwohnen.

*) Der heilige Graf Eleazar gab dadurch unverkennbar zu verstehen, daß er den Sinn des Apostels verstand, wenn

10) „Ich verbiete allen in meinem Brode stehenden Personen unter den strengsten Strafen, irgend Jemanden an seinen Gütern oder an seiner Ehre das geringste Unrecht zuzufügen, die Armen zu bedrücken, und den Nebenmenschen, unter dem Vorgeben, meine Rechte zu behaupten, in Noth und Elend zu stürzen. Ich will mich nicht von dem Vermögen des Dürftigen bereichern, noch wenn er darbt, im Ueberflusse schwelgen. Beamte *), die auf grausame Weise für den Nutzen ihrer Herrschaft eifern, verdammen sich und jene. Wie dürfte man sich einbilden, daß einige unbedeutende Almosen die Ungerechtigkeiten der Beamten tilgen werden, welche die Eingeweide der Armen zerfleischen, deren Weheklagen zum Himmel steigt und um Rache ruft?" **)

---

dieser sagt: „Ihr Herren! ... unterlasset das Drohen, da ihr wisset, daß sowohl ihr (eurer Dienstboten) als euer Herr in dem Himmel ist, welcher das Ansehen der Personen nicht achtet." (5. Moys. 10, 17. 2. Paral. 19, 7. Job. 34, 19. Weish. 6, 8. Sir. S. 35, 15. Ap. Gesch. 10, 34. Röm. 2, 11. Gal. 2, 6. Ephes. 6, 9,)

*) Da nicht jeder Hausvater Beamte in seinem Brode hat, so ist diese Vorschrift nur in so weit anwendbar als der Hausvater nach seinem besondern Standes-Verhältniß seinen Untergebenen Vorschriften ertheilt, die Bezug hierauf haben.

**) „Sohn! entzieh dem Armen das Almosen nicht, welches sein Leben ist, und wende von ihm dein Auge nicht ab; ja laß das Aug des Dürftigen nicht lange dir entgegen sehen. Betrübe keinen Hungrigen durch deine Verachtung, und erbittere keinen Armen in seiner Noth durch dein Zaudern. Quäle ein entrüstetes Herz nicht noch mehr, und verschieb die Gabe

„Ich will lieber nackt ins Paradies gehen, als in Gold und Purpur glänzend, mit dem gottlosen Reichen in die Hölle gestürzt werden. *) Man ist reich genug, wenn man die Furcht Gottes hat. **) Durch Ungerechtigkeit oder Unterdrückung erworbene Reichthümer sind wie ein unter der Erde verborgenes Feuer, dessen Ausbrüche Alles zerstören und verzehren werden. ***) Findet es sich, daß dem Nebenmenschen

nicht, da der Arme in Aengsten steckt . . .; denn das Gebet einer Seele, welche in ihrer Bitterkeit Rache fordert, wird von ihrem Schöpfer angehört." Sir. S. 4. 1. u. ff.

„Wer dem Armen gibt, wird nicht arm; wer aber seine Augen von dem Bittenden abwendet, wird sehr abnehmen." Spr. Sal. 28, 27.

„Ein Gericht ohne Barmherzigkeit wird über den ergehen, welcher keine Barmherzigkeit geübt hat." Jak. 2., 13.

*) Luk. 16., 19.

**) „Gottesfurcht ist des Menschen Ehre, Ruhm und Freude. Sie ist die Krone der Frohlockung. Die Gottesfurcht erquickt das Herz, bringt äußerliche und innerliche Freuden und verlängert das Leben. Sie ersättigt uns mit ihren Früchten." Sir. S. 1. 11., 12. u. 20.

„Fürchte dich nicht", sprach Tobias zu seinem Sohne, „wenn wir Gott fürchten, werden wir viel Gutes haben." Tob. 4., 2. 3.

***) „Die reich zu werden verlangen, fallen in die Versuchung, in den Strick des Teufels und in viele unnütze und schädliche Begierden, die den Menschen in den Untergang und in das Verderben stürzen. Denn die Gewinnsucht ist eine Wurzel alles Uebels: da ihr etliche nachgetrachtet haben, sind sie von dem Glauben irre gegangen, und haben sich in viele Schmerzen verwickelt." 1. Tim. 6., 9. u. 10.

etwas weggenommen worden, so will ich, daß man es vierfach zurückgebe." *)

„Ich verlange, daß man alles Unrecht gut mache, welches meinetwegen Jemanden zugefügt worden. Könnte wohl ein Mensch, dessen Schätze im Himmel sind **), leidenschaftlich für die Güter der Erde eingenommen seyn? Ich bin nackt aus dem Schooße meiner Mutter hervorgegangen, bald werde ich wieder nackt in den Schoos der Erde, unserer gemeinschaftli-

---

*) „Sieh, Herr!" sprach auch Zachäus einst zu dem Heilande, „die Hälfte meiner Güter gebe ich den Armen, und wenn ich Jemanden betrogen habe, erstatte ich es vierfach." Luk. 19., 8.

**) „Ihr sollet euch", sagte einst Jesus bei Matth. 6., 19. u. 20., „keine Schätze auf Erden sammeln, wo sie der Rost und die Motten verderben, und wo sie die Diebe ausgraben und stehlen; sammelt euch aber Schätze im Himmel, wo weder Rost noch Motte sie verderben, noch die Diebe ausgraben und stehlen." Luk. 12, 33.

„Sey barmherzig", sagte Tobias zu seinem Sohne, „so gut du kannst. Hast du viel, theile reichlich aus; hast du wenig, befleiße dich, das Wenige doch gerne zu geben; denn du hinterlegst dir einen guten Lohn und Schatz auf den Tag der Noth; indem das Almosen von aller Sünde und von dem Tode erlöset, und die Seele nicht in die Finsterniß wird gehen lassen." Tob. 8., 4—10.

„Ungerechte Schätze helfen nichts, hingegen errettet die Gerechtigkeit vom Tode. Die Seele des Gerechten wird Gott nicht mit Hunger quälen, und den listigen Geiz der Gottlosen wird Er zernichten." Spr. Sal. 10., 2 u. 3.

chen Mutter zurückkehren. *) Sollte ich wohl für einen Augenblick des Lebens, den ich zwischen diesen zwei Gräbern zubringe **), mein ewiges Heil aufs Spiel setzen? Um dieß zu thun, müßte ich meinen Verstand verloren haben; nicht wissen, was die Tugend ist, ich müßte dem Glauben entsagt haben." ***)

*) Alsdann stand Job auf, und warf sich zur Erde, Gott anbetend und sprach: „Nackt bin ich geboren worden, und nackt werde ich in das Grab steigen." Job 1. 20. u. 21.

„Wie der Mensch nackt geboren worden, so wird er von hier abziehen; wie er kam, so wird er hingehen, und nichts von seiner Arbeit mitnehmen, sogar nicht eine Handvoll. Erbärmliche Schwachheit! man fährt von hinnen, wie man angelangt." Pred. Sal. 5., 14. u. 15.

„Wir haben nichts in die Welt mitgebracht, so werden wir auch ohne Zweifel nichts mitnehmen." 1. Tim. 6., 7.

**) „Der Mensch", sagt Job 14., 1. u. 2., „eines Weibes Kind, kurz von Tagen, satt vieles Elendes, schießt auf wie eine Blume, wird abgeschnitten und zertreten: er flieht wie ein Schatten."

„Der Mensch ist wie eine Distelblüthe, die der Wind wegführt; wie ein leichter Schaum, den ein Sturm verspritzt; wie ein Rauch, den der Wind verjagt; oder wie das Andenken eines Gastes, der heute kömmt und morgen wegzieht." Weish. 5., 15.

„Was ist euer Leben? Ein Dampf ist es, der sich eine geringe Zeit sehen läßt und darauf verschwindet." Jak. 4., 15. „Meine Tage vergehen wie Rauch." Ps. 101., 4.

***) Auch der heil. Augustin sagte schon einst: „Die kurze Zeit unseres Lebens auf Erden kommt uns langwierig vor, so lange wir noch einen Tag nach dem andern zurücklegen; aber wenn sie einmal vollendet seyn

63.
Ein Tischgebet aus den ersten christlichen Jahrhunderten.

Es wird uns dieses Tischgebet erzählet vom heiligen Bischofe und Kirchenvater Chrysostomus. Hier folgen seine Worte, wie er sie geredet hat zu den Gläubigen:

„Ich lobe und bewundere die in den Einöden wohnenden Mönche, zwar auch um anderer, vorzüglich aber um dieses Spruches willen, mit dem sie ihr Tischgebet schließen; nämlich: „Es wird jedem nach seinem Werke vergolten werden" — ein Ausdruck, der nicht allein die Sünder an die Strafe, sondern auch die Gerechten an die Belohnungen und Kronen erinnern sollte. — Nachdem diese das Mittag- oder

wird, dann werden wir es wahrnehmen, wie kurz sie gewesen ist. Setze noch so viele Jahre hinzu, als du immer willst, erstrecke dein Leben auf tausend Jahre, ja bis in das äußerste Alter; was wirds jedoch auch dann anders seyn, als eine Morgenluft? Ja, der Psalmist hat Recht, wenn er im Vergleiche des gegenwärtigen Lebens mit dem Leben der Ewigkeit sagt: Tausend Jahre sind vor Deinen Augen, o Herr! wie der gestrige Tag der vorüber ist. Ps. 89. 4. Wenn nun der Mensch dieß weiß, es wenigstens wissen und bedenken soll, wo ist seine Weisheit? wo sein Verstand? wo der Beweis seines Glaubens? Wenn er bei all seinem Scharfblicke, dessen er sich rühmt, doch nicht bedacht ist, frühzeitig der ewigen Jahre sich zu erinnern, und für sein Seelenheil zu sorgen?„

vielmehr das Abend=Mahl genommen haben — denn sie wissen von keinem Mittagmahle; sie wissen, daß die gegenwärtige Zeit eine Zeit des Trauerns und Fastens ist — nachdem sie, sage ich, das Abendmahl genommen haben, schicken sie einige Dankgebete zu Gott ab, und erinnern sich dann auch dieses Spruches. Wollet ihren heiligen Gesang hören! Damit auch ihr ihn immerhin sprechet, will ich ihn hersagen. Er lautet also: „Gepriesen seyst Du Gott, Der Du mich von meiner Jugend an nährest, Der Du allen Menschen Nahrung gibst. Fülle mit Freude und Lust unsere Herzen, damit wir immerdar für uns haben soviel, als nöthig, und überflüssig thun alle gute Werke durch Jesum Christum, unsern Herrn, Welchem mit dem heiligen Geiste Ruhm und Herrschaft zu ewigen Zeiten gebührt. Amen. — Ehre Dir, Herr! Ehre Dir, Heiliger! Ehre Dir, König! weil Du uns mit Speisen erquicket hast. Erfülle uns mit dem heiligen Geiste, damit wir Beyfalls würdig in Deinen Augen befunden, und nicht beschämt werden am Tage, an welchem Du jedem nach seinen Werken vergelten wirst.“ Zwar verdient der ganze Lobgesang Bewunderung, besonders aber dieser Ausgang. Weil das Essen pflegt ausgelassen und träge zu machen, so erinnern sie (die frommen Mönche in ihrem Tischgebete ausdrücklich) die Seele an das Gericht, und legen ihr mit diesen Worten gleichsam einen Zaum an. Sie wußten, wie schwer sich die Israeliten nach einem wohl besetzten Tische versündigt hatten. „Der Liebling aß, mästete sich und schlug hinten aus.“ (Mos. 32, 15.) Darum befahl

Moses: „Wenn du dich satt gegessen und getrunken hast, so gedenke an den Herrn, deinen Gott.“ (4. Mos. 6, 11.) Denn damals begingen sie nach dem Essen jene gottlose Frevelthaten. Sonach gib auch du Acht, daß du nicht eines gleichen Fehlers dich schuldig machest. Freilich wirst du nicht einem steinernen oder silbernen Götzen Schafe oder Kälber opfern: allein gib acht, daß du deine Seele nicht dem Zorne, dein Heil nicht der Hurerei oder andern Leidenschaften opferst. Denn deßwegen und weil sie diese Abstürze fürchten, gedenken die Mönche des schreckbaren Gerichtes und jenes Tages nach ihrem Mahle oder Fasten vielmehr; denn ihr Mahl ist Fasten. Wenn nun jene, welche sich mit Fasten, Bodenliegen, mit Wachen kasteieten, dieser Erinnerung noch bedurften: wann werden wir ordentlich leben, die wir uns zu von tausenderlei Gefährlichkeiten vollen Gastmahlen setzen, und (oft) gar nichts, weder beim Anfange, noch am Ende desselben beten? Diese Gefährlichkeiten aus dem Wege zu räumen, wollen wir jenen Lobgesang vortragen und alle Worte desselben erklären, damit wir seine Nutzbarkeit einsehen, und ihn selbst immerdar bei Tische singen und die Gelüste des Bauches unterdrücken, und so die Gewohnheiten und Gesetze jener Engel in unsern Häusern einführen. Zwar solltet ihr euch selbst dahin begeben und es lernen. Weil ihr aber dieß nicht wollt (oder nicht könnt), so vernehmt aus unserm Mund dieß geistliche Lied, und jeder möge nach dem Tische folgende Worte sprechen und also anfangen: „Gepriesen seyst Du, Gott!“ — So erfüllen sie gleich das apostolische Gesetz, das befiehlt: „Was ihr immer thut, mit Worten oder Werken, das thut alles um des Herrn Jesu willen und danket für alles Gute, das ihr um Seinetwillen er-

langet, Gott, dem Vater.“ (Kol. 3, 17.) Dann wird gedanket, nicht für einen Tag nur, sondern für das ganze Leben. „Der Du mich nährest,“ heißt es, „von Jugend an.“ Auch hierin liegt Tugendlehre. Wenn Gott sorget, soll der Mensch nicht sorgen. Gesetzt, ein König verspräche dir von seinen Einkünften die tägliche Nahrung, so würdest du gewiß in guter Hoffnung leben: wie vielmehr sollst du alle Sorgen aufgeben, wenn sie Gott dir verspricht? Demnach sprachen dieß auch die Mönche, indem sie sich und ihre Lehrlinge beredeten, alle irdische Sorgfalt abzulegen. Damit man nun nicht glaube, sie bringen nur für sich allein dieß Dankgebet dar, so sprechen sie weiter: „Der Du allen Menschen Nahrung gibst“ — und danken für die ganze Welt; schicken wie Väter des ganzen Erdkreises Lobpreisungen für Alle empor und ermahnen sich so zur ächten Bruderliebe. Denn sie können die nicht hassen, für deren Ernährung sie Gott danken. Siehst du, daß durch das Dankgebet die Liebe eingeführt und die irdische Sorge vertrieben wird, und dieß sowohl nach den vorhergehenden, als auch nach den gegenwärtigen Worten desselben. Wenn Gott alle Menschen nähret, wie vielmehr seine Diener? Wenn Er die den irdischen Sorgen Ergebenen, wie viel mehr die von denselben Freien? Dieß wollte Christus sagen mit den Worten: „Ihr habt einen weit größern Werth, als diese Sperlinge.“ (Luk. 2, 7.) So sprach Er, uns zu lehren, daß wir nicht auf Reichthum, Aecker, und daraufstehende Samen vertrauen sollen. Denn nicht diese nähren, sondern das Wort Gottes . . . Nun folgt die Bitte: „Fülle mit Freude und Lust unsere Herzen!“ Welche Freude ist hier gemeint? Nicht die irdische, das sey ferne! — Hätten sie diese gewollt,

so würden sie nicht die höchsten Berge bestiegen, nicht in Einöden sich begeben, nicht Bußkleider angelegt haben, sondern jene Freude meinen sie, die nichts mit dem irdischen Leben gemein hat, die der Engel, die himmlische. Und nicht so gemeinhin, sondern mit vielem Nachdrucke bitten sie um diese. Denn sie sagen nicht: „gib;" sondern: „fülle;" sie sagen nicht: „uns;" sondern: „unsere Herzen." Denn das ist vorzüglich Herzensfreude. „Die Frucht des Geistes ist Liebe, Freude, Friede." (Gal. 5, 22.) Weil durch die Sünde die Traurigkeit ist eingeführt worden, bitten sie, daß durch die Gerechtigkeit die Freude in ihnen gepflanzet werde; denn sonst ist keine Freude möglich. „Damit wir immerdar so viel haben, als nöthig ist." Sieh jenen evangelischen Spruch erfüllet, der sagt: „Unser nöthiges Brod gib uns heut." — Aber eben diese nothwendige Nahrung suchen sie wegen des Geistlichen; denn sie sprechen weiter: „Damit wir überflüssig thun alles gute Werk." Nicht — damit wir nur das Befohlene, sondern, damit wir noch mehr thun, als befohlen ist. Dieß bedeutet der Ausdruck, „daß wir überflüssig thun." In Rücksicht der nothwendigen Stücke verlangen sie von Gott so viel, als genug ist; sie aber wollen nicht zur Genüge nur, sondern auch zum Ueberflusse und in allen Stücken gehorchen. Dieß ist die Eigenschaft redlicher Diener, dieß die Eigenschaft tugendsamer Männer, allezeit und in Allem überflüssig thun. — Dann gedenken sie wiederum ihrer eigenen Schwachheit und der Unmöglichkeit, irgend was Edles ohne die göttliche Hülfe zu leisten, und setzen zu den Worten, „daß wir alles gute Werk überflüssig thun," hinzu: „Durch unsern Herrn Jesum Christum, Welchem Ehre, Ruhm und Herrschaft itzt und

zu ewigen Zeiten gebührt. Amen." Mit Danksagung fingen sie an, mit Danksagung endigten sie."

„Dann scheinen sie wieder von vorne anzufangen, setzen aber in der That die nämliche Rede fort. So endigte auch Paulus seinen kaum angefangenen Brief mit den Worten: „Nach dem Willen, Gottes, des Vaters, welchem die Ehre zu allen Zeiten gebühret. Amen!" (Gal. 1, 4.) Und kam dann auf den Gegenstand seines Briefes wieder zurück. Und als ebenderselbe anderswo gesagt hatte: „Sie ehrten das Geschöpf und dienten demselben vor dem Schöpfer, welcher gepriesen ist in alle Ewigkeit. Amen!" endigte er die Rede nicht, sondern setzte sie noch weiter fort. Demnach klagen wir nicht diese Engel an, als thun sie Unrecht, daß sie die heiligen Gesänge, mit der Doxologie (Lobpreisung des dreieinigen Gottes) endigen, und dann wieder von vorne anfangen. Denn sie richten sich hierin nach den apostolischen Gesetzen, fangen von Doxologie an, endigen damit und fangen nach diesem Ende abermal an. Darum sprechen sie: „Ehre Dir, Herr, Ehre Dir, Heiliger, Ehre Dir, König, weil Du uns mit Speisen erquicket hast." Nicht für die Großen nur, sondern auch für die kleinen Gutthaten muß man Gott danken. Sie danken auch für diese, und beschämen damit die ketzerischen Pharisäer, und alle die, welche das gegenwärtige Leben böse nennen. Denn damit du nicht aus ihrer strengen Tugend und Verachtung der sinnlichen Gelüste Anlaß nähmest, zu glauben, als verabscheuten sie die Speisen, wie diejenigen, die sich selbst morden, so lehren sie dich mittelst dieses Gebetes, daß sie nicht aus Abschen vor den Geschöpfen Gottes, sondern aus Liebe zur Tugend des Ueberflüssigen sich enthalten. Bemerke, wie sie nach der Danksagung für das schon Gegebene

um größere Gaben flehen; nicht bei dem Irdischen stehen bleiben, sondern sich über die Himmel erheben, und sprechen: „Fülle uns mit dem heiligen Geiste.“ Denn man kann nichts thun wie sich's gehört, wenn man nicht mit jener Gnade erfüllet ist, gleichwie man nichts Edles oder Großes leisten kann, wenn man die Hilfe Christi nicht zur Seite hat. Also gleichwie sie zu den Worten, „daß wir überflüssig thun alles gute Werk,“ hinzusetzen: „Durch Jesum Christum;“ so sagen sie auch hier: „Fülle uns mit dem heiligen Geiste, damit wir Beifallswürdig in Deinen Augen bestehen, und nicht beschämet werden.“ Um die Beschämung vor den Menschen bekümmern wir uns nichts. Diese mögen sagen, was sie wollen, lachen oder spotten, wir kehren uns nicht daran. Unsre einziges Bestreben geht dahin, daß wir dann nicht beschämet werden. Indem sie nun dieß sagen, und den Feuerstrom, und die Belohnungen und Prämien ins Gedächtniß zurückführen, sagen sie nicht: daß wir nicht gestraft, sondern daß wir nicht beschämet werden. Denn als Beleidiger des Herrn auftreten, ist weit schreckbarer für uns, als die Hölle selbst. Weil nun dieß den großen Haufen und die Rohern nicht schrecket, setzen sie noch hinzu: „Wann Du jedem vergelten wirst nach seinen Werken.“ Siehst du, wie viel uns diese Fremdlinge, diese Einödebürger oder vielmehr diese Himmelsbürger nützen! Wir sind Fremdlinge in Rücksicht des Himmels, Bürger aber in Rücksicht der Erde; bei ihnen ist's umgekehrt.“

„Nach diesem Lobgesange legen sie sich unter vieler Zerknirschung und Wärme des Herzens, unter häufigen Thränen schlafen; schlafen aber nur so viel, als zur Erholung ihrer Kräfte nöthig ist; und verwandeln die Nächte in Täge, und bringen auch sie in

Danksagungen und Lobliedern zu. So machen's nicht nur Manns- sondern auch Weibspersonen; besiegen durch ihre Seelengröße die Schwachheit der Natur und üben solche Tugend aus. Schämen wir uns also, wir Männer vor diesen Heldinnen und hören auf, dem Schatten, den Träumen, dem Rauche anzuhängen. Denn unsers Lebens größter Theil wird in Thorheit hingebracht. Das jugendliche Alter ist voll der Unvernunft. Das graue ersticket abermal in uns alle Erkenntniß. Nur das kurze mittlere kann das Vergnügen genießen und schmecken. Aber auch dieses genießt es nicht so rein, weil es von unzähligen Sorgen und Strapazen beunruhiget wird. Demnach suchen wir die unbeweglichen und unsterblichen Güter, das Leben, welches nie veraltet. Auch wenn man in der Stadt wohnt, kann man die Tugend der Mönche nachahmen. Auch wenn man ein Weib hat und einer Familie vorsteht, kann man beten und fasten, und Sünden bereuen. Wohnten ja auch die ersten Jünger der Apostel in Städten; und übten dennoch die Tugend der Einsiedler aus. Andere trieben Handwerke, wie Priszilla und Aquila: die Propheten Isaias und Ezechiel, der große Moses waren Ehemänner und Hausväter, und ihre Tugend litt darum nicht. Diese ahmen nun auch wir nach, danken immerdar Gott, preisen Ihn immerdar, streben nach Mäßigkeit und andern Tugenden, und führen die in den Einöden herrschende Sitte ein, damit wir Gottes und der Menschen Beifall erhalten, und die künftigen Güter erwerben, durch die Gnade und Barmherzigkeit unsers Herrn Jesus Christus, welchem nebst dem Vater Ehre, Ruhm und Herrschaft ist und zu ewigen Zeiten gebühret. Amen."

64.

Die heilige Monika.

„Ein Jeder aus Euch soll dem Nächsten gefallen zum Guten und zur Erbauung.“ Röm. 15, 2.

Die Kirche hatte jederzeit eine große Verehrung für die heilige Monika. Diese Verehrung gründet sich vorzüglich darauf, daß sie ihr, nebst Gott, die Geburt und Bekehrung des heiligen Augustinus zu verdanken hat.

Die heilige Monika war geboren im Jahre 332. Ihren christlichen und frommen Aeltern hatte sie vieles zu verdanken, doch mehr noch einer alten Magd, welche schon ihren Vater, als er noch ein kleines Kind war, getragen hatte. Ihrer Tugenden wegen ward diese gute Alte von den Aeltern der Monika sehr geehret; ja ihr ward von ihnen die Erziehung der Tochter anvertraut.

Diese Pflicht erfüllte sie mit Liebe und mit gewissenhafter Gottesfurcht; sie gab den jungen Mädchen Unterricht, und hielt sie an zu guter Ordnung, und zwar so genau, daß sie z. B. den Kindern außer den mäßigen Mahlzeiten nichts zu essen, ja nicht einmal zu trinken gestattete. „Jetzt,“ so sagte sie, „wollt ihr nur Wasser trinken, weil ihr keinen Wein habet; künftig aber, als Frauen und Meisterinnen über Küche und Keller, würde euch das Wasser nicht mehr schmecken, und der Wein zur Gewohnheit werden.“

Das Verbotene gewinnt Reiz für die verderbte Natur schon in Kindern. Die kleine Monika ward

gewöhnlich von ihren Aeltern mit einer Magd in den Keller geschickt, um den Wein des täglicher Bedarfes aus dem Fasse zu zapfen. Sie unterließ nicht, das Getränk zu kosten, that es aber Anfangs mehr aus kindischem Muthwillen, als aus Geschmack. Aber nach und nach trank sie dessen mehr, und mit großem Vergnügen.

Einst, als sie mit eben dieser Magd in Wortstreit gerieth, warf ihr diese ihre Lust am Weine vor, und nannte sie eine Weinsäuferin. Dieser Vorwurf traf hart die zarte Seele des Kindes. Sie legte von der Stunde an den Fehler ab.

Als sie von ihren Aeltern an Patrizius verheirathet ward, betrug sie sich gegen den heidnischen Ehemann, wie es einer christlichen Ehefrau geziemte. Sie war sanft, gefällig und gehorsam gegen ihn. Seine Verletzungen der ehelichen Treue ertrug sie mit Geduld; seine üble Laune, in welcher er oft in wilden Zorn ausbrach, ließ sie schweigend vorüberbrausen. War er aber wieder zu sich selbsten gekommen, so gab sie ihm Rechenschaft von ihrem Thun mit Freundlichkeit. Er erkannte dann sein Unrecht, und ehrte und liebte sie je mehr und mehr.

Es geschah manches Mal, daß andere Weiber, deren Ehemänner nicht so heftiger Gemüthsart waren, wie Patrizius, sich dennoch über üble Behandlung von ihnen beklagten, und die Ursache davon den Ausschweifungen ihrer Männer zuschrieben. Dann pflegte Monika ihnen zu sagen, schreibet es vielmehr eurer Zunge zu, und sehet in euren Ehekontrakt, wo ihr versprochen habt, unterwürfig zu seyn. Ihr seyd selbst Schuld daran, wenn ihr Mißhandlungen zu ertragen habet. Sie ermahnte sie zur Sanftmuth und ehrer=

bietigem Betragen gegen ihre Eheherren; und diejenigen, welche ihrem Rathe folgten, fanden sich wohl dabei.

Als Monika in das Haus der Schwiegerältern gekommen war, ließ sich die bei ihrem Sohne wohnende Mutter durch Geschwätze der Mägde wider sie einnehmen. Aber die tadellose Tugend der jungen Frau, ihr sanftes und ehrerbietiges Betragen, öffnete jener bald die Augen, so daß keine der Mägde es wagte, hinfort wider sie zu sprechen, und nun lebte Monika mit ihrer Schwiegermutter in der herzlichsten Freundschaft.

Monika hatte die schöne Gabe, feindselige Partheyen auszusöhnen, und es gelang ihr oft, Frieden zu stiften und Freundschaft herzustellen zwischen solchen, die von beiden Seiten bei ihr mit der größten Bitterkeit sich heimlich einander anklagten.

Ihr Wandel, ihre Sanftmuth und ihr Gebeth gewannen zuletzt ihren Mann für Jesus Christus. Mit dem Glauben änderte er seine ganze Lebensweise. Im Jahre 370, dem sechszehnten von Augustinus, ward er Katechumen (d. i. er ließ sich im Christenthume unterweisen, und bereitete sich vor für die Empfangung des heiligen Sakramentes der Taufe) und starb im Jahre 371.

Täglich besuchte Monika zweimal die Kirche; sie gab viele Almosen, und stand ihrem Hause mit Gottseligkeit vor. Sie erwies sich gegen alle, die mit ihr zu thun hatten, liebevoll, als wäre sie ihre Mutter; und demüthig und ehrerbietig, als wäre sie ihrer aller Kind. Wer mit ihr umging, der ward inne, daß sie Gott im Herzen trug.

Sie gebar zwei Söhne, Augustin und Novizius, und eine Tochter. Augustin sagt, sie hätte jedes ihrer

Kinder, so oft es von Gott abgewichen, mit Schmerzen wieder geboren. Und an einer andern Stelle: „ich vermag nicht zu sagen, wie sie mich liebte, und wie mit viel größern Schmerzen sie mich im Geiste gebar, als sie dem Fleische nach mich geboren hatte.“

Bald nach seiner Geburt ließ Monika den Augustin unter die Katechumenen aufzeichnen. Früh unterrichtete sie ihn selbst in der Lehre des Christenthums. Sie that alles, was eine fromme, sorgfältige Mutter für ein Kind thun konnte.

„Gehört hatte ich als Knabe schon,“ schreibt Augustinus, „vom ewigen Leben, das durch die Erniedrigung Gottes, unseres Herrn, uns verheißen ward, Der zu unserm Stolze hernieder stieg; und bezeichnet ward ich bereits mit dem Zeichen Seines Kreuzes;“ (sieh hier, o Christ! den schönen, uralten Gebrauch des Kreuzzeichens. — Erinnere dich auch der ehrwürdigen Ceremonie vor der heiligen Taufe, wie sie noch geschieht; „accipe signum crucis ✝ tam in fronte, quam in corde ✝“ sagt der Priester: „empfange das Zeichen des heiligen Kreuzes, sowohl an der Stirne, als im Herzen!“) „und mit seinem Salze besprengt ward ich,“ (so wird auch jetzt noch vor der heiligen Taufe dem Kinde Salz gereicht; — auch wird beim Weihwasser allzeit Salz in die Besprengung gemischt), „als ich noch in dem Schooße meiner Mutter lag, die fest auf Dich vertraute.“ „Als Knabe,“ fährt Augustinus fort, „war ich einst von so heftigen Magenschmerzen gequält, daß ich dem Tode nahe war. Du sahst es, mein Gott! — denn schon damals warst Du mein Hüter, — mit welcher Gemüthsbewegung und mit welchem Glauben ich um die Taufe Deines Gesalbten und meines

Herrn, bei der Frömmigkeit meiner Mutter und unser Aller Mutter, der Kirche, flehte. Eilig sorgte indeß die tiefbetrübte Mutter meines Fleisches, — da sie in keuschem Herzen zugleich mein ewiges Heil in Deinem Glauben gebar, — daß ich in die heiligen Sakramente eingeweiht und darin abgewaschen würde, Dich, Herr Jesus! zur Nachlassung der Sünden bekennend; doch ich genas bald. Verschoben ward meine Reinigung; ich glaubte schon damals, so wie meine Mutter und das ganze Haus, an Jesum Christum, meinen Vater ausgenommen, der nicht glaubte. Er vermochte indeß nimmermehr, die Gewalt der mütterlichen Frömmigkeit in mir dahin zu schwächen, daß ich minder glaubte. Denn dahin ging das Streben der Mutter, daß Du, o mein Gott! eigentlicher mein Vater wärest, als er;" (o lernet, Erzieher! Aeltern! Einer ist der Vater und gute Hirt eurer Kinder; — zu Ihm laßt uns die Kleinen führen, Der da ruft: „Lasset die Kleinen zu Mir kommen!") „und Du, o Gott! halfst ihr darin, daß sie den Mann überwände, dem sie, die Bessere, diente, weil sie dadurch allerdings, Deinem Befehle gemäß, Dir diente." (Sieh! die Bessere diente dem Manne — ja, merke noch mehr — Jesus, der Sohn Gottes, der Herr aller Welten, — diente den Menschen, den Sündern; „der Sohn des Menschen ist nicht gekommen, Sich bedienen zu lassen, sondern daß Er diene." — „Und Er war," steht geschrieben, „unterthänig Seinen Aeltern;" — freilich den heiligsten Aeltern, — aber denn doch Seinen Geschöpfen, aus Gehorsam gegen den himmlischen Vater, — Dem Er gehorsam war bis zum Tode, bis zum Tode des schmählichen Kreuzes. Und der Mensch hält es für so unerträglich, etwas anzunehmen, zu

ertragen von seines Gleichen. Er klagt immer über gekränktes Recht, zugefügte Beleidigung, unausstehliche Behandlung ꝛc. O, lerne er hier schweigen!—)

Alle angewandte Mühe der heiligen Monika schien an diesem Sohne Augustinus verloren. Frühe schon artete er aus, und mit zunehmendem Alter war auch die Ausschweifung und die Neigung zur Sünde in einem hohen Grade gewachsen.

Die heilige Monika grämte sich sehr über die Gefahr, in welcher sich ihr lieber Sohn befand. Bei Tag und bei Nacht flehte sie zu Gott für ihn, ermahnte ihn mit vielen und heißen Thränen. Da tröstete Gott sie in einem Traume. Ihr war, als stände sie auf einem Richtscheit, und es erschien ihr ein glänzender, heiterer Jüngling, der sie anlächelte und fragte: „Warum lassest du von Gram dich verzehren?“ Als sie antwortete, daß sie das Verderben ihres Sohnes bejammere, hieß er sie getrost seyn, und um sich sehen: „Wo du stehst, da steht auch er.“

Sie erzählte diesen Traum dem Sohne, und als dieser ihn dahin deuten wollte, als ob sie zu seiner Lehre übergehen, nicht er zu der ihrigen zurückkehren werde, antwortete sie schnell: „Nein! der Engel antwortete nicht, wo er ist, da wirst auch du seyn, sondern wo du bist, da wird auch er seyn.“

Augustin sagt, die Gegenwart des Geistes, mit welcher sie ihm das gesagt, habe ihn mehr gerührt, als der Traum selbst. Ihr gab diese nächtliche Erscheinung solche Zuversicht, daß sie ihn ins Haus und an ihren Tisch nahm. Aber sie ließ doch nicht nach, mit Seufzern und Thränen im Gebethe für sein Heil zu ringen.

Gott stärkte sie in guter Hoffnung auch durch das Wort eines frommen Bischofs. Monika hatte

sich an ihn gewendet mit der Bitte, daß er mit ihrem Sohne reden, dessen Irrthümer widerlegen, ihn zur Wahrheit zurückführen möchte. Denn dieser treue Knecht Gottes hatte schon viele auf diese Weise gerettet. Der Bischof, der den jungen Augustin wohl kannte, sagte zu Monika: „Lasse ihn; bethe nur für ihn zum Herrn, so wird er schon selbst durch Lesen gewahr werden, wie groß sein Irrthum sey und seine Gottlosigkeit. Er ist jetzt noch zu stolz und zu voll von sich selbst, als daß er eine Belehrung annehmen könnte.“

Als Monika gleichwohl nicht abließ, vielmehr flehend und weinend in ihn drang, daß er doch mit ihrem Sohne reden möchte, da sagte der gottselige Mann mit scheinbarem Unwillen: „Laß ab, so wahr du lebst, ist es nicht möglich, daß das Kind dieser Thränen verloren gehe.“ Diese Worte waren ihr wie eine Stimme vom Himmel.

Nach einiger Zeit reiste Augustin nach Mailand, wo der heilige Ambrosius Bischof war. Die Predigten und das heilige Leben dieses Mannes waren das Mittel, wodurch die göttliche Vorsehung aus einem Saulus einen zweiten Paulus erwecken wollte. Als aber die göttliche Gnade in Augustin zu leuchten anfing, fühlte sich Monika von treuer Mutterliebe getrieben, von Afrika nach Mailand zu fahren, und ihren Sohn dort aufzusuchen. Die Seefahrt war gefährlich, und die Schiffer bang und voller Furcht. Aber die heilige Wittwe tröstete sie, sprach ihnen Muth ein und verhieß ihnen voll Glaubens eine glückliche Ankunft. In Mailand fand sie ihren Sohn in heilsamer Betrübniß; das gewährte ihr großen Trost. Freilich war zur Bekehrung des Augustin nur der Anfang geschehen, aber ihre Hoff-

nung war fest gegründet in Gott, Er werde alles erfüllen, was er durch Seinen Engel versprochen. Dann erquickten sie die salbungsvollen Predigten des heiligen Ambrosius, und die heiligen Gottesdienste, die in seinem Tempel gefeyert wurden.

Der heilige Erzbischof erkannte den hohen Werth der Monika, ihrer gottseligen Unterredungen, ihrer guten Werke und ihrer Andacht. Oft wünschte er dem jungen Augustin Glück, eine solche Mutter zu haben.

Endlich schlug für sie und ihren Sohn die Stunde des Heils. Augustin kam mit seinem Freunde Alipius zur heiligen Monika und erzählte ihr, wie wunderbar der Herr ihre Herzen verändert, und wie sie fest entschlossen seyen, den Irrthum und ihren bisherigen sittenlosen Lebenswandel zu verlassen, und Glieder der katholischen Kirche zu werden, und ihr ganzes Leben dem vollkommenen Dienst Gottes zu widmen. Monika freute sich über die Massen. Sie frohlockte und jauchzte und pries Gott, weil sie nun alle ihre Wünsche erhört sah. — Nun verließ sie ihren Sohn nicht mehr. Sein Eifer im Guten, den Augustin überall und stets sich gleich zeigte, war ihr reichlicher Ersatz für ihre verflossenen Jahre des Kummers und der Thränen. Froh der Gnade, welche ihrem Sohne widerfahren war, sorgte Monika für ihn und seine Freunde, die sich mit ihm verbunden hatten, als wenn sie, sagt Augustin, uns alle geboren hätte, und diente uns, als ob sie unser aller Tochter gewesen wäre. Ja die zufriedensten und seligsten Tage verlebte sie im Umgange mit ihrem nun wahrhaft bekehrten Sohne. Welche edle Vergnügungen diese heilige Familie oft genoß, können wir aus folgendem Zuge entnehmen. Als Augustin mit seinen Freunden

seinen drei und dreißigsten Geburtstag feierte, und ihnen ein kleines fröhliches Mahl gab, wurde ein Gespräch veranlaßt über das Glück des Lebens. Augustin fragte: „wer glücklich sey?" Sogleich antwortete die Mutter: „D e r d a s G u t e w ü n s c h t u n d e s b e s i t z t." Den gelehrten Sohn freute ungemein diese weise und tiefsinnige Antwort.

Von Mailand reisete die ganze Haushaltung nach Ostia, welches an dem Ausflusse der Tiber liegt. Dort rüsteten sie sich zur Seefahrt nach Afrika in ihre Heimath. Näher aber war schon die liebenswürdige heilige Monika ihrer bessern Heimath im Himmel. Der heilige Augustinus beschreibet selbst ihre letzten Lebenstage und ihr seliges Hinüberscheiden.

Als der Tag sich näherte, schreibt der heilige Augustin, an dem sie aus diesem Leben scheiden sollte, begab es sich, daß sie und ich allein am Fenster standen. Von da aus konnte man den Garten, der an dem Hause war, wo wir herbergten, überschauen. Dort zu Ostia war's, wo wir uns nach einer beschwerlichen und langen Reise, gesondert von der Menge, zur Schifffahrt rüsteten. Da entstand unter uns beiden ein gar freundliches, liebliches Gespräch über die Glückseligkeit des zukünftigen Lebens, und von Gott und dem großen Werthe unserer kostbaren unsterblichen Seele; und indem wir so redeten, schwand uns die Welt mit ihren Freuden dahin. Da sagte Monika: „Sohn, was mich betrifft, so hat nichts mehr Reiz für mich in diesem Leben. Was ich hier noch machen soll, und warum ich noch hier bin, weiß ich nicht, da keine Erdenhoffnung mehr übrig ist. Eines war, weßhalb ich länger zu leben gewünscht hatte: daß ich dich als katholischen Christen sähe, ehe ich sterbe. Ueber meine Erwartung hat Gott mir das gewährt;

denn nun bist du Sein Diener, der alles Erdenglück verachtet. Was mache ich hier ferners?" —

Sechs Tage nach diesen Gesprächen erkrankte sie. Einst fiel sie in Ohnmacht, beide Söhne eilten herbei; bald kehrte ihr das Bewußtseyn zurück, sie schaute umher, fragte: „Wo war ich?" Traurig standen ihre Söhne vor ihr. „Werdet ihr hier eure Mutter begraben?" fragte sie. Augustin schwieg, und hielt seine Thränen zurück. Der andere Sohn äußerte den Wunsch, daß sie nicht dort, sondern im Vaterlande sterben möchte, welches, wie er sagte, glücklicher wäre. Das hörte die Heilige gar ungern, wendete sich zu Augustin und sagte: „Was doch der da spricht!" Dann sagte sie beiden: „Begrabt diesen Leib, wo ihr wollt, und seyd meinetwegen ohne Sorgen. Nur Eines bitte ich von euch, gedenket meiner vor dem Altare des Herrn, wo auch ihr seyn möget."

Sie hatte Mühe, diese Worte hervorzubringen; die Krankheit griff sie an, je mehr und mehr. — In der Stille bewunderte Augustin, nicht ohne Gott zu preisen, wie seine Mutter an Vollkommenheit zunahm. Denn zuvor hatte ihr die Sorge wegen des Begräbnisses sehr auf dem Herzen gelegen. Sie hatte gewünscht, bei ihrem Ehemanne in das Grab, das sie schon sich ersehen hatte, gelegt zu werden. Auch noch in Italien hatte sie davon gesprochen, aber vor ihrem Tode war sie viel erhabener gesinnt. Kurz, ehe sie krank wurde, sprach sie mit Jemanden über die Verachtung des Lebens und über das Heil des Todes; als dieser sie fragte: ob dieses sie nicht kümmern würde, in einem fremden Lande zu sterben und begraben zu werden? antwortete sie lächelnd: „Nichts ist fern von Gott, und Er wird den Leib am Tage der Auferstehung noch kennen."

Sie verschied am neunten Tage ihrer Krankheit, im sechs und fünfzigsten Jahre ihres Lebens, dem drei und dreißigsten des heiligen Augustin. Das Fest dieser Heiligen feiert die Kirche am 4. Mai.

Augustinus beweinte sie herzlich und schreibt in seinen Bekenntnissen eben so kindlich, als demüthig fromm Folgendes:

„Ich führte allmählig (nach ihrem Hinscheiden) Deine Magd, o Gott! in meine frühere Erinnerung und ihren so frommen Wandel vor Dir, und ihr heiliges, liebreiches und willfähriges Benehmen gegen uns, das mir so plötzlich entrissen war; und freien Lauf ließ ich nun meinen Thränen, und weinte vor Deinem Angesichte (o Gott!) um sie und für sie, um mich und für mich. Und ich entfesselte die gehemmten Thränen, daß sie flößen, so viel sie wollten, und legte sie unter mein Herz und es ruhte in ihnen; denn dort waren Deine Ohren, nicht eines Menschen Ohren, der mein Weinen also gedeutet hätte, als trüge ich meine Trauer zur Schau. Und dieß bekenne ich nun Dir in meinen Schriften. Mag sie lesen, wer da will, und sie deuten, wie er will, und findet er eine Sünde darin, daß ich in jener Stunde die kurze Zeit hindurch um meine Mutter weinte, um die Mutter, die meinen Augen abgestorben war, die so viele Jahre hindurch geweint hatte, daß ich auflebte in Deinen Augen, so verlache er mich nicht, sondern weine vielmehr, wenn er große Liebe hat, für meine Sünden zu Dir, Vater aller Brüder Deines Gesalbten!“ —

Und von ihrem Benehmen in ihrer letzten Krankheit gegen ihn, den bekehrten Sohn, schreibt Augustinus:

„Hoch erfreute mich, daß sie in jener letzten Krankheit über meine Dienstleistungen mich freundlich

anlächelte, mich einen frommen Sohn nannte und in großem Zartgefühl der Liebe sagte, daß sie nie ein bissiges, hartes oder schmähendes Wort aus meinem Munde gehört habe. Allein was war das, o mein Gott, der Du uns erschaffen hast; was war auch die Ehrfurcht, die ich ihr erwiesen, gegen die Dienste, die sie mir angethan hatte? Verwundet also ward meine Seele, weil ihr so großer Trost mir entzogen wurde; und gleichsam zerrissen mein Leben, weil mein und ihr Leben zu Einem Leben verschmolzen war."

„Wer immer sie kannte," schreibt derselbe noch etwas früher, gleichsam ihr ganzes Leben zusammenfassend, „der lobte, ehrte und liebte Dich, o Gott! in ihr; denn er erkannte Deine Gegenwart in ihrem Herzen, wie die Früchte ihres heiligen Wandels es bezeugten. Denn Eines Mannes Weib war sie; treu hatte sie ihren Aeltern vergolten; ihr Haus in Frömmigkeit besorgt, und das Zeugniß guter Werke hatte sie. Ihre Söhne hatte sie erzogen, immer neu sie gebärend, so oft sie dieselben von Deinem Wege absah. Endlich für uns Alle, Herr! (der Du durch Deine Gabe uns, Deine Diener, reden lassest), die wir vor ihrem Entschlummern in Dir vereiniget lebten, nachdem wir die Gnade Deiner Taufe bereits empfangen hatten, trug sie so zärtliche Sorge, als hätte sie uns alle geboren, und diente uns so, als wäre sie unser Aller Kind." —

Ein Gespräch der h. Mutter Monika mit ihrem Sohne.

„Kurz vor ihrem Ende," (das wir damals gar nicht erwarteten) schreibt S. Augustinus, „standen wir, eines Tages allein mit einander unter einem Fenster, das gegen den Garten vor dem Hause ging. Es

war zu Ostia, am Ausflusse der Tiber, wo wir auf günstigen Wind zu unserer Abreise warteten. Wir hatten ein liebliches Gespräch, worüber wir am Ende die Gegenwart vergaßen, und zur Betrachtung der Herrlichkeit des Himmels fortgerissen wurden. Wir wurden einig, daß alle Vergnügungen der Sinne gegen die Freude jenes Lebens für nichts zu rechnen, ja kaum zu nennen wären; wir durchwandelten voll Sehnsucht nach ihr alle körperlichen Dinge und selbst den Himmel und die Gestirne — ließen uns wieder in unser Herz herab, und betrachteten Deine Wunder, o Gott! an uns, kamen auf die Eigenschaften unsrer Seele, erhoben uns über sie, um zum Anschauen jener Regionen voll Reichthum und Ueberfluß zu gelangen, wo Du Israel auf ewig mit dem Lichte der Wahrheit nährest, wo die Weisheit, welche die Gegenwart und Zukunft schafft, und unveränderlich immer dieselbe bleibt, unser Leben und unsere Wonne seyn wird. Während wir sprachen, während sich unsere ganze Seele darnach sehnte, flog sie, berührte sie selbst auf Augenblicke in ihrer Entzückung, ließ dort seufzend die Erstlinge des Geistes angeheftet, und kehrte dann zum Gebrauch der Worte des Mundes zurück. Ach! was ist dem ewigen Worte, unserm Herrn, gleich, das niemals altert und alles erneuert!

Wir sprachen ferners: wenn in einer Seele der Tumult des Fleisches schwiege, wenn die Phantasien der Erde, des Himmels und aller erschaffenen Dinge ausgelöscht würden; wenn sie sich ganz vergäße, und über sich selbst erhöbe; wenn alle Träume, alle Phantome der Einbildungskraft, alle Worte, alle Zeichen, und Alles, was bloß vorübergehend ist, schwiegen; wenn, sag' ich, alle diese Dinge, die uns immerfort zurufen: „Nicht wir haben uns selber gemacht, son-

dern Der, Der ewig lebt" — wenn sie schwiegen und nur Er, nicht durch etwas Erschaffenes, sondern durch Sich Selbst zu unsrer Seele redete, nicht durch eine menschliche Zunge, nicht durch den Mund eines Engels, nicht durch die Stimme des Donners, nicht durch irgend ein Gleichniß von Sich, sondern Er selbst, Den wir in den Geschöpfen lieben, und auch ohne sie in unserm Herzen fühlen, so wie wir jetzt unsern Geist erhoben und durch den Flug unserer Gedanken die Regionen der ewigen Weisheit selbst berührt haben; — wenn ferners dieses unaufhörlich fortgesetzt, jedes fremde Phantom verstummen und verschwinden und diese, diese einzige Vorstellung jede andere verschlingen, und uns in eine innere und göttliche Seligkeit hinreißen, ja ganz in ihr verbergen würde; — würde dieß nicht ewiges Leben seyn? würde nicht dieser gegenwärtige Moment der Anschauung, nach welchem unsere Seele noch schmachtet, der Anfang und der Vorgenuß desselben seyn? Sagt nicht dieß das Wort der Schrift: „Gehe ein zu deines Herrn Freude!" Matth. 25, 21. Aber dieß, wann wirds kommen?" —

65.

Mutterliebe.

(Aus der Erzählung eines Seelsorgers mitgetheilt.)

Eine Mutter von vier Kindern war eines Nachmittags, welcher der Vorabend eines großen Kirchenfestes gewesen war, als Eheweib eines Pfarrküsters,

mit aller Emsigkeit und Herzensfreude beschäftiget, die Kirche und die Altäre zu reinigen und zu zieren. Die vier Kleinen mußten nach Kräften beihelfen, herbeitragen, aufstellen — Alles in fromm andächtigem Eifer und mit größter Sittsamkeit. Mehrere Stunden vergingen mit dieser heiligen — für die Kinder und die Mutter gleich erfreulichen Beschäftigung; denn die Kirche war groß, und die Aufmerksamkeit der Mutter erstreckte sich auf die kleinsten Theile derselben. —

Endlich standen Kirche und Altäre in vollem Schmucke da, und Aller, die da gearbeitet hatten, Aug und Herz ergötzte sich an dem bereiteten Liebeswerk' für Gott und Seinen Ewigen Sohn. — Es war ihnen, als hätte der Herr jenes Wort in ihre Herzen herabgelispelt: „Ihr habt ein gutes Werk an Mir gethan!“

Nach abermaliger sorgsamer Prüfung der geschehenen Arbeit sagte die Mutter zu den Kindern: „Nun ist's vollbracht!“ und Freude überglänzte ihr Angesicht. — „Aber noch Eines, Kinder! kommt jetzt mit mir an die Stufen des Altares, den wir so herrlich geschmückt vor uns sehen, und laßt uns niederfallen und insgesammt den himmlischen Vater bitten — bitten, daß Er gnädig auf mich und euch, meine lieben Kinder! herabschaue! Dieß Eine bitte ich, Kinder! jetzt vor Seinem Gnadenthrone, daß Er uns Alle, euch, liebe Kinder sammt euern Eltern, in Sein Vaterhaus so einst wieder vor Seinem Throne versammeln wolle — zu Seiner ewigen Anbetung, (wie wir hier vor Ihm sind). O sieh uns, Vater! laß keines der Kinder, die hier vor Dir liegen, verloren gehen. Dieß ist meine Bitte! — Deine Kinder sind's! — Laß uns, wie wir hier in Dir Eine

Familie sind, vor Dir einst ewig vereiniget werden!" — Stille knieeten alle da, die Mutter in der Mitte — und eine lange feierliche Pause folgte.

„O heiliger unvergeßlicher Augenblick," setzt der Erzähler dieses, der unter den Vieren knieete, und damals ein Knabe von etwa 12 Jahren war, bei, „du schwebst mir immer vor! O du überwiegest alles Erbtheil der Welt. — Dieses Erbe, selige Mutter! auf das du mich hingewiesen beim Vater im Vaterhause dort Oben! — das ist meine Freude, mein einziges Ziel!" —

66.

Was die heilige Theresia von ihrer frühesten Jugend und Erziehung schreibt. *)

„Die Gnade des Herrn," schreibt die Heilige, „deren Schutz und Leitung ich frühe schon empfand, und die Erziehung, die mir zu Theil wurde, hätten mich nothwendig zu allem Guten führen müssen, wenn meine Bösartigkeit nicht widerstrebt hätte."

„Mein Vater hielt das Lesen guter Bücher für ein treffliches Erweckungsmittel, und besaß einige spanische Werke, die der Fassungskraft seiner Kinder angemessen waren. Auch meine Mutter war dieser Meinung und suchte uns auf alle Weise Lust zum Ge-

---

*) Die heil. Theresia wurde zu Avila in Altkastilien 1515 geboren. Ihr Vater Alphonso Sanchez von Cepeda und ihre Mutter Beatrix von Ahumada waren beide Abkömmlinge sehr ausgezeichneter Familien.

bete und Verehrung für die Heiligen, besonders für die heil. Jungfrau einzuflößen, was ihr auch gelang; denn schon in meinem sechsten und siebenten Jahre erwachten Andachtsgefühle in mir, die durch das Beyspiel des tugendhaften Wandels meiner Eltern nur gesteigert werden konnten."

„Mein Vater war im hohen Grade wohlthätig gegen Arme und Kranke und gutherzig gegen seine Untergebenen. Er wollte niemals Leibeigene in seinem Dienste haben, weil ihr Schicksal ihm zu nahe ging. Eine Sklavin seines Bruders, welche einst zufällig mehrere Tage in seinem Hause zubrachte, behandelte er wie seine Tochter und versicherte, er könne sie nicht ohne schmerzliche Empfindung ihrer Freiheit beraubt sehen. Er war in allen seinen Aeußerungen eben so streng, wahrhaftig, als liebevoll; und nie kam eine Unwahrheit oder ein Fluch, oder eine üble Nachrede über seine Lippen; sein ganzer Lebenswandel war durchaus untadelhaft."

„Auch meine Mutter stand ihm an Tugend nicht nach und brachte ihr Leben unter vielen körperlichen Leiden und schweren Krankheiten zu. Von der Natur mit großer Schönheit begabt, legte sie sehr geringen Werth auf diesen Vorzug und so jung sie war, — denn sie erreichte nur ein Alter von 33 Jahren — führte sie doch gleich einer bejahrten Frau, ein sehr zurückgezogenes Leben. Mit einem hellen Verstande verband sie ein sanftes liebvolles Gemüth; sie brachte ihr kurzes Leben in großen Leiden hin und beschloß es mit einem ächt christlichen Tode."

„Zwölf Kinder überlebten die Mutter, wovon neun Söhne und drei Töchter. Alle folgten durch Gottes Beistand ihren Eltern in der Tugend nach und ich allein machte eine Ausnahme; und dennoch ward ich

von dem Vater vorzüglich geliebt. Auch zeigten sich gute Anlagen in mir, ehe ich noch angefangen hatte, Gott zu beleidigen; und mit Schmerz erfüllt mich der Gedanke, wie ich die Fähigkeiten, die der Herr mir so reichlich verliehen, übel angewendet habe. Ich war darin um so strafwürdiger, als das Beyspiel meiner Geschwister mich nicht in jener geistigen Entwicklung hindern, vielmehr nur fördern konnte."

„Obschon ich die Meinigen alle herzlich liebte und von ihnen geliebt wurde, fühlte ich doch zu einem meiner Brüder eine vorzügliche Zuneigung. Er war im Alter nicht sehr verschieden von mir und eine gemeinschaftliche Beschäftigung verband uns näher mit einander: das Lesen der Lebensgeschichten heiliger Menschen. Wenn ich nun die großen Qualen geschildert sah, welche einige derselben Gott zu Lieb erduldet hatten, fand ich, daß diese ein sehr geringer Preis seyen, mit dem sie das Glück: Gott nun ewig nahe zu seyn, erkauft hätten. Das Loos dieser Martyrer schien mir beneidenswerth und ich hegte den sehnlichen Wunsch, daß mir ein ähnliches zu Theil würde; nicht sowohl aus Liebe zu Gott, als aus glühendem Verlangen nach jener namenlosen Seligkeit, von der ich so vieles gelesen hatte und die uns im Himmel aufbehalten ist."

„Mein Bruder hegte gleiche Gesinnungen mit mir, und wir giengen nun mit einander zu Rathe, wie wir zu unserm Zwecke gelangen könnten. Da kam uns der Gedanke, in die von den Mauren bewohnten Länder zu gehen und uns durchzubetteln, in der Hoffnung aus den Händen dieser Feinde der Christen endlich den Martyrertod zu empfangen. — Ungeachtet unseres zarten Alters hegte ich doch die Zuversicht, Gott werde uns Kraft und Muth verleihen, diesen Entschluß

zu vollführen, wofern sich eine Gelegenheit dazu ergeben würde. Das größte Hinderniß, das sich unserem Blicke darbot, war die Abhängigkeit von unsern Eltern. *)"

„Die in jenen Büchern beschriebene ewige Seligkeit und ewige Pein, hatten unsern Geist so mächtig aufgeregt, daß wir in unsern Gesprächen stets wiederholten: Was? Ewig! Ewig! Ewig! und so sehr ich noch Kind war, entzündeten diese Worte, durch Gottes Gnade, ein glühendes unvertilgbares Verlangen in meinem Herzen, den Weg der Wahrheit auf immer zu betreten."

„Als mein Bruder und ich endlich begriffen hatten, daß für unsern Wunsch, den Martyrertod zu sterben, jetzt keine Erfüllung zu hoffen war, besannen wir uns eines Andern. Wir beschlossen Einsiedler zu werden, und sogleich begannen wir zu unserm Zwecke ein Hüttlein im Garten zu bauen. Die Steine aber, welche wir auf einander legten, fielen bald wieder auseinander, da sie nicht verküttet waren, und so war es auch damit Nichts. Mit großer Rührung erinnere ich mich der Gnaden, die der Herr schon in jenen frühen Jah-

*) Beide Kinder entflohen wirklich eines Tages aus dem väterlichen Hause, um zu den Mauren zu gehen. Unterwegs fleheten sie zu Gott, Er wolle sie immer mehr mit Seiner göttlichen Liebe durchdringen, und das Opfer ihres Lebens mit Vaterhuld aufnehmen. Glücklicher Weise begegnete ihnen beim Austritte aus der Stadt einer ihrer Oheime, der sie zu ihrer Mutter, welche über diesen Vorfall äußerst bestürzt war, zurückführte. Man gab beiden starke Verweise und der Bruder ermangelte nicht, die ganze Schuld auf die Schwester zu schieben.

ren mir erwies und die ich späterhin leichtsinnig verscherzte."

„Ich gab Almosen, so viel meine kleine Baarschaft erlaubte, aber sehr gering war mein Vermögen. Oft begab ich mich an einsame Orte, um eine Menge Gebete, die ich mir vorgenommen hatte, zu verrichten. Dazu gehörte der Rosenkranz, den meine Mutter mit besonderer Andacht gebetet und uns beten gelehrt hatte. Wenn ich zuweilen unter Gespielinnen meines Alters war, kannte ich kein größeres Vergnügen, als mit ihnen Klosterfrauen vorzustellen und deren Gebräuche nachzuahmen. Auch glaube ich, daß ich damals wirklich den Wunsch hatte, einst Nonne zu werden; obgleich er weniger lebhaft war, als jene frühern, welche mich in so große Bewegung setzten."

„Ich war ungefähr 12 Jahre alt, als ich meine Mutter verlor, und da ich die ganze Größe meines Verlustes fühlte, warf ich mich in Thränen zerfließend vor ein Bildniß der allerseligsten Jungfrau nieder, und flehte mit Inbrunst: Sie wolle nunmehr Mutterstelle an mir vertreten. Ich that dieß mit großer Herzenseinfalt, glaube aber, daß es mir Segen brachte; denn ich habe deutlich die Wirkung der Fürbitte der seligsten Mutter unsers Heilandes erfahren, so oft ich mich ihrem Schutze anempfohlen habe; und endlich hat sie mich ganz zu ihrem Dienste berufen."

„O wie schmerzt es mich, daß ich den guten Gesinnungen, die damals in mir lebten, nicht treu geblieben bin! Mein Herr und mein Gott! — ich muß ja glauben, daß Du mich aus dem Verderben retten wolltest, nachdem Du mir so große Gnade erwiesen. Die Seele, die Du Dir nun zur Wohnung erlesen hattest, wie hätte sie sich rein, von Sünde unentweiht bewahren sollen! Mehr noch die schuldige Ehrfurcht

vor Dir, als ihr eigenes Heil, hätte ihr dies zur Pflicht machen müssen; aber wenn ich bedenke, wie sehr ich dagegen gefehlt habe, so befällt mich tiefe Wehmuth, und ich erkenne, wie die ganze Schuld meiner Untreue nur auf mir liegt, da Du, o Herr! auf alle Weise mich schon von zarter Jugend auf mächtig zu Dir zogest, und da meine Eltern sorgfältig bedacht waren, mich durch Lehre und Beyspiel zur Tugend zu führen. Es wäre Undank, wenn ich über die Erziehung, die ich von ihnen erhielt, klagen wollte, da ich vielmehr alle Ursache habe, dankbar die Sorgfalt zu erkennen, die sie darauf verwendeten!" —

67.

Aus der Kindheit der seligen Marianna von Quitto.

Aehnliches wie von der heil. Theresia lesen wir aus der Kindheit der seligen Marianna von Quitto, genannt die Lilie von Quitto; — so genannt wegen ihres auferbaulichen, frommen, jungfräulichen Lebens, über deren Seligsprechung auch schon einige Vorbereitungen zu Rom geschehen sind. Sie war gestorben im Jahre 1654. Die Tagesordnung, die in ihrer Kindheit ihr die Lehrer gaben, ließ ihr, wie billig, einige Erholungszeit. Da versammelte sie ihre Kamerädinen und Gespielinen aus der Nachbarschaft, und überredete sie gar freundlich, mit ihr Lobpreisungen Gottes in abwechselnden Chören zu unternehmen. Sie beteten dann den Psalter der seligsten Jungfrau in zwei Chö-

ren, und sangen gar anmuthig die Litanei dazu. Zu andern freien Augenblicken richtete sie ihr Altärchen zu, auf welchen ein anmuthiges Marienbild prangte. Sie suchte es von Tag zu Tag zu verschönern, und hatte dafür in freien Stunden immer etwas zu thun. Ihre Gespielinnen gingen ihr gar treulich an die Hand. An den Vorabenden der Sonn- und Festtage hatte sie besonders zu thun, um dieses Altärchen würdig zu zieren; ihre Liebe war erfinderisch, Alles herbeizuschaffen, was immer zur Zierde dienen konnte. Ein geschnitztes Jesuskind, das sie hatte, bildete den Hauptschmuck und gleichsam den Mittelpunkt aller Zierden. Sie hob es immer vor allen andern Figuren heraus. Sie bezeugte Ihm aber ihre Verehrung auch dadurch besonders, daß sie die eßbaren Geschenke, die sie am süßesten und schmackhaftesten bedünkten, um dasselbe als Opfer herumlegte und es dann armen Gespielinnen vertheilte. An Feiertagen selbst sang sie mit den Ihrigen kindliche Loblieder unter kleinen Umgängen mit dem Jesuskinde.

Diese kindliche Feier erfüllte alle, die solche sahen, mit großer Freude und Andacht; und Viele riefen aus wie einst die Verwandten des heil. Johannes: „Was wird aus diesem Kinde werden? die Hand des Herrn ist mit ihm!" —

Und der Erfolg entsprach; — auf den herrlichen Morgen folgte der heitere himmlische Tag eines gottgefälligen tadellosen reinen Wandels, voll der Liebe Gottes und der Menschen.

68.

Brüderliche Zurechtweisung der Untergebenen; wie sie St. Salesius einem Bischofe empfiehlt.

Folgendes schreibt der Bischof von Belley aus dem Leben des heil. Salesius:

Die Wahrheit, sagte der heilige Salesius, die nicht liebreich ist, fließt nicht aus wahrer Liebe her. O möchte doch jeder diese goldene Regel sich empfohlen seyn lassen, und sie eines besonderen Nachdenkens würdigen!

Dem Heiligen war durch sichere Augen- und Ohrenzeugen die Nachricht zugekommen, daß ich in der ersten Zeit meines bischöflichen Amtes bei den Kirchen-Visitationen einen etwas herben, ungezähmten Eifer bezeigte. Offen gesprochen: Mein Eifer war unbescheiden und ohne Einsicht, meine Rügen waren bitter und verletzend gewesen. Es fehlte meiner Sprache an der christlichen Sanftmuth.

Eines Tages faßte er mich bei schicklicher Gelegenheit, um mich jene goldene Regel hören zu lassen, die sich so tief bei mir eingeprägt hat, daß ich sie nie wieder aus dem Gesichte verlor. Er behandelte diesen Gegenstand mit seiner gewöhnlichen Klugheit, Umsicht und Feinheit; Eigenschaften, die nicht minder wunderbar, als seine Sanftmuth waren. Wer durch seine Stellung, durch sein Amt verpflichtet ist, die Fehler seiner Untergebenen zu rügen, sprach der Heilige, der muß Wahrheiten, die etwas hart zu verdauen sind,

an dem Feuer inniger Liebe zu verkochen suchen, so daß die Rüge das Herbe verliere. Anders gleicht die Zurechtweisung einer unreifen Frucht, die eher Magenweh erzeugt, als zu einer guten nahrhaften Speise wird.

Ist das Wort der Wahrheit, das über die Zunge geht, nicht von der Liebe begleitet, so sieht man deutlich, daß die Liebe des Herzens nicht probehaltig ist.

Einmal fragte ich unsern Heiligen: woraus man abnehmen könne, daß die Zurechtweisung von der Liebe ausgehe?

Er antwortete mir mit jener Festigkeit des Urtheils, die alle seine Handlungen begleitete, und alle seine Reden erleuchtete: „Die Wahrheit geht dann sicher von der Liebe aus, wenn man sie nur aus Liebe zu Gott hören läßt, und dabei das Wohl desjenigen, den die Rüge trifft, ausschließlich beabsichtigt.“ Es ist dieß eine denkwürdige Antwort, die den eigentlichen Zweck verfolgt, und die Endabsicht unsers ganzen Wirkens bezeichnet. Es ist nämlich das eigenthümliche Kennzeichen der Liebe, wodurch sie von andern Tugenden sich unterscheidet, von jeder eigensüchtigen Rücksicht völlig frei zu seyn. Alle andern Tugenden beschränken sich auf die Personen, denen sie angehören, und haben einzig das Wohl des Geschöpfes zum Zwecke. Die Liebe allein hat nach dem Zeugnisse des Apostels nur die Ehre Gottes im Auge. Diese ist das höchste Ziel aller ihrer Bestrebungen. Hier enden alle ihre Wünsche. Dieß ist die Gränze ihrer Thätigkeit. Wer bei der Zurechtweisung seines Nächsten etwas anderes beabsichtiget, als die Ehre Gottes und das ewige Heil

dessen, den er zurechtweist, indem nämlich durch die Rüge die Ehre Gottes gemehrt wird, von dem kann man frey behaupten, daß die Wahrheit nicht aus dem Geiste der Liebe hervorgehen werde, sondern aus einer andern Quelle.

Eine Wahrheit verschweigen ist besser als sie auf unziemliche Art vorbringen. Denn dieß hieße eine gute, nahrhafte, aber schlecht zubereitete Speise auftragen, und eine Arzney zur Unzeit reichen. Legt man aber auf diese Weise der Wahrheit nicht ungerechte Fesseln an? Nein, gewiß nicht; vielmehr hieße das, die Wahrheit vorbringen mit Verletzung der Gerechtigkeit; denn das Recht der Wahrheit und die Wahrheit des Rechtes gründen sich auf die Liebe. Ein wohlberechnetes Stillschweigen ist immer besser als eine lieblose Wahrheit.

Ich bat unsern Heiligen, daß er mir noch ein anderes Merkmal angeben möchte, woraus sicher abzunehmen sey, daß die Zurechtweisung von der Liebe ausgehe. Er antwortete mir aus der Fülle seines sanften Herzens, und im Sinne des großen Apostels (Gal. 6., 1.): „Wenn die Zurechtweisung im Geiste der Sanftmuth geschieht.“ Die Sanftmuth ist in der That die vertrauteste Freundin der Liebe und deren unzertrennliche Gefährtin. Darauf deutet der heilige Paulus, wenn er spricht: „Sie ist gütig, sie duldet alles, und erträgt Alles.“ (1. Kor., 13., 4., 7.)

Gott, Der die Liebe ist, führt die Sanftmüthigen nach Seiner Weise, und lehrt die Gütigen Seine Wege. Sein Geist ist weder im Wirbelwind, noch im Sturme; weder im Hochgewitter noch im Rauschen herabstürzender Gewässer, sondern im kühlen sanften Säuseln, im

freundlichen Zephir. „Wenn die Sanftmuth über uns kommt“ spricht der Prophet, „so sind wir gebessert.“ (Ps. 89, 10.)

Der Heilige rieth, daß man dem Beyspiele des gutherzigen Samariters folgen sollte, der Oel und Wein in die Wunden des armen Kranken goß. Einer seiner Lieblingssprüche war: „Ein guter Salat fordert mehr Oel, als Essig und Salz.“

Hier folgt noch ein anderer denkwürdiger Gedanke unseres Heiligen, der diesem nämlichen Gegenstand angehört, und den ich oft aus seinem Munde vernahm. Man sey immer so sanft als möglich und bedenke, daß man mit einem Löffel Honig mehr Mücken herbeilocke, als mit hundert Tonnen Essig. Wenn man denn doch einmal eine Gränze überschreiten muß, so thue man das in der Sanftmuth. Zu viel Zucker hat noch nie eine Brühe verdorben. Der menschliche Geist ist so beschaffen, gestaltet, daß er der Härte Widerstand leistet, der Milde aber auf alle Weise sich nachgiebig zeigt. So wie das Wasser das Feuer löscht, so dämpft das sanfte Wort den Zorn. Kein Boden ist so unfruchtbar, daß er der gütigen Pflege nicht einige Früchte spenden sollte. Wer die Wahrheit mit Sanftmuth vorträgt, der wirft dem Irrenden brennende Kohlen oder besser Rosen ins Gesicht. Wer möchte wohl dem zürnen, der uns nur mit Perlen und Diamanten bekämpfte?

Wenn die Nuß grün ist, schmeckt sie sehr bitter; in Zucker eingekocht ist sie dagegen überaus süß und magenstärkend. Die Rüge hat von Natur viel Herbes, man überzuckere sie aber mit Sanftmuth, man koche sie beim Feuer der Liebe und sie wird ganz herrlich, ganz lieblich und ganz köstlich erscheinen.

Aber die Wahrheit, entgegnete ich, bleibt immer Wahrheit, man mag sie sagen, man mag sie nehmen wie man will. Dabei waffnete ich mich mit den Worten, die der heilige Paulus an Timotheus richtet, wo er sagt: „Predige das Wort, halte an, sey es gelegen, sey es ungelegen; überweise, ermahne, rüge mit aller Langmuth und Belehrung.“ (2. Tim. 4., 2.)

Der Heilige erwiederte: „Die Worte: „mit aller Langmuth und Belehrung“ sind der Nerv dieser apostolischen Lehre. Die Lehre bezeichnet die Wahrheit, und diese Wahrheit muß mit Geduld vorgetragen werden, das heißt, man muß es ruhig ertragen, wenn die Wahrheit zurückgewiesen wird; und sich nicht etwa mit der Einbildung schmeicheln, daß sie immer mit lautem Beifall aufgenommen werde. War der Sohn Gottes dem Widerspruche ausgesetzt, so muß Seine Lehre, welche die Lehre der Wahrheit ist, denselben Stempel tragen.“

Wer andere Menschen die Wege der Gerechtigkeit lehren will, der muß auf Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten in ihrer Vergeltung gefaßt seyn, und ihren Undank als seinen Taglohn ansehen.

69.

Des heil. Salesius herzliche Liebe zu seinen untergebenen Geistlichen.

Man fand es einmal nothwendig, einen Geistlichen, der ein lasterhaftes und ärgerliches Leben führte,

und zur Diöces unsers Heiligen gehörte, mit Arrest zu bestrafen. Nach einer mehrtägigen Haft bezeugte der Gefangene Reue, weinte bitterlich, und versicherte hoch und theuer, daß er sich bessern wolle. Er bat dringend um die Erlaubniß, seinem heiligen Bischof, der ihm schon so manche Verirrung vergeben hatte, sich zu Füßen zu werfen.

Die geistlichen Räthe, denen die seltene Sanftmuth des Gottesmannes bekannt war, widersetzten sich diesem Verlangen; denn sie wußten nur zu gut, daß der Heilige den Gefangenen, obgleich dessen anstößige Aufführung eine nachdrückliche Bestrafung verdient hätte, nicht ohne Rührung und Mitleid ansehen könnte.

Der Geistliche brachte es endlich dennoch durch vieles Bitten dahin, daß man ihn vor seinen Hirten führte. Die wohlverdiente Strafe des Schuldigen ging in eine heroische Handlung über, die zu den denkwürdigsten Zügen unsers Heiligen gehört. Der göttlichen Vorsehung stehen Mittel zu Gebote, von denen die menschliche Klugheit sich nichts träumen läßt. —

Als der Schuldige seinen Bischof ansichtig ward, fiel er ihm zu Füßen, und bat um Gnade. Er betheuerte vor Gott und ihm, daß er sein Leben bessern, und durch einen musterhaften Wandel das Andenken an sein bisher gegebenes Aergerniß auslöschen würde. Auch der fromme Bischof kniete vor dem Strafwürdigen nieder, der, seiner Bestürzung nicht mächtig, um Erbarmung flehte. Der Heilige, der in Thränen zerfloß, antwortete ihm: „Und ich beschwöre Sie bey der Barmherzigkeit Jesu Christi, auf die alle unsere Hoffnungen sich gründen, daß Sie meiner und aller Geistlichen dieses Sprengels,

der Kirche und der Religion, die Sie durch ihren ärgerlichen Wandel entehrten, Sich erbarmen, und so unsern Feinden nicht ferner Anstoß geben, unsern heiligen Glauben zu lästern."

„Ich bitte Sie, haben Sie Erbarmen mit Sich selbst und mit Ihrer Seele, die Sie in ewige Verdammniß stürzen. Ich fordere Sie im Namen Jesu Christi auf, Sich durch wahre Buße mit Gott zu versöhnen."

„Ich beschwöre Sie bei Allem, was Himmel und Erde Hohes und Heiliges haben, bei dem Blute Jesu Christi, das Sie mit Füssen treten, bei der Güte unsers Erlösers, den Sie von Neuem kreuzigen, bei dem Geist der Gnade, dem Sie Schmach zufügen."

Diese Ermahnung war so wirksam, — es sprach ja der Geist Gottes durch den Mund dieses heiligen Prälaten, — daß von dieser Stunde der Schuldige nicht mehr zu seinem unordentlichen Wandel zurückkehrte, sondern ein Muster der Tugend wurde.

70.

Zurechtweisung aus Liebe.

Dieser geliebte Vater wies mich oft, schreibt derselbe Bischof von dem heiligen Salesius, meiner Unvollkommenheiten wegen zurecht, und sagte dann zu mir: „Ich hoffe, Sie werden mir deßhalb Dank wissen; denn ich kann Ihnen meine Freundschaft nicht besser

beweisen; und ich würde an einem ganz gleichen Gegendienste erkennen, ob Sie mich herzlich lieben; doch Sie sind in dieser Hinsicht zu frostig und zu umsichtig. Die Liebe trägt eine Binde vor den Augen, sie fragt nichts nach den Umständen, sie schreitet vorwärts und nimmt nicht so viele Rücksichten."

„Da ich Sie fürwahr mit aller Herzlichkeit liebe, kann ich auch nicht die geringste Unvollkommenheit an Ihnen dulden. Ich möchte gerne, daß mein Sohn so unsträflich wäre, als der heilige Paulus seinen Timotheus wünschte. Was bei andern Menschen, die ich weniger liebe, mir als Mücke erscheint, das wächst bei Ihnen, den ich, Gott weiß es, aus voller Seele liebe, zu einem Elephanten."

„Handelte ein Wundarzt nicht sträflich, und müßte man ihn statt des Mitleids nicht der Grausamkeit zeihen, wenn er den Kranken sterben ließe, weil es ihm an Muth fehlte, die Wunde desselben zu verbinden? Ein Schlag mit der Zunge, zur rechten Zeit ertheilt, ist zuweilen für die Heiligkeit der Seele eben so nützlich, als ein an gehörigem Orte angebrachter Lanzettenstich für die Gesundheit des Leibes. Eine Aderlässe zu rechter Zeit hat Manchem das Leben gerettet, und eine Zurechtweisung zu gehöriger Zeit mehr als eine Seele dem ewigen Tode entrissen."

71.

Salesius ein liebender Vater.

Ein Geistlicher seines Sprengels, der schweres Aergerniß gegeben hatte, ward mit Arrest bestraft.

Die Räthe des Heiligen drangen in ihn, den Schuldigen nach der Strenge der Gesetze zu bestrafen. Er gab nach, ließ seiner Sanftmuth Fesseln anlegen, und gestattete seinen Räthen nach ihrem Willen zu thun.

Außer andern Büssungen, denen der Schuldige im Gefängnisse sich unterwerfen mußte, untersagte man ihm überdieß noch sechs Monate hindurch jede geistliche Verrichtung. Diese Strafe hatte jedoch nicht die erwartete Wirkung; denn statt den Bestraften zu bessern, ward dieser dadurch noch weit ärger, so daß man seiner Pfründe ihn entsetzen und aus dem Bisthume verweisen mußte. Im Gefängnisse ließ er alles mit sich machen; er war demüthig, und erwies dem Anscheine nach große Reue und Zerknirschung. Er weinte, flehte, und verhieß Besserung. Als die Entziehung seiner Pfründe ihm eröffnet wurde, that er, als ob er sich bessern wollte; allein da er die Gerechtigkeit schon so oft getäuscht hatte, ward die Pforte der Barmherzigkeit ihm verschlossen.

Einige Jahre hernach wurde ein anderer Geistlicher ähnlicher Vergehungen wegen zur Haft verurtheilt. Die Räthe gedachten ihn auf gleiche Weise zu behandeln und gestatteten nicht, daß er das Mitleid des heiligen Bischofs ansprechen sollte, nach welchem er zu jeder Stunde seufzte und dabei betheuerte, er habe keinen andern Wunsch, als seine Stelle zu den Füssen desselben niederzulegen; denn er hegte die Hoffnung, der heilige Bischof würde ihm die aufrichtige Reue, die ihn beseelte, an den Augen ansehen. Der Heilige befahl, den Schuldigen zu holen. Die Räthe widersetzten sich. „Nun denn," sprach er, „wenn er nicht vor mir erscheinen soll, so kann doch mich nichts abhalten, vor ihm zu erscheinen. Soll er

den Kerker nicht verlassen, so wird man nichts dagegen einwenden können, wenn ich zu ihm gehe und seine Gefangenschaft theile. Auch muß ich ja den armen Bruder, der nach mir verlangt, zu trösten suchen. Uebrigens gebe ich Ihnen die Versicherung, daß er nur mit Ihrer Zustimmung der Haft entlassen werden soll."

Er begab sich darauf in Begleitung seiner Räthe in den Kerker. Als er den Unglücklichen zu seinen Füssen sah, weinte er bitterlich, umarmte ihn, küßte ihn zärtlich. Er wendete sich darauf an seine Umgebung und sprach: „Wie kann es Ihnen wohl entgehen, daß Gott diesem Manne bereits vergeben habe? Können denn diejenigen, welche in Jesu Christo sind, je verdammt werden? So viel weiß ich, daß ichs nicht thue." Hierauf sprach er zu dem Schuldigen: „Gehen Sie hin, mein Bruder, gehen Sie hin im Frieden, und sündigen Sie nicht mehr! Ich bin überzeugt, daß Sie Ihr Unrecht aufrichtig bereuen."

Die Räthe erinnerten, das alles sey nur Heuchelei, und jener Andere, den man seiner Pfründe entsetzte, habe weit deutlichere Zeichen der Reue gegeben.

„Wer weiß," versetzte der Heilige, „ob er sich nicht wahrhaft bekehrt hätte, wenn ihr ihn mit mehr Sanftmuth behandelt hättet! Sehet zu, daß ihr nicht einst seiner Seele wegen Rechenschaft geben müsset! Für diesen hier will ich Bürge seyn, wenn anders diese Bürgschaft euch genügt. Ich bin überzeugt, daß er wahrhaft zerknirscht ist. Uebrigens schadet er, wofern er mich betrügt, sich selbst weit mehr, als mir."

Der Schuldige zerfloß in Thränen und war bereit, sich jeder Prüfung zu unterwerfen; und da der Schmerz, der ihn verzehrte, jede Buße übertraf, erklärte er, daß er seiner Pfründe auf Befehl des hochwürdigsten Bischofs ohne Widerrede entsagen wolle. —

„Dieß wäre mir sehr leid," erwiederte der Heilige, „denn ich hoffe das Bessere von Ihnen und vergleiche Sie dem Thurme, der durch seinen Fall der Kirche Aergerniß und schweren Schaden versetzte, nun aber, wieder erhoben, dieselbe fortan als eine Zierde schmücken wird."

Die Räthe sahen sich zur Nachgiebigkeit gezwungen, und die Thüren des Gefängnisses öffneten sich. Der Schuldige mußte sich einen Monat lang der geistlichen Funktionen enthalten, und trat darauf wieder in sein Amt ein. Sein Wandel war erbaulich, und die Weissagung des Heiligen zeigte sich in allen Punkten wahr.

Als späterhin in seinem Beiseyn von der Verkehrtheit des einen, und von der Bekehrung des andern Geistlichen die Rede war, sprach er die denkwürdigen Worte: „Es ist besser, durch Sanftmuth Büsser, als durch Strenge Heuchler zu erzielen!"

72.

Sales mit seinen Dienstboten.

Wer seinen Vorgesetzten sich unterwirft, der handelt mehr gerecht, als demüthig; denn es ist

vernunftgemäß, daß wir sie als unsere Herren erkennen. Wer vor seines Gleichen sich unterwürfig zeigt, der beweist sich freundschaftlich, höflich und wohl gesittet. Wer sich aber dem Willen der Untergebenen fügt, der gibt Beweise wahrhaftiger Demuth; denn diese Tugend zeigt uns, daß wir nichts sind und macht uns so aller Welt unterwürfig.

In dieser Demuth hat es unser Heiliger sehr weit gebracht. In Allem, was das Schlafengehen, das Aufstehen, das An- und Auskleiden betraf, gehorchte er seinem Kammerdiener so unbedingt, als ob dieser der Herr, er selbst aber der Diener gewesen wäre. Blieb er länger, als gewöhnlich wach, um entweder zu studieren oder Briefe zu schreiben, so bat er seinen Kammerdiener, daß er zu Bett gehen möchte; denn er besorgte, daß das Warten ihm Ueberdruß erwecken könnte.

Eines Morgens erwachte der Heilige, dessen Geist mit einer wichtigen Angelegenheit beschäftigt war, sehr früh, und rief seinen Kammerdiener, damit er ihn ankleidete. Dieser aber schlief so fest, daß er den Ruf seines Herrn nicht hörte. Der heilige Prälat erhob sich, indem er glaubte, der Kammerdiener sey nicht in der Garderobe. Als er jedoch einen Blick in dieselbe that, fand er ihn im sanftesten Schlafe. Da er nun, für seine Gesundheit besorgt, ihn nicht wecken wollte, kleidete er sich selbst an, bethete, studierte und schrieb.

Als nun der junge Mann erwachte und angekleidet in das Zimmer seines Herrn eintrat, fand er diesen am Arbeitstische. Er fragte den Heiligen in auffahrendem Tone: wer ihn denn angekleidet habe? „Ich selbst,“ antwortete der heilige Prälat.

„Bin ich nicht etwa alt genug, mich selbst ankleiden zu können?“ Der Diener grollte und erwiederte: „Machte es Ihnen denn zu viele Mühe, mich zu rufen?“ „Ich versichere dich, mein Sohn!“ antwortete der heilige Franz, „daß es nicht meine Schuld ist. Ich habe mehrmals gerufen, und da ich glaubte, daß du aus der Garderobe gegangen wärest, stand ich auf, mich nach dir umzusehen. Da ich dich aber im sanftesten Schlafe fand, machte ich mir ein Gewissen daraus, dich zu wecken.“ „Sie scheinen Vergnügen daran zu finden, meiner zu spotten,“ erwiederte der Kammerdiener. „O nein, mein Freund,“ versetzte der ehrwürdige Prälat, „da verkennest du mich; ich sagte es nicht, um deiner zu spotten. Ich scherze wohl heiter, spotte aber keines Menschen. Sehe, ich verspreche es dir, daß ich künftig so lange rufen werde, bis du erwachest und aufsteheſt; und da du es also willst, so werde ich mich nie wieder ohne dich ankleiden.“

73.

Sales, selbst gehorsam.

Der Herzog von Savoyen war in einen Krieg verwickelt, der seine Finanzen tief erschüttert hatte. Gedrängt von der öffentlichen Noth, erlangte er von dem Pabste ein Breve, kraft dessen auch die geistlichen Güter in Anspruch genommen und einer Steuer unterworfen werden durften. Dieses Breve wurde den Bischöfen zugesandt, damit sie die Vertheilung dieser

Steuer je nach dem Verhältnisse der Einkünfte der einzelnen Pfründen ordneten.

Unser Heilige berief die Pfründenbesitzer seines Bisthums zusammen. Diese jedoch zeigten sich nicht sonderlich geneigt, den Anordnungen des heiligen Stuhles sich zu fügen, und führten deßhalb mancherlei Entschuldigungen an. Da aber diese Gründe dem Heiligen viel zu leicht bedünkten, den dringenden Bedürfnissen des Herzogs die Wage zu halten, ereiferte er sich so wohl für das Haus Gottes, als für das Haus seines Fürsten, und sprach im Feuer seines Eifers also zu ihnen: „Wie, meine Herren! steht es etwa uns zu, Gründe und Entschuldigungen anzuführen, wo die beiden Herrscher einen einstimmigen Befehl erlassen? Geziemt es uns, ihre Beschlüsse zu erforschen und sie zu fragen: warum thut ihr also?“

„Wir fügen uns ja doch, nicht nur den Urtheilssprüchen der höchsten Gerichtshöfe, sondern sogar den Entscheidungen der geringsten Richter, die von Gott bestellt sind, die Streithändel zu schlichten, die sich unter uns ergeben, ohne sie um die Gründe ihrer Aussprüche zu befragen, und lassen uns an ihnen von Rechtswegen genügen; und hier, wo zwei so mächtige Orakel sprechen, die für ihre Anordnungen Gott allein verantwortlich sind, wollen wir ihre Verfügungen untersuchen, gleich als wären wir zu Inquisitoren über sie aufgestellt? — Ich erkläre Ihnen frei und offen, daß ich Ihre Meinungen weder theilen, noch billigen kann.“

„Wahrlich, sehr weit sind wir von der Vollkommenheit jener Christen entfernt, die doch nur Laien waren, und zu welchen Sct. Paulus sprach: „Ihr habet den Raub eurer Güter mit Freuden er-

tragen, weil ihr wisset, daß ihr ein besseres und bleibenderes Gut im Himmel habet.“ (Hebr. 10.)

„Sie sehen, daß der Apostel von der ungerechten Beraubung aller ihrer Güter spricht; Sie aber wollen nicht einmal mit einem geringen Theil der Ihrigen beitragen, den Vater des Vaterlandes, unsern guten Fürsten zu unterstützen, dem wir die Wiederherstellung der katholischen Religion in den drei Landvogteien von Chablois verdanken, und dessen heftigste Feinde gerade die Widersacher unsers heiligen Glaubens sind?“

„Ist unser Stand nicht der erste unter den dreien, aus welchen die christlichen Staaten bestehen? Ist es nicht mehr als billig, daß wir mit unsern Gütern, so wie mit unsern Gebethen zur Vertheidigung der Altäre, der Beschirmung unseres Lebens und unserer Ruhe beisteuern; da das Volk sein ganzes Vermögen, der Adel aber sein Blut für dieses heilige Ziel aufopfert? Gedenken Sie der früheren Kriege und fürchten Sie, daß nicht Ihr Undank und Ungehorsam abermal ähnliches Unheil über Sie bringe.“

Diese kräftigen Worte besiegelte er durch sein Beispiel; denn er schrieb sich selbst eine Steuer vor, die für sein geringes Einkommen so übermäßig war, daß keiner aus der Versammlung es mehr wagte, zu klagen, ja alle schämten sich sogar, daß sie ihm widersprochen hatten.

Also gehorchte er selbst und lehrte Andere gehorchen. Mächtig an Worten und Werken glich er dem Gideon, der zu seinen Kriegern sprach: „Und was ihr mich thun sehet, das thut mir nach!“ (Richt. 7, 17.)

74.

Gehorsam gegen rauhe Obern.

Die Vortrefflichkeit des Gehorsams besteht nicht darin, daß man dem Willen eines milden und freundlichen Obern folge, der mehr durch Bitten, als durch sein Ansehen zu regieren gewohnt ist; wohl aber darin, daß man sich unter das Joch eines strengen, rauhen und herrischen Vorgesetzten beuge.

Also dachte unser Heilige; wie wohl er wünschte, daß jene, welche Seelen zu leiten haben, solche als Väter, nicht aber als Herren, und mehr durch ihr Beispiel, als durch ihre Gewalt regieren sollten, wie denn er selbst auf diese Weise mit wunderbarer Sanftmuth regierte, so war er doch sehr dafür, daß die Obern einen gewissen Ernst zeigten; und er mißbilligte in den Untergebenen jene Selbstverzärtlung, wodurch sie ungeduldig werden und wenig leiden wollen.

Seine Meinung noch deutlicher auszusprechen, wendete er folgende Gleichnisse an: Eine scharfe Feile nimmt den Rost besser hinweg und macht das Eisen glänzender, als eine weichere und minder scharfe. Um den Tüchern großen Glanz und größere Feinheit zu geben, bedient man sich sehr scharfer Bürsten. Je länger eine Degenklinge unter dem Hammer bleibt und geschlagen wird, um so mehr gewinnt sie an Güte.

Geht die Nachsicht der Obern allzu weit, so gibt sie nicht selten Veranlassung, daß unter den Untergebenen viele Unordnungen einreißen. Man entzieht den Kindern den Zucker, weil er Würmer bei ihnen erzeugt.

Befiehlt ein Vorgesetzter mit zu großer Sanftmuth, so läuft er Gefahr, seinem Ansehen dadurch Eintrag zu thun, und macht dasselbe verächtlich. Ja nicht nur dieß, sondern er zieht auch das Wohlwollen seiner Untergebenen dergestalt an sich, daß er, ohne dessen zu gedenken, dasselbe Gott entwendet; da sie weit mehr dem Menschen gehorchen, den sie lieben, und weil sie ihn lieben, als Gott, Dem sie in dem Menschen gehorchen, und zwar aus Liebe zu Ihm gehorchen sollten. Diese Verwechslung also wird allmählig von der allzugroßen Sanftmuth herbeigeführt.

Die Strenge eines rauhen Obern hingegen erprobt die Treue eines Herzens ungleich besser, das Gott wahrhaft und ernstlich liebt. Denn da es in den Befehlen des Vorgesetzten nichts Liebliches findet, denn die Süßigkeit der göttlichen Liebe, um derentwillen es gehorcht, ist die Vollkommenheit seines Gehorsams um so größer, als seine Absicht reiner, gerader und unmittelbarer auf Gott gerichtet ist.

Unser Heiliger gab auch noch folgendes Beispiel bei: Wer einem rauhen, mürrischen, übelgelaunten und mit Nichts zufriedenen Obern gehorcht, der schöpft klares Wasser aus einem Born, der durch den Rachen eines metallenen Löwen rinnt. Dieß heißt nach dem Räthsel Samsons, Speise aus dem Munde dessen nehmen, der da verschlingt. So achtet man Gott allein in dem Obern; wenn auch hinsichtlich unser jener Ruf an ihn ergehen sollte, der einst an den heiligen Petrus erging: „Tödte und iß!" Apost. 10.

75.
Klage über Obere.

Es beschwerten sich Einige bei dem heiligen Salesius, daß man ihnen an der Stelle eines Obern, der sie zu rauh behandelt hatte, einen andern, unwissenden Vorgesetzten gegeben habe. Sie brachten diese Klagen in unhöflichen und sogar beleidigenden Worten vor; wiewohl sie solche auf gewisse Weise verschleierten. Der Heilige antwortete ihnen: „Niemals soll man auf solche Weise von Vorgesetzten sprechen, wie elend sie auch seyn mögen. Gott will, daß man sogar denjenigen gehorche, die rauh und widerlich sind; denn wer der Obrigkeit widerstrebt, widersetzt sich der Anordnung Gottes.“ (Röm. 13, 2.)

Hierauf übernahm er die Vertheidigung dieses Obern und sagte: „Wenn Balaam von einer Eselin Unterricht erhielt, so dürfen Sie um so mehr überzeugt seyn, daß Gott, der Ihnen diesen Obern gab, auch dahin wirken werde, daß er Sie Seinen heiligen Willen lehren wird, wenn gleich vielleicht nicht nach Ihrem Sinne.“

„Wie ich höre, ist dieser gute Mann sehr sanftmüthig, und wenn es ihm auch an tiefer Gelehrsamkeit fehlt, so kann er darum doch viel Gutes wirken und durch sein Beispiel ersetzen; was ihm an Wissenschaft gebricht. Ein Oberer, der das Gute thut, das er nicht in Worten erklären kann, ist mehr werth, als ein anderer, der sich weitläufig über das Gute ausspricht, das man thun soll, selbst aber dasselbe nicht thut.“

76.

Der h. Ammon und sein Diener.

Johannes von Theben, der Kleinere genannt, ein Jünger des heil. Altvaters Ammon, diente diesem, seinem kranken und greisen Vater mit größter Emsigkeit und Treue zwölf Jahre lang. Und obschon der kranke Greis seinen unermüdlichen Fleiß, seine Arbeit und Verläugnung sah, gab er ihm dennoch auch nicht ein einziges Mal ein lobendes gutes Wort. Als es aber mit ihm zum Sterben kam, nahm er in Gegenwart anderer Altväter den guten Johannes bei der Hand und sprach zu ihm: „Du mögest selig werden, du sollst selig werden, du sollst selig werden!“ Und nach diesem dreimaligen herzlichen Segensspruch empfahl er ihn der Obhut der andern Väter, also beschließend: „Dieser ist kein Mensch, sondern ein Engel; als welcher mir zwölf Jahre in meiner Krankheit beharrlich und freundlich diente, ohne daß er jemals von mir ein gutes und liebreiches Wort dafür empfangen hätte.“

Welchen von diesen beiden christlichen Weisen werden wir mehr bewundern? Jeder von ihnen hat den Gipfel der Selbstverläugnung erreicht. Der Jünger, der ohne allen Dank so beharrlich des Liebesdienstes sich befliß; der Meister, der den Jünger in so vollendeter Entsagung üben und befestigen wollte; beide aber im Namen Jesu des Herrn.

77.

Der große Bischof und der große Kaiser.

Ein durch seine Veranlassung so schändlicher, als durch seine Folgen trauriger Aufruhr der Einwohner von Thessalonich bezeichnete das kaum eingetretene Jahr 390 n. Chr.

Diese Stadt Macedoniens, in welcher so früh das Evangelium vom großen Apostel den Heiden verkündiget worden, an deren Gläubige er zwei Sendschreiben erließ, war durch Reichthum in Ueppigkeit versunken und daher in jene leidenschaftliche Wuth für alle Arten von Schauspiele verfallen, welche ein sicheres Zeichen verderbter Sitten ist, und je mehr und mehr sie verderbt.

Botherich, wahrscheinlich ein Gothe oder ein Franke, stand dort als Befehlshaber der Legionen Illyriens.

Der Mundschenk dieses Mannes verklagte vor ihm einen in der Stadt sehr berühmten Wagenführer der Rennbahn, daß er sich eines abscheulichen Antrags an ihn erdreistet hätte. Da ließ Botherich den unzüchtigen Wagenführer in Bande legen.

Als nun, im Anfange des Jahres 390, die Zeit der öffentlichen Spiele herankam, verlangte das Volk die Freiheit seines Günstlings, und, als Botherich sich dieser Forderung weigerte, empörte es sich, steinigte und schleifte verschiedene Männer der Obrigkeit, unter denen auch Botherich ermordet ward.

Die Nachricht dieses Frevels erfuhr Theodosius in Mailand. Seiner Gemüthsart nach flammte er gleich auf in Zorn, ließ aber auch, seiner Gemüthsart nach, sich bald besänftigen, als der heilige Ambrosius und verschiedene eben damals versammelte Bischöfe ihn flehend baten, den Eindrücken des Zorns nicht Raum zu geben, sondern mit Mäßigung und nur wider die Schuldigen zu verfahren.

Das Wort eines großen und menschenfreundlichen Dichters (Homer) bewährt sich am schönsten bei den Christen: „Die Herzen der Guten sind lenkbar" und: „die Herzen der Guten sind heilbar."

Theodosius würde bei der christlichen Gesinnung verharret seyn, hätten nicht verschiedene Männer seiner Umgebung, vor allen der Hofkanzler Rufinus, ihn zu bösem Entschluß hingerissen.

Rufinus war ein Gallier, gebürtig aus Elusa (Elause in Gascogne), von geringer Abkunft, aber begabt mit männlicher Wohlgestalt und mit lebhaftem Verstande, der ihm aus den Augen blitzte und sich in Wohlredenheit ergoß. Er verbarg unter scheinbarer Larve unersättlichen Geiz und unersättliche Ehrsucht. Er bekannte sich zum Christenthum, von dem auch sein Verstand mag überzeugt gewesen seyn, aber sein Herz empörte sich wider des Evangeliums heilige Lehren.

Dieser gefährliche Mensch hatte sich bei Theodosius eingeschlichen, immer mehr Ansehen bei ihm gewonnen, ward mehr als irgend Einer von ihm gehört, und genoß seines Vertrauens, so lange der Kaiser lebte. Heidnische und christliche Schriftsteller stimmen in dieser Schilderung des Rufinus überein, und wenn der Redner Symachus ihn, so lang er lebte, lobpreisete, so schmähte er ihn desto mehr nach seinem Tode.

Dieser Mensch wußte den schon fast erloschenen Zorn des Kaisers wider die Thessalonicher so wieder anzufachen, daß er in fürchterlicher Glut ausbrach.

Da wurden Männer mit geheimen Befehlen gen Thessalonich abgefertiget. Es ward sehr dafür gesorgt, daß Ambrosius nichts davon erführe, und ihm auszuweichen verließ Theodosius auf einige Tage die Stadt.

Bald aber, doch zu spät, widerrief er den gegebenen grausamen Befehl. Der jenen früher abgesandten Männern nacheilende Bothe erreichte sie nicht.

Sobald jene in Thessalonich angekommen, verbreitete man allda die Nachricht, es sollte am folgenden Tage ein großes Wagenrennen angestellt werden. Früh strömte das schaulustige Volk in die Rennbahn. Auf einmal sah es gerüstete Schaaren von allen Seiten eindringen, die Zugänge bewahren, die Schwerter zücken. Ohne Unterschied tödteten die Soldaten, auf wen sie stießen. Man sagt, daß gegen sieben Tausende ermordet wurden, und dieses Metzeln drei Stunden gedauert habe. Fremdlinge fielen wie die Bürger vor dem blinden Schwert, es mähete die Schuldlosen mit den Schuldigen.

Ein Sklave sprang hervor, als sein Herr sollte getödtet werden, und ließ sich ermorden für ihn. Ein Kaufmann sah seine beiden Söhne unter den Händen der Soldaten, erbot sich für sie zu sterben, und sein ganzes Vermögen zu geben für der Söhne Lösung. Die Soldaten verlangten, er sollte für den einen, den sie losgeben wollten, mit dem andern sterben, und ließen ihm die Wahl. Indem er, unschlüssig in Jammer zögerte, sah er Beide zugleich von den ungeduldigen Kriegern durchstochen.

Als die Nachricht dieser ungeheuren That des Kaisers in Mailand bekannt ward, ergriff sie alle Gemüther mit Verwunderung, Trauer und Abscheu. Die Bischöfe, welche aus Gallien und Italien sich in Mailand zu einem Concilium versammelt hatten, wurden durchdrungen von tiefem Schmerz, und äußerten Staunen, durch welches Ambrosius, dessen Herz mehr als irgend eines Andern zerrissen war, sich gleichsam betroffen fühlte, als hab' er selbst sich schuldig gemacht durch den Frevel des von ihm so geliebten Kaisers, von dessen edlem Herzen und lauterer Frömmigkeit er so oft seine Amtsgenossen unterhalten hatte.

Da man wußte, wann Theodosius wieder gen Mailand kommen wollte, ging Ambrosius einige Tage zuvor auf's Land, theils wegen einer ihn beschwerenden, nicht geringen Unpäßlichkeit, doch mehr um den großen Sünder einige Zeit eigenen Gewissensregungen ungestört zu überlassen.

Die Nacht, ehe er die Stadt verließ, träumte ihm, daß er in der Kirche wäre, der Kaiser hineinträte, und er dadurch an Darbringung des heiligen Opfers verhindert würde. Er sah solches als eine göttliche Anzeige, daß Theodosius sich öffentlicher Busse unterwerfen müsse.

Bald darauf schrieb er an den Kaiser einen ausführlichen Brief, aus welchem die Ehrerbietung des Unterthans, die Freimüthigkeit des Bischofs, die Liebe des Freundes auf schöne Weise hervorstechen.

Er erwähnt zuerst mit Rührung der alten Freundschaft des Kaisers, deren Andenken ihm so süß sey, und mit Dankbarkeit der vielen Gnaden, welche Theodosius Andern, auf seine Fürbitte, erwiesen habe. Es sey, sagt er, nicht Undankbarkeit gewesen, die ihn ab-

gehalten, seine sonst immer so willkommene Rückkehr in die Stadt auch dießmal dort zu erwarten; aber frei heraus wolle er ihm sagen, was ihn daran gehindert habe. Seit einiger Zeit sey er allein unter denen, die den Kaiser umgeben, des Rechts zu hören und zu reden beraubt gewesen. Der Kaiser habe Empfindlichkeit bezeugt, wenn etwas an ihn gelangt sey, was in seinem Geheimenrathe beschlossen worden. Er sey daher in der großen Verlegenheit gewesen, aus Furcht entweder durch Schweigen sein Gewissen zu verletzen, oder durch Reden Andern Verdruß zuzuziehen, von denen er Beschlüsse des Kaisers erfahren habe, deren Rüge Pflicht seyn möchte. Er erinnert ihn an das Wort, welches Gott einem Propheten sagt, den Er verantwortlich macht für den Tod des Sünders, der, ungewarnt von ihm, in seiner Sünde stirbt.

„Wollest dir sagen lassen, Herrscher Augustus! daß du für den Glauben eiferst, kann ich nicht läugnen; daß du Furcht Gottes habest, gesteh' ich, aber du hast eine Heftigkeit, von welcher du, wenn jemand dich sänftiget, leicht zum Mitleiden übergehest; die du aber, wenn jemand sie reizet, so aufbrausen lässest, daß du selbst kaum vermögend bleibst, ihr Einhalt zu thun. Ist keiner, der sie mäßiget, o so möge doch auch keiner seyn, der sie entzündet! Gern überlaß ich dich dir selbst....“

Er sagt, daß er, dieser Ursache wegen, ihn lieber seinem eigenen Herzen habe überlassen, als Gefahr laufen wollen, ihn zu reizen durch ein Betragen gegen ihn, welches hätte Aufsehen erregen mögen. Lieber habe er seiner Pflicht nicht vollkommene Genüge thun, als die Demuth verletzen wollen; er habe weniger gefürchtet, daß andere an ihm den Gebrauch der bischöf-

lichen Autorität, als daß Theodosius seine zärtliche Ehrerbietung vermissen möchte.... Er sey zwar wirklich krank, und sehr krank, hab' aber diese Beschwerde zum Vorwande gebraucht, sich ihm anitzt zu entziehen, da er sonst lieber würde gestorben seyn, als daß er seine Ankunft nicht wenige Tage zu Mailand hätte erwarten wollen. „Es ist," so fährt er fort, „es ist zu Thessalonich etwas geschehen, was kein Beispiel hat, was ich nicht ungeschehen machen konnte, vor welchem, als vor einer entsetzlichen That, ich dich gewarnet hatte, mit so vielen Bitten! Geschehen, was du selbst, als du spät den Befehl widerriefst, als eine harte That anerkanntest. Von dieser durft ich nicht in verkleinernden Ausdrücken reden...."

Er bittet ihn, sich mit Gott zu versöhnen durch öffentliche Busse. „Oder schämst du dich, Kaiser, zu thun, was der königliche Prophet, David, der Stammvater Christi nach dem Fleische, that?"....

Dieser hab', als ihm seine Sünden vorgehalten worden, gesagt: „Ich habe gesündiget." So mög' auch er sich nicht zur Ungeduld reizen lassen, wenn ihm seine Sünde vorgehalten werde. Wolle er mit Ernst sagen: „Ich habe wider den Herrn gesündiget!" Wolle er sagen mit David: „Kommt, lasset uns anbeten und niederfallen, und weinen vor dem Herrn, Der uns erschaffen hat;" so wird auch ihm gesagt werden: „Weil du sie bereuet, so hat auch der Herr deine Sünde weggenommen, du wirst nicht sterben!..."

So erinnert er ihn auch an die Buße, die David später gethan, als er durch die Volkszählung gesündiget hatte. Es scheint, daß Ambrosius aus zarter Schonung unterlassen, die Vergleichung anzustellen zwischen der Sünde des Davids, der das Volk zählte,

und dem Frevel des Theodosius, der die Zahl des Volks verringert hatte, eine Vergleichung, die des treffenden Gegenbildes wegen dem Ambrosius wohl schwerlich mag entgangen seyn; da sie sehr im Geschmack jener Zeit, von dem er nicht frei war, und sich hier so natürlich darbot.

Er bemerkt, wie David, durch demüthige Buße, dem Herrn noch wohlgefälliger geworden, als er schon zuvor gewesen. „Daß ein Mensch sündige,“ schreibt er, „ist nicht zu verwundern, aber arg ist es, wenn er sich nicht demüthiget vor Gott.“

Nach Anführung verschiedener Beispiele von Gewaltigen der Erde, welche öffentliche Buße gethan, fährt er fort:

„Solches habe ich nicht geschrieben, dich zu kränken, sondern auf daß die Beispiele der Könige dich auffordern mögen, deine Sünde von dir zu thun. Thue sie von dir, indem du deine Seele demüthigest vor Gott! du bist ein Mensch; kommt dir eine Versuchung, so überwinde sie! Ohne Thränen und Buße thut man die Sünde nicht von sich! Kein Engel vermag sie von dir zu nehmen, kein Erzengel! Das kann nur der Herr, Er, der allein sagen kann: Ich bin bei euch! Haben wir gesündiget, so erläßt Er uns die Sünde, nur wenn wir Buße thun.“

Er bezeugt in rührenden Ausdrücken, wie wehe es ihm thue, daß Theodosius, der ein Beispiel des Erbarmens, dessen Milde so groß gewesen, der so mitleidig einzelner Schuldigen geschonet habe, daß er jetzt nicht traure über die Ermordung so vieler Unschuldigen! Er erzählt ihm den Traum, durch den Gott, in der Nacht vor seiner Abreise aufs Land, ihn gewarnt habe.

Er verweiset ihn auf das Opfer des Gebetes. Die Opfergabe des Altars (das heißt das Brod und den Wein, welche die Gläubigen, auf daß sie zum heiligen Opfer geweiht würden, darbrachten) würde er alsdann bringen, wann sein Opfer Gott wieder angenehm seyn könne.

Es scheint, daß Theodosius seine Rückkehr gen Mailand verzögert habe, denn Ambrosius war früher wieder dort als er.

Der Erzbischof war in der Kirche, als ihm gemeldet war, der Kaiser komme. Da gieng er hinaus, dem Kaiser entgegen, und sprach zu ihm:

„Es scheint, o Kaiser, daß du die Größe des von dir begangenen Mordes nicht einsiehst, selbst jetzt, da dein Zorn sich gelegt hat. Deine Macht steht wohl der Erkenntniß deiner Sünde entgegen und umdunkelt deine Vernunft. Betrachte die Gebrechlichkeit und Hinfälligkeit der menschlichen Natur! Senke deinen Blick auf den mütterlichen Erdenstaub, aus dem wir allzumal hervorgegangen und in den wir zurückkehren! Laß nicht des Purpurs Glanz dich blenden über die Schwäche des Leibes den er bedeckt. Du herrschest über solche, die gleicher Natur mit dir theilhaftig, die deine Mitknechte sind. Einer ist aller Herr und König, der Schöpfer und der Gott der Welt! Mit welchen Augen willst du den Tempel desjenigen ansehen, Der da ist Herr über alle? Wie willst du mit Füßen den heiligen Boden betreten? Wie willst du wagen, die mit Blut befleckten Hände auszustrecken, um in ihnen zu empfangen den hochheiligen Leib des Herrn? Oder willst du deinen Mund Seinem hehren Blute entgegen bringen, der du, von Wuth des Zorns dahingerissen, des Blutes so viel, auf so ungerechte Weise vergossen hast? Weiche zurück! er-

kühne dich nicht zu neuem Frevel nach dem alten Frevel! Nimm an das Band, welches dich, kraft eines Ausspruchs des Herrn, im Himmel bindet; ein Band das die Macht hat die Krankheit der Seele zu heilen, und zur Gesundheit dich wieder herzustellen." *)

Der betroffene Kaiser wußte nichts zu seiner Rechtfertigung zu sagen, wollte aber gleichwohl sich entschuldigen mit dem Beispiele Davids, der zugleich durch Ehebruch und durch Mord gesündiget hatte. Sogleich antwortete der Erzbischof: „Hast du David nachgeahmt in der Sünde, so ahme ihm auch in der Buße nach."

Dieß Wort traf das Herz des Kaisers. Er ging zurück, unterwarf sich demüthig dem Kirchenbann, und that ernste Buße, unter Vergießung vieler Thränen. Es geschah dieses Ereigniß im April; acht Monate blieb er vom Tempel des Herrn ausgeschlossen, in welchem das Volk für ihn betete.

Am Morgen der Geburtstagsfeyer Jesu Christi, fand der Hofkanzler, der nur zu vertraut bei dem Kaiser aus und einging, ihn in Thränen. Auf seine Frage nach der Ursache, bezeugte Theodosius seinen Schmerz darüber, daß, an diesem erfreulichen heiligen Feste, da auch der geringste Knecht in der Kirche sich im Preise Gottes mit der ganzen Gemeine vereinte, ihm der Eingang der Kirche verschlossen sey. Dabei erinnerte er sich der Worte des Sohnes Gottes: „Was ihr auf Erden binden werdet, das wird auch im Himmel gebunden seyn." **)

Rufin erbot sich, zum Erzbischof zu gehen und ihn zu bitten den Kaiser vom Kirchenbanne zu lösen. „Ach,"

---

*) Matth. XVIII, 18. Joh. XXII, 23.
**) Matth. XVIII, 18.

sagte Theodosius, „vergebens wirst du bitten! Ich erkenne die Gerechtigkeit seines Spruchs. Rücksichten auf weltliche Größe werden nicht vermögen, den Ambrosius zu leiten, das Gesetz Gottes zu verletzen.“

Der Hofkanzler bestand indeß auf seinem Vorschlage, und wußte des Kaisers Hoffnungen so zu beleben, daß er nicht nur ihm erlaubte zum Erzbischof zu gehen, sondern auch ihm sagte, daß er selbst in kleiner Entfernung ihm folgen wollte.

Als Rufinus dem Ambrosius sein Anliegen vortrug, warf dieser ihm in sehr (harten) starken Ausdrücken, Unverschämtheit vor, daß er nun dem Frevel noch das Wort sprechen wollte, in welchen seine böse Eingebungen den Kaiser gestürzet hätten. Der Hofkanzler fuhr fort zu bitten, und da er nun endlich den nahenden Kaiser meldete, sagte der Erzbischof: „Ich erkläre dir, daß ich ihm den Eingang in die Vorhalle wehren werde. Will der Kaiser als Tyrann handeln, so bin ich zu jedem Tode freudig bereit.“

Da sandte der Hofkanzler dem Kaiser jemand entgegen, ihn zu bitten zurückzukehren in den Pallast. Theodosius war mitten auf dem großen Platze der Stadt. „Ich will dennoch gehen,“ sprach er, „und die Schmach auf mich nehmen, die ich verdiene.“

Als er an die Kirche kam, ging er nicht hinein, sondern in ein Nebengebäude, wo der Erzbischof denen die ein Anliegen an ihn hatten, Gehör gab, wo er auch ohne Zweifel so eben mit Rufinus gesprochen hatte. Hier bat er den heiligen Ambrosius, ihm die Lossprechung zu ertheilen. Dieser aber sah den Schritt des Kaisers als einen vermessenen Versuch an, zu trotzen, was auf solche Weise am wenigsten durfte erhalten werden, und hielt ihm dieses Betragen mit Strenge vor.

„Ich widerstrebe nicht mit hartnäckigem Herzen den geordneten Satzungen,“ sagte der Kaiser, „ich begehre nicht auf frevelnde Weise in die heilige Stätte einzudringen; ich bitte dich nur, mich zu lösen von meinen Banden. Wollest eingedenk der Barmherzigkeit Desjenigen, Der unser aller Herr ist, mir die Thüre nicht verschließen, die Er allen, welche ihre Sünden büssend bereuen, geöffnet hat.“

„Welche Busse,“ erwiederte der Erzbischof, „hast denn du nach so großem Frevel gethan? Welche Heilungsmittel angewandt für deine so schwer zu heilenden Wunden?“

„Es kommt dir zu,“ sagte der Kaiser, „die Heilungsmittel vorzuschreiben und sie zu bereiten, mir aber, sie anzunehmen.“

Da der heilige Ambrosius nun sah, wie ernsthaft die Reue des büssenden Kaisers war, und mit welcher ächt christlichen Demuth dieser gekrönte Sohn der Kirche sich der heiligen Mutter unterwarf, so beschloß er ihm seine Bitte zu gewähren, doch aber unter einer heilsamen Bedingung. Er hieß ihn ein Gesetz machen, kraft dessen alle gefällten Todesurtheile, und die Befehle zu Einziehung der Güter, nach dreißig Tagen dem Kaiser wieder vorgelegt werden, und erst nachdem er sie dann würde bestätiget haben, in Rechtskraft treten sollten.

Schon acht Jahre zuvor hatte der Kaiser Gratianus ein solches Gesetz zu Mailand, wahrscheinlich auf den Rath des heiligen Ambrosius, gegeben. Es mag wohl nach Gratians, ein Jahr nachher erfolgtem Tode, durch Feigheit der Richter in Vergessenheit gekommen seyn. Gewiß ist, daß Theodosius, auf Rath des heiligen Ambrosius, oder vielmehr, als eingegangene Bedingung seiner Lossprechung, dieses Gesetz gab;

ob aber das, welches wir im theodosianischen Gesetzbuch finden, dieses oder das gratianische Gesetz sey, darüber sind die Meinungen getheilt.

Es konnte dieses weise und menschenfreundliche Gesetz desto weniger befremden, da schon dreihundert und neun und sechzig Jahre zuvor, im Jahre 21, Kaiser Tiberius, (der freylich seiner eigenen tyrannischen Willkühr keine Schranken setzte) durch ein Gesetz geordnet hatte, daß alle vom Senate gefällten Todesurtheile erst nach zehn Tagen in Rechtskraft treten sollten.

Findet ein solches Gesetz heilsame Anwendung auf Beschlüsse einer Versammlung rathschlagender Senatoren, wie vielmehr auf die Urtheile Eines Mannes, welche oft leicht erschlichen werden, leicht auch ihm in jäher Hast entfahren, den die Leidenschaften hinreißen, und den die Allgewalt blenden kann.

Theodosius ließ das Gesetz auf der Stelle ausfertigen, und unterschrieb es.

Nun ertheilte der heilige Erzbischof dem Kaiser die Lossprechung. Theodosius ging ein in die Kirche, blieb nicht stehen, knieete auch nicht, sondern warf sich mit dem Angesicht auf den Fußboden, und sprach mit dem heiligen Sänger: „Meine Seele liegt im Staube, belebe mich nach Deinem Wort!"

78.

„Wer euch verachtet, verachtet Mich!"

Der große Kaiser Konstantin ließ sich oft verlauten, daß, so er einen Priester oder eine andere

gottgeweihte Person in einen Fehler fallen sehen sollte, er nichts davon reden, ihn nicht verbreiten, sondern selben, um ihn den Blicken der Menschen zu entziehen, mit seinem kaiserlichen Purpur verdecken würde. Er hatte große Ursache so zu denken, weil sich Leute von ausgelassenen Sitten der Fehler von Priestern bedienen, um ihre eigenen Laster zu beschönigen, und weil die Irrlehrer, indem sie selbe mit vielen Zusätzen kund machen, sie als ein Mittel gebrauchen, die Religion und Kirche Jesu Christi, welche dessen keine Schuld hat, zu verschreyen. Durch diesen Kunstgriff, die Priester und Hirten zu verläumden, hat die Ketzerei so große Vorschritte gemacht. Wenn der Hirt geschlagen wird, sagt das Evangelium, werden die Schaafe der Heerde zerstreut werden.

Der heil. Antonius stund in solchem Rufe der Heiligkeit, und in einem so großen Ansehen, daß Kaiser und Fürsten sich seinem Gebete empfahlen und bei ihm Raths erholten. Und obwohl er von den Großen der Welt geehrt wurde, ehrte er doch selbst das Priesterthum, so daß er sich vor jedem Priester, dem er begegnete, auf die Kniee niederwarf, und nicht eher, als nach empfangenem Segen von der Erde erhob.

Der heil. Franz von Assis, dieser göttliche Mann, trug eine solche Ehrerbietigkeit gegen diesen Stand, daß er das Herz nicht hatte, sich zum Priester weihen zu lassen. Er pflegte zu sagen, wenn ihm ein Priester oder ein Engel begegnen sollte, so würde er den Priester vor dem Engel grüßen, weil die Gewalt von jenem größer als von diesem wäre. *)

---

*) Die Welt hat nicht zu fürchten, daß in unsern Tagen Jemand den Priestern Jesu ähnliche Ehrfurchtsbezeu-

Muß man nach einem solchen Beispiele nicht erstaunen, wenn man Christen, Privatpersonen, Leute vom mittlern Stande sogar sieht, welche sich beleidigt finden, wenn ein Seelsorger die Liebe hat, sie wegen ihrer Fehler oder den Ausschweifungen ihrer Hausgenossen zu ermahnen und zu warnen, und ihm frech in das Angesicht widersprechen? Hüte dich wohl, o Christ, diesen Fehler zu begehen. Höre die Stimme deines Hirten, als ob es die Stimme deines Gottes selbst wäre. Wenn er dich bestraft, so thut er seine Schuldigkeit. Sieh nicht auf seine Fehler, auf seine Geburt, oder auf seine Person, sondern auf sein Amt, auf seine Würde, auf das Ansehen, das ihm Gott gegeben hat!

Um das Jahr 1640 ereignete sich in einer Pfarre des Kirchensprengels von Bisanz, einige Meilen von dieser Stadt, folgende Begebenheit, welche man durchgängig für eine Strafe des Himmels hielt, um die den Seelsorgern schuldige Ehrerbietung einzuschärfen. Zwey ausgelassene Bursche ärgerten die Gemeinde durch ihre Ausschweifungen schon längere Zeit hindurch. Der Pfarrer warnte ihre Väter, welche aber die Ermahnungen ihres Seelsorgers sehr übel aufnahmen; ja einer hatte die Dreistigkeit ihm zu sagen, er sollte sich um sein Brevier bekümmern, und sich in die Angelegenheiten fremder Familien nicht mischen.

gungen mache. Es wird dieß hier auch keineswegs als eine besonders erwünschliche Sache vorgestellt; denn ohne den innigen Glauben eines heiligen Franziskus, Antonius 2c. wäre auch solche äußere Verehrung verdienstlos und ohne Werth.

„Ich rede zu euch als Seelsorger“ antwortete der Pfarrer, „aber ihr redet zu mir nicht als ein Christ. Habt Acht, daß euch nicht Gott durch die Ausgelassenheit eures Sohnes, die ihr begünstiget, strafet.“

Dieser Mann, statt die Ermahnung seines Hirten zu benützen, prahlte sich noch in der ganzen Pfarre, daß er dem Pfarrherrn die Wahrheit derb gesagt hätte; er werde sichs sobald nicht mehr beikommen lassen, ihm Verweise zu geben. Es war am Samstag, und weil die Sache ruchbar geworden war, glaubte der Pfarrer der Klugheit gemäß zu thun, wenn er des andern Tages in der Predigt etwas weniges über diesen Gegenstand einfließen ließe. Er that es mit vieler Mäßigung und Liebe, und so im Allgemeinen, daß Niemand dadurch verletzt wurde.

Nach der Pfarrmesse fuhr der, welcher des vorigen Tages die Erinnerung so übel aufgenommen hatte, in seinem alten Tone zu schmähen fort, und sagte, dieß sey die gewöhnliche Pfaffenrache, daß sie gegen jene, denen sie zwischen vier Augen nichts anhaben könnten, in der Kirche losziehen, aber er frage nach solchem Gewäsche nichts. Die zwey Schwärmer brachten den übrigen Tag in der Schenke zu, und machten es dem Pfarrer zum Trotze bunter als jemals. Aber Gott setzte diesem ärgerlichen Leben durch eine auffallende Bestrafung ein Ende.

Als sich des andern Tages an dem Himmel ein Gewitter zusammenzog, liefen diese zwey Wildfänge mit andern zwey wohlerzogenen Knaben nach dem nahen Kirchthurme, um die Glocken zu läuten. Auf einmal that es einen so fürchterlichen Donnerschlag, daß alle vier vor Schrecken davon flohen. Aber es folgte ein zweyter Schlag, welcher die zwey Ver-

ächter guter Ermahnungen auf eine so auffallende Weise tödtete, daß sich an der göttlichen Strafe nicht zweifeln ließ.

Nachdem der Blitz mehrere Umwege in dem Thurme gemacht hatte, folgte er den vier Flüchtlingen, welche die Stiege hinabeilten, nach, schonte des ersten und erschlug den zweiten, und ohne dem dritten einen Schaden zuzufügen, tödtete er den vierten, und die das Unglück hatten, getroffen zu werden, waren gerade die zwey ausgelassenen Buben. Damit fuhr der Blitz in die Kirche, worin sich die Mutter von einem der Erschlagenen befand, warf dieses Weib aus der Mitte der andern, ohne sie zu beschädigen, heraus, und schleuderte es gegen die Kirchenmauer. Auf den Anblick einer so außerordentlichen Begebenheit erkannten alle die strafende Hand der göttlichen Gerechtigkeit, und die Väter kamen mit Thränen in den Augen, ihren Seelsorger um Verzeihung zu bitten.

„Wer euch verachtet, verachtet Mich", spricht Christus der Herr, von Seinen Priestern.

79.

Die erste Sorge der Eltern.

(Von einem Seelsorger aus seiner eigenen Erfahrung berichtet.)

Es war in der Weihnachtswoche des Jahres 18**, als mich der Jammer und das Wehklagen vor meiner Hausthüre um halb zwölf Uhr Nachts aus dem

Schlafe weckte; zugleich hörte ich heftiges Klopfen an der Thüre meines Hauses. Ich öffnete das Fenster; da rief die Stimme unten: „Ach kommen Sie! mein Vater stirbt!" Heftiges Weinen war ihre weitere Klage und Bitte! Ich eilte — eilte nach allen Kräften, ging meiner Pflicht gemäß als Priester mit, und gelangte bald in das nahe gelegene Haus, wo mich der Führer hinwies.

Aber, o Gott! was sah ich da? — schon in einiger Entfernung vernahm ich den Jammerchor vieler Stimmen; als ich aber ins Zimmer trat, da war es, als hätte der gepreßte Schmerz zumerstenmale vollends Luft gefunden. — Lautes Geschrei und Wehklagen von allen Seiten.

„So eben", rief die Mutter händeringend, „so eben ist der Vater gestorben. Wehe mir! acht unerzogene Kinder, von denen das kleinste noch kein Jahr zurückgelegt hat, und kein Vater mehr!"

Ich sah um mich, und alle Wände des ziemlich geräumigen Zimmers waren voll von Betten; aus allen ertönte neues Geschrei und Wehklagen der Kleinen.

„O wie hat euch Gott heimgesucht!" — sagte ich aus vollem Herzen, „menschlicher Rath, menschliche Hülfe ist nicht hinreichend für euere Noth; doch Gott ist der Vater! Er wird euere Kinder und euch nicht vergessen, Seine Kinder sind sie ja noch mehr, als die eurigen."

Unter vielem Weinen hörte sie mich an; doch alsbald unterbrach sie mich, als hätte ich ihre größte Wunde noch nicht gefunden:

„Der Vater ist todt, und er war so gut für die Kinder; er ernährte, belehrte, erzog sie so christlich strenge, wie schön war sein Beispiel! Alle Sonntage ging er mit dem größten Eifer in die Predigt, geist-

liche Lesung war seine Erholung; wer wird jetzt meine Kinder ziehen in dieser harten Zeit? mich die schwache Mutter fürchten sie zu wenig. Wer wird sie erziehen?" —— Heftiges Weinen erstickte ihre Stimme.

Erstaunt über diese unerwartete Klage in dieser Stunde fühlte ich so ganz ihren Schmerz, und schwieg eine Weile, den Blick zum Allerbarmer mit tiefen Seufzen gewendet.

Da erhob ein Mann im Zimmer die Stimme, den ich ehevor kaum beachtete, und sprach: „Weib! für euere Kinder will ich Vater seyn; wollen sie nicht gehorchen, ich werde die Strenge des Vaters und seine Liebe nach allen Kräften zu ersetzen suchen." Es war dieß der Vetter und Gevatter des Hauses.

„O thut das", rief die Wittwe, „seyd Vater, mein lieber Vetter! und helft sie mir erziehen!"

Und sichtbar war ihr Schmerz gelindert, die Klage leiser geworden, und nach wenigen Worten des Trostes und der Beruhigung, und dem Gebete für den Verstorbenen, konnte ich diese Stätte beruhigt verlassen.

O daß diese Sorge bey allen Eltern die erste, größte und einzige in Rücksicht der Angehörigen wäre! —

80.

Lohn der kindlichen Liebe.

Es war an einem schönen heißen Tage des Monats August, da die kleine Magdalena — etwa 5 Jahre alt, in der Nähe ihrer Eltern, die voll mit Arbeit des Feldes zu thun hatten, spielte und herumlief, bald dort bald da Blumen pflückte, hin und wieder hüpfte, über=

all sich freute, überall Gegenstände von neuem Reize für ihren kleinen Gesichtskreis fand. Lange war sie so herumgesprungen, und die Zeit ihr so kurz geworden, während die Eltern über der Tagesarbeit sauern Schweiß vergossen hatten; so kurz, daß sie gar nicht merkte, daß die Arbeiter mittlerweile ihr Tagwerk zu Ende gebracht, und ihren Weg nach Hause gelenkt hatten. Da sah sie noch eine Frucht an einem Gesträuche, die gar lieblich und schön anzusehen war, wie die schwarzen Kirschen am Anger vor dem elterlichen Hause.

„Je, je!" rief sie, und streckte die Aermlein nach den schwarzen Beeren, und pflückte freudig und wollte schon zum Munde, sie zu kosten. Doch — fährt ihrs durch den Sinn — „die Kirschen zu Hause sind lange zu Ende; ich will sie nach Hause den lieben Eltern bringen; die werden sich wundern und freuen."

Noch hastiger pflückte sie dann und unterdrückte die Lust nach der süßen Frucht durch das Vorgefühl der Freude, die sie den Eltern bringen werde.

Schon waren die beiden Taschen gefüllt, und noch gab es Beeren — vermeinte Kirschen — am Strauche.

„Aber die kannst du doch essen, die du nicht einschieben kannst", wollte ihr einfallen; — doch schnell ein anderer Gedanke dieß verdrängte: „Mir schmecken sie besser zu Hause bei der lieben Mutter, beim Vater und den Brüdern; gehe!" und schon war sie dahin vom Strauche — weg mit Sinn und Lauf; und nach Hause ging ihre Eile. „Wie wird die Mutter mich loben, und der Bruder sich zu mir drängen, und ich kann Allen, Allen geben". — sie dünkte sich groß und glücklich wie eine Fürstin.

Nun war sie endlich beim Hause, und eben hatte sich alles zu Tische gelagert, nur die sorgsame Mutter hatte sich, trotz ihrer Geschäfte in der Küche, einen Augenblick entfernt, um die liebe Kleine, die ihr bald abgegangen war, zu suchen. Doch da kommt sie schon herein:

„Vater, Mutter! ich hab' was! Vater, Mutter!"

Alle wendeten sich der kleinen Wichtigkeit zu.

„Nun, was denn?" fragte der müde Vater lächelnd. Und schon hatte Magdalena eine Handvoll solcher Kirschen auf den Tisch gelegt.

Aber sieh! welcher Schauder, welches Entsetzen auf den Gesichtern der lieben Eltern!

Die vermeinten Kirschen waren nämlich Wolfskirschen.

„Hast Du denn davon gegessen?" fragte der Vater mit Hast und sichtbarer Furcht. „Hast du gegessen davon, liebes Kind?"

Wie versteinert über diese Aufnahme ihrer Gabe, brachte das Kind keine Sylbe hervor; nur Thränen traten in das erhitzte Gesicht.

„Sag' liebes Kind! hast du wirklich davon gegessen?" rief die Mutter mit erhöhter Sorge, und ihr Auge wendete sich bekümmert gegen Himmel.

Jetzt erst konnte das Kind furchtsam das Wort herausbringen: „nein! ich — wollte — zwar, — aber nein! gewiß nicht — keine einzige aß ich."

„Gewiß nicht?" fielen mehrere Stimmen ein.

„Nein, ich wollte sie euch nach Hause tragen."

„O Gott sey gelobt und gepriesen", rief der Vater, „Der dich errettet hat. Gelobt sey der Herr, Der dich durch Seinen Engel bewahret hat! Sieh!

liebes Kind, diese Beeren sind keine Kirschen, sie sind — Gift. Hättest du auch nur eine gegessen, du würdest dem Tode kaum entgangen seyn. — Deine kindliche Liebe hat dich heute gerettet."

Wie getreu ist Gott in Seinen Verheißungen! Wahrhaftig, liebe und ehre Vater und Mutter, auf daß du lange lebest, und es dir wohlergehe! —

(Diese Geschichte wurde dem Schreiber dieses von dem noch jetzt lebenden Bruder dieses Mädchens erzählt.)

81.

Die Blüthenzeit.

(Von einem Seelsorger erzählt.)

Die fleißige Hausmutter eines unbemittelten Landbewohners zu N. war eben mit der Arbeit ihrer kleinen Feldwirthschaft zu Ende, und kehrte, da die Sonne sich bereits hinter dem nahen Waldhügel verborgen hatte, nach Hause. Eine halbe Stunde Weges hatte sie durch ein stilles breites Thal, in dessen Mitte ihre Wohnung lag. Sie begleiteten vier Kinder; zwei waren eigene, und die andern zwei von einer verwandten, noch ärmern Familie, die sie aus Mitleid zu sich genommen hatte.

Die Kinder, obwohl auch müde von ihrer, in ihren Augen großen Anstrengung und Arbeit, mit der sie der Mutter geholfen hatten, waren ganz guter Dinge; hüpften und scherzten um die Mutter herum, während

sie immer näher der Heimath kamen, und der Abend immer kühler geworden war.

Die Mutter war nicht so sorgenlos; sie sah auf gen Himmel und bemerkte mit Schmerzen, daß es eben nach mehreren kalten Regentagen sich aufzuheitern anfing. Es war das Frühjahr weit vorgerückt, und durch diese schnelle Aufhellung verbreitete sich große Kühle über die ganze Gegend. Das Getreide der Umgegend stand in schönster Blüthe; fiel ein Reif, was bei diesen Umständen zu befürchten war, so war die Hoffnung eines ganzen Jahres vernichtet. Der nahegelegene See trug überdieß noch zur Mehrung der Kälte bei.

Bei dieser Betrachtung rief sie ihre kleine Schaar zur Ordnung und redete sie also an:

„Kinder! wir wollen aufhören zu spielen. Sehet! der Abend ist kühl, die Wolken fangen an sich zu vertheilen, und wenn Gott nicht in dieser Nacht bis zum Morgen noch den Himmel überzieht, so bricht Kälte herab, und sengender Reif fallt auf unsere Felder und Aecker, und verdirbt alle Blüthen auf einmal, und wir bekommen kein Getreide und kein Brod.“

„Kommt, laßt uns recht andächtig zu Gott jetzt beten, auf daß Er, der immer liebevoll ist, von uns Schaden abwende, wenn es Sein heiliger Wille für gut findet.“

Sogleich war alles still und in andächtiger Stellung. Die Mutter betete vor, die Kleinen nach; und so ging der Zug eine Weile fort, gleich einer kleinen Wallfahrt, bis in die Nähe des Heimathshauses, wo das Gebet beschlossen wurde.

Als sie schon bereits das Nachtmahl eingenommen hatten, und die Mutter ihre Besorgnisse auch gegen den Vater geäußert hatte, fieng der größere Sohn an zu fragen:

„Warum aber, liebe Mutter! haben wir denn ehevor gebetet gegen die Kälte? im Winter pflegen wir solches nicht zu thun. Schadets da nicht?"

„Nein, mein Kind! die Ursache ist, weil jetzt die Blüthen da sind, und wenns da Kälte gibt, ist Alles verdorben, wie ich euch sagte."

„Was liegt denn aber an den Blüthen?"

„Auf die Blüthe kommt viel an, Kind! Ist diese vernichtet, so wird keine Frucht mehr, ob auch die Wurzel gut und der Stamm gesund wäre. Die Blüthen, so zart und lieblich sie sind, so viel ist auch an ihnen gelegen; in ihnen liegen die Keime der künftigen Frucht; Gott hat sie wunderbar darin verborgen, und wer sie verletzt oder zerstört, verletzt oder zerstört auch die künftige Frucht."

„Und nicht blos der kalte Reif," fiel der Vater ein, „noch unzählige andere Gefahren bedrohen die kleinen Blüthen. Eine geringe, kaum bemerkte Verletzung durch die Hand, oder einen Stoß, ein unbemerktes Würmlein, ein Käferchen ꝛc. vernichtet die Frucht. Fäden, die so fein sind und noch feiner wie das feinste Haar, sinds, an deren Gedeihen die künftige Frucht hängt. — O nur durch ein Wunder gelingt dieser zarte Wachsthum!"

Die Kinder hörten aufmerksam zu.

Die Mutter aber fuhr fort: „O Kinder! ein noch viel zarteres Gewächs seyd ihr. Auch ihr sollt wachsen an Leib und Seele, groß werden und recht viel gute Früchte bringen, recht gottesfürchtig wandeln, und für den Himmel leben und weben. O wie Schade, wenn eine kalte Nacht über euch käme! —

ihr könntets nicht mehr herein bringen. Sehr bekümmert mich euere Blüthezeit. Glaubet sicher, oft bete ich für Abwendung des Seelenreifes von eueren Herzen; oft wie wir heute gegen den irdischen gebetet haben, und ihr müßet mitbeten und wirken in Gehorsam, sonst geht ihr zu Grunde. Die Kleinen sind am empfänglichsten für Gottes Reich. Die zarten Herzen, wo Gottes Pflanzung beginnt, sind so himmlisch schön, eine Freude der Engel und aller guten Menschen."

„Und was ist der Reif der Seele?" sprach der Vater, „der euch verbrennt, und verdirbt und ertödtet für alles Gute und Heilige?"

„Das, Kinder! wenn ihr bösen Gesellen folgt, wenn ihr den Eigensinn nicht brechet, wenn ihr Gott und sein Gebot vernachläßiget, wenn ihr den Vater da oben nicht mehr liebet, nicht gerne betet, denn dann treibt euch die Sünde."

„O wie Schade wäre um euch, sahet ihr nie eine Blume, die der Reif zerstörte? Alle Blätter zusammengeschrumpft, wie verfault; keine Kraft, sich zu entfalten ist mehr vorhanden; ganz gebeugt ist sie; die Farben sind verschwunden, häßliche Mattigkeit in allen Theilen."

„So, ihr Lieben! ein Kind, das der Reif der Seele verdorben hat, das für Gottes Liebe erkaltet, vom Gifthauche der Sünde und der Welt angegriffen ist; hin ist das Schönste; krank, kraftlos, häßlich vor Gott und der Welt ist ein solcher Mensch, und nichts vermag die Unschuld des Herzens zu ersetzen."

Gerührt schwiegen die Kinder, versprachen neuen Gehorsam und am selben Abend beteten sie mit großer Bedachtsamkeit das Verslein ihres Nachtsegens:

„Gegrüßt seyst du Christkindelein!
Bewahre uns vor Sünden rein."
Und der nächste Morgen schon ein Bild der Gewährung gab. Die Mutter hatte nicht umsonst gebetet. Umzogen war wider alles Erwarten der Himmel für die Nacht und durch heilsame Hülle war abgewendet der starre Frost von der Gegend jenes Thales. Erst allmählig erheiterte sich das Wetter und brachte durch langsame Erwärmung dauernden Segen — und ein fruchtbares Jahr.

82.

Granze der kindlichen Liebe.

Vivia Perpetua war von vornehmer Geburt, hatte eine gute Erziehung genossen, einen Mann ihres Standes geheirathet, ihre Aeltern lebten noch, einer ihrer beiden Brüder war Katechum, sie selbst gegen 22 Jahre alt und hatte ein kleines, noch kein Jahr altes Kind. Bis auf ihren Vater waren alle ihre nächsten Anverwandten Christen. Sie selbst, obwohl noch nicht getauft, war mit andern heiligen Bekennern bereits einige Zeit lang in einem Hause gefangen, ehe sie eigentlich alle zusammen in den Kerker geworfen wurden. Ihr Vater aber drang bald mit Drohungen, bald mit Bitten in sie, abzulassen von ihrem Bekenntnisse. Einstmals, da sie ihm erklärt hatte, wie sie nicht anders könne, als sagen, daß sie eine Christin sey, erregte dieses Wort den Vater zu solcher Wuth, daß er auf sie los

fuhr, ihr die Augen auszureißen, gleichwohl sie nur mißhandelte und davon ging, sie auch einige Tage unbesucht ließ. Während dieser Zeit wurde sie so wohl, als auch die übrigen Genossen, getauft. „Nach wenigen Tagen," so erzählte sie selbst, „verbreitete sich das Gerücht, als sollten wir verhört werden. Und aus der Stadt kam mein Vater zu mir, abgezehrt von Gram, mich zum Abfalle zu bewegen," und sprach: „Erbarme dich, Tochter, meiner grauen Haare! erbarme dich deines Vaters, wofern ich würdig bin, Vater genannt zu werden von dir! Habe ich mit diesen Händen zu solcher Blüthe des Alters dich erzogen, habe ich allen deinen Brüdern dich vorgesetzt: o, so wollest auch du — Tochter von so angesehener Abkunft — dich nicht der Schmach vor den Menschen übergeben! Schau auf deine Brüder, auf deine Mutter, schau auf deinen Sohn, der nach dir nicht wird länger leben können! Laß fahren diesen Eigensinn, auf daß du nicht uns alle verderbest!"

„So sprach mein Vater mit seiner väterlichen Zärtlichkeit, küßte mir die Hand, warf sich vor meine Füsse, nannte mit Thränen mich nicht Tochter, sondern Gebieterin. Es schmerzten mich die grauen Haare meines Vaters, weil er allein von meinem ganzen Geschlechte sich nicht freuen würde über meinen Martertod; ich suchte ihn zu trösten und sagte: „Es wird auf der Blutbühne mir widerfahren, was Gott gefällt; wisse, daß wir nicht in unserer Gewalt stehen, sondern in Gottes." „Traurig ging er davon."

„Folgenden Tages, als wir eben aßen, wurden wir plötzlich auf den öffentlichen Platz geschleppt, um verhört zu werden. Es verbreitete sich sogleich

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

das Gerücht in den benachbarten Straßen, und des Volkes Zulauf war erstaunlich. Wir bestiegen das Gerüste. Die andern wurden befragt, und legten ihr Bekenntniß ab. Als die Reihe an mich kam, da erschien alsbald mein Vater mit meinem Sohne, zog mich eine Stufe herab und sagte flehend: „erbarme dich deines Kindes!" Auch der Richter sagte: „schone der grauen Haare deines Vaters, schone der Kindheit des Knabens, opfere für das Wohl des Kaisers!"

„Ich antwortete: „das thue ich nicht." Der Richter fragte: „bist du eine Christin?"

„Ich antwortete: „ich bin eine Christin." Als nun mein Vater mich vom Gerüste zu ziehen strebte, befahl der Richter, ihn herunter zu reißen, und er wurde mit einem Stocke geschlagen. Es schmerzte mich, als wäre ich selbst geschlagen worden, so jammerte mich sein harmvolles Alter."

„Darauf wurden wir alle verurtheilt, den wilden Thieren vorgeworfen zu werden. Bis dahin wurden wir im Kerker verwahrt."

Als jener Tag schon nahe war, wurde Perpetua wieder von ihrem Vater besucht, den der Harm verzehrte. Er riß sich die Haare aus dem Barte, warf sich mit dem Gesichte auf die Erde, verwünschte seine Jahre. Sein unseliges Alter ging ihr tief zu Herzen.

Gott schenkte ihr indeß eine Erscheinung, welche geeignet war, sie mit freudigem Vertrauen zum Kampfe bis an den Sieg zu beseelen. Dann schreibt sie: „so erging es mir bis am Tage vor dem Thierkampfe, den ein anderer beschreiben mag, wenn er Lust hat."

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Mit Freuden ging Perpetua am Tage ihres Sieges mit ihren Genossen aus dem Kerker hervor — mit Ruhe im Angesichte, mit züchtigem Anstande, als eine geliebte Braut Christi, ihres Gottes, und entzog der Neugierde den gesenkten Blick ihrer strahlenden Augen.

Perpetua fiel nicht durch ein Thier. Erst ein Gladiator tödtete sie mit dem Schwerte.

83.

Melania.

Gott ermangelt niemals, die heiligen Absichten der Aeltern zu segnen, welche sich ernstlich bestreben, ihren Kindern gottselige Gesinnungen einzuflößen. Folgende Geschichte kann uns davon überzeugen und statt eines Beweises dienen, welche Kraft das Beispiel Jesu Christi und das Andenken Seines Leidens und Sterbens hat, uns zur Heiligkeit des Lebens aufzumuntern.

Ein gewisser Isidor hatte nur eine einzige fünfjährige Tochter, Melania mit Namen, von einer so großen Lebhaftigkeit und einer so wunderlichen und eigensinnigen Gemüthsart, daß man an aller Besserung verzweifelte. Der Vater fluchte ihr nicht, aus Furcht, sie möchte durch seine Flüche noch boshafter werden. — Er handelte hierin sehr klug; denn die Verwünschungen von Vätern oder Müttern dienen zu weiter nichts, als die Kinder noch schlimmer zu machen. — Er betete für das Kind, unterrichtete und strafte es. Aber nichts konnte die

wilde Laune dieses kleinen Starrkopfes bändigen, welche schon anfing, die jungen Mädchen und Knaben durch ihr Beispiel zu ärgern.

In einem Alter von zehn Jahren, als sie eines Tages einen Schrank durchsuchte, fand sie ein Crucifixbild, welches ihre verstorbene Mutter darin aufbewahrt hatte. Melania lief damit zu ihrem Vater, und fragte ihn, was dieses Bild vorstelle. „Meine Tochter," antwortete er, „es ist ein Crucifixbild." „Aber," erwiederte das Kind, „was will denn dieß sagen, ein Crucifixbild?" — „Ich habe es dir ehedem schon oft gesagt, aber du mußt es wieder vergessen haben. Es ist eine Vorstellung des an dem Kreuze hangenden Jesu Christi." — „Aber ich weiß nicht, was eine Vorstellung des an dem Kreuze hangenden Jesu Christi sagen will." Isidor sprach: „ich will dich unterrichten, mein Kind! höre mich an."

„Du weißt es doch wohl, daß der Sohn Gottes vom Himmel herabgekommen, und uns zu erlösen Mensch geworden ist. — Denn ohne Ihn wären wir alle verloren gewesen, von der Sünde nie befreiet worden. — Nun dieser Mensch gewordene Sohn Gottes ist Jesus Christus. Er hat Sein Leben in der Buße hingebracht, Er hat alle unsere Sünden beweint, Er hat die Menschen unterrichtet, und die Unterweisungen Jesu Christi nennen wir das Evangelium. Die Juden sind auf eine unmenschliche Weise mit Ihm umgegangen, haben mit einer Dornenkrone Sein Haupt durchbohrt, Ihn an das Kreuz genagelt, durch diese Marter getödtet und all Sein Blut vergossen. Vor dem Tode noch hat Er Seinen Vater für Seine Peiniger und für uns gebeten. Nun, meine Tochter, dieses Bild soll dazu dienen, uns an alles dieses zu erinnern."

Melania hörte aufmerksam zu, und Isidor benützte den glücklichen Vorfall zum Unterricht seines Kindes. Um ihr Herz zu rühren, sagte er: „Weißt du wohl, wer Jesum Christum auf eine so grausame Weise mißhandelt hat?“ „Ich weiß es nicht,“ antwortete das Kind. „Meine liebe Tochter,“ erwiederte der Vater, „wir und unsere Sünden sind leider die Ursache seines Todes gewesen. Ja, mein Kind! deine Sünden sowohl, als die meinen, haben Jesum Christum an das Kreuz geschlagen. Ueberdenke wohl alle die Sünden, welche du begangen hast, allen den Ungehorsam, alle die Unerbietigkeit in der Kirche, alle die kleinen schelmischen Streiche, alle die Grobheiten, die du mir erwiesen, dein ungesittetes Betragen, das du geäußert, und die vielen Aergernisse, die du andern gegeben hast. Alles dieses, meine Tochter, hat Jesum Christum betrübet und zu Seinem bittern Tode beigetragen. Du hast Ihm so viele Streiche versetzt, als du Sünden begangen hast.“

Isidor entdeckte eine Thräne, welche in Melaniens Auge zitterte. Er benützte den günstigen Augenblick und fuhr fort: „Willst du Ihn noch einmal kreuzigen und in deinem Herzen durch deinen Ungehorsam und deine Bosheit tödten? Willst du Ihm deine Liebe versagen, da du siehst, was Er aus Liebe deiner, um dich zu bessern und selig zu machen, gethan hat?“— Und noch vieles Andere setzte der Vater hinzu, was ihm nur die Liebe eingeben konnte.

Die gute Melania war so heftig bewegt, das Herz war ihr so voll, daß sie auf einmal das Bildniß des Gekreuzigten mit beiden Händen ergriff. „Ach, liebster Vater! schenket mir dieses Bild.“ — „Mit tausend Freuden,“ antwortete er, „du sollst es haben, bewahre es nur wohl.“ — Sie ging, verschloß sich

in ihr Kämmerlein, brachte den übrigen Tag unter Weinen und Schluchzen zu, küßte die Füsse ihres Gekreuzigten, drückte ihn an ihre Brust, und sagte: „o mein Gott und mein Herr! so erbärmlich habe ich Dich zugerichtet! So habe dann ich Dich gekreuziget? O mein Gott, verzeihe mir. Wenn ich gewußt hätte, was ich that, o niemals würde ich Dich beleidiget haben. Habe Mitleid mit meiner Jugend und Unwissenheit!“

Die Gnade Gottes wirkte mächtig in dem Herzen dieses Mädchens, und der Herr gab den Worten Isidors solchen Segen, daß Melania in wenig Tagen ganz verändert wurde. Niemals hat man ein Kind demüthiger und gehorsamer gesehen; ihre Einsichten in den Geschäften des Heils übertrafen bald ihr Alter. Sobald sie einen müssigen Augenblick fand, flog sie zum Bildniß ihres Gekreuzigten hin, küßte die Wunden Seiner Füsse und bethete Jesum Christum in ihrem Herzen an. Hatte sie einen Verdruß oder that man ihr was zu leid, so sagte sie: „o mein Heiland! könnte ich wohl so kühn seyn und mich beklagen, wenn ich betrachte, was Du für mich gelitten hast?“

Eines Tages, als sie von einem Menschen, der sich in ihrer Person geirrt hatte, übel mit Streichen hergenommen wurde, schwieg sie hierüber bei ihrem Vater, aus Furcht er möchte sich hierüber erzürnen und Gott beleidigen; aber sie warf sich zu den Füssen des Gekreuzigten hin und sprach: „O mein Jesu, da Du an dem Kreuze hiengst, hast Du Deinen Peinigern verziehen; auch ich will aus Liebe Deiner dem verzeihen, der mich mißhandelt hat, und ich wünschte aufrichtig, ihm irgend einen Dienst erweisen zu können.“ Und in der That fiel der Mensch, der ihr übel mitgespielt hatte, acht Tage hernach in

eine Krankheit. Melania begehrte etwas von ihrem Vater, um ihn zu erquicken. „Nimm hin,“ sagte sie dann zu dem Kranken, „was ich dir bringe, um dich zu überzeugen, daß ich keine Abneigung gegen dich hege. Mein Vater weiß nichts von deiner üblen Behandlung. Ich wollte dir durch mein Stillschweigen seine Verweise ersparen.“ Dieser Mensch wurde durch die Großmuth und Verschwiegenheit dieses Mädchens so bewegt, daß er sie unter Thränen um Verzeihung bat.

Ein andermal, als Melania eine Nachbarin sah, welche sich über das unordentliche Leben ihres Gatten grämte, sagte sie ihr: „Meine Liebe, habt Ihr kein Crucifixbild bei euch zu Hause?“ Sie antwortete: „Ohne Zweifel habe ich eines.“ — „Und wozu gebraucht Ihr es?“ erwiederte Melania. — „Werft Euch zu den Füssen eueres Gekreuzigten hin, und lernet dabei leiden. Jesus Christus hat weit mehr ausgestanden, als Ihr; und ob Er gleich unschuldig war, klagte Er doch niemals. Ihr seyd glückselig, meine liebe Freundin, wenn Ihr etwas für Ihn zu dulden habt. Ihr wisset nicht, wie tröstlich es ist, für Gott leiden, Der für uns gelitten hat.“ Melaniens Worte, welche der Nachbarin von Gott eingegeben zu seyn schienen, beruhigten die Aufgebrachte. Sie nahms zu Herzen, wurde ein Muster der Geduld, und bekehrte ihren Ehemann.

Melania hielt sich ihr ganzes Leben über an diese heilige Uebung; immer schwebte ihr der Gekreuzigte vor Augen. Auch unter der Arbeit konnte sie sich der Thränen nicht enthalten, wenn sie an das Leiden Jesu dachte, oder von einer Beleidigung Gottes hörte. „O mein Gott!“ sagte sie, „man mißhandelt, man kreuziget Dich. O, könnte ich doch durch meinen Tod die Sünde verhindern.“

Sie erfuhr heftige Anfälle und häufige Versuchungen wider die Reinigkeit. Aber sie betrachtete das Leiden Jesu Christi, und dadurch erhielt sie die Unschuld ihrer Seele. „Mein Heiland," sagte sie in ihren Versuchungen, „wie sollte ich mich erfrechen, böses Vergnügen zu suchen, indeß ich die Schmerzen sehe, die Du für mich erduldet hast? — Wie sollte ich meinen elenden Leib zärteln und ihm schmeicheln können, da ich Deinen unschuldigen Leib blutend und verwundet am Kreuze hängen sehe? Sollte ich wohl so blind und undankbar seyn können und wegen eines schändlichen Vergnügens Deine Gnade verlieren und Deine Wunden erneuern? „Wie sollte ich so was Arges thun und wider meinen Gott sündigen?" Endlich gelangte Melania zur Vereinigung mit Dem, Den sie im Leben geliebt. Sie starb, nachdem sie kurze Jahre das Beispiel der ganzen Nachbarschaft war, im Hinblicke auf die Quelle alles Segens — auf den Gekreuzigten.

84.

Was die selige Marianna von Quito gegen ihre Mitmenschen that.

(Wenn schon die wunderbare Wirksamkeit dieser Seligen nicht zur Nachahmung aufgestellt werden kann: so kann es doch die innere Liebe, die aus ihr Solches wirkte, und auf diese hinzuweisen, stehe hier das Nachfolgende!)

Sie betete für alle Menschen und widmete alle Tage eine gewisse Zeit dem Gebete für die Bekehrung der Sünder sowohl ihrer Vaterstadt, als der übrigen Orte. Wie groß ihre Liebe war, so groß war die

Inbrunst, mit der sie zu Gott flehte, besonders dann, wann sie wirklich manchen Sünder, für den sie gebetet hatte, bekehrt sah. Sie erneuerte nebst innigen Danksagungen das dringendste Bittgebet, Gott möchte Aller sich erbarmen, und Alle durch die Gewalt Seiner Liebe an Sich ziehen.

Wie sie für das Heil des Nächsten betete, so wirkte sie auch in der That nach Kräften zur Heiligung desselben. Schon in der Jugend unterwies sie ihre Gespielinnen in aller Gottseligkeit. Auf gleiche Weise ließ sie es ihre Sorge seyn, im vorgerückten Alter die Leute in ihrem Hause auf alle Weise zur Tugend und Frömmigkeit anzuleiten. Sie hielt den Dienstboten ordentliche Christenlehren*) und konnte es nicht leiden, daß Jemand aus ihnen von den Pflichten eines Christen nicht vollkommen unterrichtet seyn sollte. Mit allem Eifer verwendete sie sich für die Einführung des Gebrauches, daß oft (an jedem Sonn- und Feiertage) von den Hausgenossen die heiligen Sakramente der Busse und des Altars empfangen wurden, und hielt ihnen am Vorabende jederzeit die eifervollsten Ermahnungen und übte sie in lebhafter Erweckung der drei göttlichen Tugenden, des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Es war niemals zu fürchten, daß die Dienerin Gottes auf diese Vorbereitung vergaß, oder sich durch etwas hindern ließ, Alles zu thun, was sie konnte, damit sich Alle mit

---

*) Unterweisung im Katechismus: das ist nicht Jedermanns Sache. Marianna konnte es und wird es nur unter Leitung und Gutheißung der geistlichen Oberen gethan haben — sie beichtete ja alle Wochen. Im Allgemeinen gilt:

„Das Weib lehre mehr durch das Beyspiel, als durch das Wort!" — „Taceat mulier in ecclesia!" —

der möglichsten Andacht dem heiligen Abendmahle nähern möchten. Wenn ihr ein schweres Vergehen von einem Hausgenossen bekannt wurde, so beweinte sie es erstlich vor Gott mit vieler Bitterkeit (und bestrafte es an sich selbst auf das Strengste); dann war sie bedacht, den Verbrecher so liebreich und zugleich so nachdrücklich zur Besserung zu ermahnen, daß er, von der Liebe und dem Eifer seiner guten Gebieterin gerührt, sich gewiß alle Gewalt anthat, besser zu werden.

Wenn es auf das Heil eines Menschen ankam, der ihr wie immer auf gewisse Weise nahe war, so gab sie sich alle nur erdenkliche Mühe. Gleich als hätte sie der Herr zur Wächterin aller Menschen aufgestellt, stand sie immer auf der Hut gegen den Feind alles Guten, und, angethan mit dem Panzer des Glaubens und der Liebe, focht sie männlich gegen seine Versuche. Sie hatte einst ein Mädchen in Dienste genommen, welches sie mit allem Eifer in der Religion und Gottseligkeit zu erziehen gedachte. Diese Person war undankbar genug gegen die Lehren und das Beispiel ihrer Gebieterin, daß sie sich in eine gefährliche Bekanntschaft mit einem jungen Menschen verstricken ließ. Von dem Geiste der Bosheit getrieben, machte sie sich sogar bei Nacht auf, um zu entfliehen und ganz in den Dienst der Sünde zu treten. Als sie zur Treppe kam, stand plötzlich, wie von Gott gesandt, Marianna vor ihr. Sie erschrack, aber die Dienerin Gottes befahl ihr mit gelassenen Worten, sie möchte ein Licht anzünden und mit ihr kommen. Sie suchte sich vom Schrecken zu erholen und folgte ihrer Gebieterin ins Zimmer. Marianna schloß die Thüre, setzte sich nieder und hieß die Magd mit liebreichen Worten neben ihr Platz nehmen: „Warum siehst du doch so verwirrt und unruhig

aus?“ fragte Marianna. „Wohin hast du denn in dieser mitternächtlichen Stunde gehen wollen? Und warum gedachtest du fortzugehen?“ Leider konnten die liebreichen Worte das verstockte Herz der Sünderin nicht erweichen, die durchaus nichts von ihrem gefaßten Plane eingestehen wollte. Marianna schwieg einige Zeit, aber dann fing sie voll Liebe wieder an: „O Tochter, ich weiß es, warum du entfliehen wolltest. Es ist mir gar gut bekannt, daß du dich von den thierischen Gelüsten des Fleisches hast einnehmen lassen. Du bist in den Dienst der Sünde getreten, und hast deinem lieben Gott den Gehorsam aufgekündet. O bedenk es wohl, welches das Ende der Sünde ist; erinnere dich an jenes Feuer der Hölle, welches in Ewigkeit nicht erlöschen wird, an jenen Wurm, der ewig an deinem Herzen nagen wird, an jenes Heulen und Zähneknirschen der Verworfenen und an jenes düstere Gefängniß, aus dem es nimmer eine Befreiung gibt. — Sieh doch, liebe Tochter,“ fuhr sie fort, „ich habe dich immer so lieb gehabt, und habe immer dein Beßtes gesucht, und will auch jetzt noch nichts anderes.“ Sie umarmte die Sünderin mit den zärtlichen Worten: „Warum verlässest du mich jetzt und warum willst du vor mir fliehen?“ — Sie wollte all ihre Liebe in das kalte Herz dieser Sünderin ausgießen und nimmer von ihr weichen, bis sie dasselbe bekehrt sähe. Leider war ihre Bemühung vergebens. Gleich dem verlornen Sohne verließ dieselbe das Haus und eilte fort zum bittersten Schmerze ihrer Gebieterin, die die ganze Nacht für sie betete und weinte. Gott ließ aber ihr Gebet nicht fruchtlos; denn die Sünderin zeigte dennoch endlich einen bußfertigen Sinn, daß sie diese ganze Geschichte entdeckte, zum desto größeren Lobe ihrer Gebieterin.

Ebenso betete sie für einen ausgelassenen Jüngling, der im Spitale mit dem Tode rang, ohne gebeichtet zu haben, so anhaltend und eifrig, daß er sogleich nach Beendigung ihres Gebetes zum vollkommenen Bewußtseyn kam und mit wahren Gesinnungen der Buße die heiligen Sakramente empfing. Er starb mit allen Merkmalen aufrichtiger Bekehrung, welcher Vorfall nicht wenig dazu beitrug, daß die Leute in größerer Masse zu ihr kamen und sie um ihre Fürbitte für ihr eigenes und Anderer Heil baten. Selbst ein Geistlicher, der in eine schwere Sünde verstrickt war, bat sie einst vor der Kirchenthür um ihr Gebet und zwar mit allem Nachdrucke. Sie versprach ihm voll Willfährigkeit sogleich die heutige Kommunionandacht für ihn zu verrichten; aber als sie der Geistliche bei ihrer Rückkehr nach Hause fragte, ob sie ihm Gnade bei Gott erfleht hätte, blieb sie still in sich gekehrt, und gab ihm dann die Antwort: „Mein Herr! obschon es mir schwer fällt, es Ihnen zu sagen, so will ich es dennoch in aller Aufrichtigkeit thun, weil Ihr ewiges Heil davon abhängt. Bereiten Sie sich ohne Aufschub zum Tode; denn in acht Tagen werden Sie Jesu Christo von Ihrem Leben Rechenschaft gegeben haben.“ Der Geistliche vernahm diese Weissagung mit aller Ergebung und starb nach acht Tagen mit allen Merkmalen bußfertiger Gesinnung und eines lebendigen Vertrauens auf die unendlichen Verdienste Jesu Christi.

Eine besondere Hilfe erhielt von ihr Johanna von Sanguera, die von Geburt eine Mohrin, und von Stand eine Sklavin war. Ihr Mann hatte gegen sie einen solchen Groll gefaßt, daß er mit dem Dolche in der Hand in die Jesuitenkirche lief, um sie daselbst zu ermorden. Das Weib sah den Wüthenden, und

suchte sogleich bei Marianna, die in der Kirche im Gebete auf den Knieen lag, Hilfe. Marianna fürchtete den Rasenden nicht, sondern sagte entschlossen, obwohl mit vieler Sanftmuth zu ihm: „Gib dich zur Ruhe, mein Sohn, gib dich zur Ruhe! Was willst du machen mit diesem Dolche? Bedenkest du nicht, was für eine entsetzliche Sünde du begehen wolltest?“ Mit wenigen Worten hatte sie den wüthenden Tiger in ein sanftes Lamm umgewandelt. Zur Frau sagte sie hierauf in aller Zuversicht, der Mann werde sie selbst durch eine dritte Person zu sich rufen lassen. Dieß geschah, und das wiederangeknüpfte Band ehelicher Liebe ward durch dreißig Jahre nicht mehr unterbrochen.

Wie sie ihre Liebe in geistlichen Werken offenbarte, so that sie es auch in leiblichen. Besonders war sie für die Armen immer recht zärtlich besorgt und pflegte ihrer schon von Jugend mit besonderer Liebe. Sie war noch ein stammelndes Kind, da sie einmal weinte, als für bettelnde Arme kein Brod mehr zu geben vorhanden war *).

---

*) Gar Viele glauben (namentlich unter dem andächtigen Frauengeschlechte), weil dieser oder jener Heilige so oder so gethan: müssen auch sie allezeit jede ihrer Handlungsweisen, (da jene doch oft in ganz anderer Lage lebten) so üben; — müssen z. B. allenthalben lehren, predigen, jedermann ohne Unterschied Fehler vorhalten ꝛc., ohne zu erproben, ob sie denn auch der nämliche Geist der Demuth, Bescheidenheit, Reinheit — kurz der heilige Geist — treibe. — Von dem lautersten Frauenbilde, der Braut des heil. Geistes — von der göttlichen Mutter Maria — lesen wir nur Stilles, Bescheidenes, Zurückgezogenes! — Darum schreibt der Honigfließende Kirchenvater St. Bernardus von

85.
S. Vincentius sanft, auch als Oberer.

Der heilige Vincentius Paulus sagte bei einer gewissen Veranlassung, es sey in seinem Leben ihm nur dreimal widerfahren, einen scharfen Verweis zu geben; weil ihn bedünkt habe, als sey es der Umstände wegen nothwendig gewesen; doch habe ihn dieß bald nachher gereut, weil er dadurch den guten Erfolg nicht erzielt hätte, den er beabsichtigt hatte. War

---

ihrer Demuth, als der ersten Tugend: „Löblich ist die Tugend der Jungfrauschaft, doch nöthiger die Tugend der Demuth. Angerathen wird jene, befohlen diese. Eingeladen wirst du zu jener, gezwungen zu dieser. Von jener heißt es: „Wer es zu fassen vermag, der fasse es" (Matth. 19, 12.); von dieser: „Wer nicht wird, wie dieser Kleine, wird nicht eingehen in das Reich der Himmel." (Matth. 18, 3.) Jene also wird belohnt und diese gefordert. Endlich kannst du ohne die Jungfrauschaft selig werden, doch nimmer ohne die Demuth. Denn wohlgefällig kann die Demuth werden, welche den Verlust der Jungfrauschaft beweint, doch ohne die Demuth, kühn wage ich's zu behaupten, hätte selbst Mariens Jungfrauschaft dem Herrn nicht gefallen. „Denn über wem," spricht Er, „ruhet mein Geist, wenn nicht auf dem, der da demüthig und friedlich ist?" (Jes. 66, 2.) Auf dem, spricht Er, der demüthig, nicht auf dem, der jungfräulich ist...." Was sagst du hiezu, stolze Jungfrau? Ihrer Jungfrauschaft vergessend rühmt Maria sich ihrer Demuth; und du, die Demuth vernachläßigend, schmeichelst ob deiner Jungfrauschaft dir?! „Er schaute," sagt sie, „auf die Demuth seiner Magd...." Bist du keuscher, denn sie? Uebertrifft deine Andacht die ihrige?" — ...

er aber genöthigt, jemand zurecht zu weisen so versüßte er den Verweis, um ihn nützlich zu machen und benahm sich dabei auf folgende Weise. Erstens tadelte er denjenigen, der den Verweis verdiente, nicht alsbald nach der Schuld, wenn es anders nicht wesentlich nothwendig war; und bedachte immer vor Gott, was er zu sagen habe. Dann bezeugte er der betreffenden Person Achtung und Liebe; lobte sie sogar, wenn sie lobwürdige Eigenschaften hatte, und schloß den Verweis gewöhnlich mit folgenden Worten: „Gott hat es zugelassen, daß Sie diesen Fehler begingen, um Sie zu demüthigen und aufmerksam zu machen, daß Sie künftig mit größerm Eifer an Ihrer Heiligung arbeiten!"

86.

Sanct Philippus Neri.

(Geboren 1515, gestorben am 26. May 1595.

Ein tief Gemüth
Voll Wonn' und Schmerz
Ein reines Herz
Von Lieb' entglüht;
Ein Aug', so sieht
Stets himmelwärts,
Ein Mund, wo Scherz
Und Scharfsinn blüht;
Ein rascher Pfeil
Voll heil'ger Gluth;
Ein hoher Muth,
Dem nichts zu steil;
Ein feurig Blut
Für Brüder Heil;

Ein Schirm und Hut
Für ew'gen Theil
Am höchsten Gut;

So und noch ungemein viel mehr, als diese wenigen Reime auszudrücken vermögen, war und ist der überaus liebreiche und engelreine Vater Philipp Neri, dessen jährliches Angedenken am Tage seines glückseligen Hinscheidens gefeiert wird, und den der gütige Gott für seinen Liebeseifer mit so anmuthigem Glanze der Tugend und Weisheit verherrlicht hat, daß er wohl höchst würdig ist, von jedem ächten Christenherzen gekannt, geehrt, geliebt, und um Fürbitte angerufen zu werden. Ja selbst solche Christen, (deren es zwar, dem Himmel sey Dank, unter wahrhaft Gebildeten nicht so gar viele gibt,) die diesen glorreichen Namen mehr an als in sich tragen, werden dem heil. Priester ihre Hochachtung und Bewunderung nicht versagen können, wenn sie aus seinen, mit strengster Wahrheit verfaßten Lebensgeschichten entnommen haben, wie in diesem Manne die Lieblichkeit, der Witz und das Gefühl der edelsten und größten Weisen, die Unbefangenheit eines Kindes, die Reinheit einer christlichen Jungfrau, die Demuth und Geduld eines Apostels, von den Banden einer seraphischen Liebe umschlungen, zur schönsten Harmonie sich einigten.

Leider nur einige geringzählige, flüchtige Belege dazu, gestattet der enge Raum dieser Blätter. In Florenz geboren und schon als Knabe daselbst durch ein sonderlich holdseliges und bescheidenes Wesen bekannt und geliebt, kam er im zwanzigsten Jahre nach Rom. Was er hier in sechzigjährigen unermüdlichen Arbeiten gethan, davon gibt diese Stadt Zeugniß, indem sie ihn noch jetzt ihren Apostel nennt. Er hatte seine Jugend in größter freiwilliger Armuth und so

glücklichem Fleiße verlebt, daß er an gründlichen wissenschaftlichen Kenntnissen reich geworden war; aber er verstand sich darauf, solcher glänzenden Münze nicht allzuviel auszugeben, um nicht eitle Ehre damit zu erhandeln, und deßhalb nur im Nothfalle davon Gebrauch zu machen. Dann mußten manche ihn anstaunen, die früher nichts als pure Einfalt in ihm gesucht hatten. Viele Jahre lang brachte er die Tage theils, leiblich und geistlich helfend, in den Hospitälern der Armen, theils bei der verlassenen, auf den Strassen umherirrenden Jugend zu, die er mit liebreichster Wärme an sich zog und unterrichtete, die Nächte widmete er größtentheils dem Gebet; der gekreuzigte Heiland war, mit Paulus, sein Ein und Alles; die Liebesgluth seines Herzens, die oft auch den Leib mit brennender Hitze durchströmte, und der himmlische Trost, den er empfand, wurde nicht selten so mächtig, daß er aufrief: Es ist genug, o Herr, es ist genug! Erst im 36. Jahre wurde er Priester. Was er seit dieser Zeit gethan hat, läßt sich nicht leicht in Kürze erzählen; vieles davon war von höchster Wichtigkeit für das Gesammtwesen der katholischen Kirche, und ist deßhalb welthistorisch zu nennen. Weit und breit bekannt wurde das wissenschaftlich menschenfreundliche geistliche Institut, das er unter dem Namen des Oratoriums eingeführt hat; nicht minder berühmt sind die von seinem geistlichen Sohne, dem Cardinal Baronius auf seinen Auftrag verfaßten kirchlichen Jahrbücher. — Hier nur wenige Züge zum Gemälde seines Lebens! Durch seine wahrhaft holdselige Heiterkeit war er der Trost und die Erquickung aller bedrängten Seelen; ja viele wurden schon fröhlichen Sinnes, wenn sie ihn nur ansahen, und alle, die zu ihm gingen, fühlten sich alsbald jeder Unruhe erledigt,

gleichsam als hätte er ihnen vom Schatze seines Friedens mitgetheilt. Arme, Kranke, Hilflose suchte er allenthalben auf, versah sie mit Nahrung und Geld, und den manigfaltigsten Bedürfnissen, ja er trug es ihnen, selbst in seinem Greisenalter, zur Nachtzeit heimlich in ihre Wohnungen. Er selbst beobachtete eine Mäßigkeit, die einem beständigen Fasten glich; so verachtete er auch Reichthümer und Ehrenstellen, indem er zu sagen pflegte: „So viel Liebe solchen Dingen zugewendet wird, so viel wird Gott entzogen." So hörte man auch öfters ihn sagen: „Meine unsterbliche Seele kann in der vergänglichen Welt nichts antreffen, was ihr gefallen mag, und eben dieses gefällt ihr, daß ihr nichts gefällt;" und: „Wäre die Jugend keusch, und das Alter nicht geitzig, alle Menschen könnten Heiligkeit erlangen." Wie viel er aber auf sich selbst gehalten, erhellt aus seinem oftmaligen Bekenntnisse: „Ich verzweifle an mir, hoffe aber zuversichtlich auf meinen Gott und Bruder Jesum." Als er in seiner Jugend einst sehr krank war, bethete er: „Wenn Du, o Herr, mich genesen läßt, so will ich hinfüro mit mehrerem Eifer mich vor der Sünde hüten und mit allen Kräften Dir dienen." In den Krankheiten aber, die er später erlitt, hörte man ihn sagen: „Wenn Du mich, o mein Gott, noch ferner willst leben lassen, so werde ich, so viel an mir ist, tagtäglich noch schlechter werden, und immer mehr sündigen." Wer darüber, so wie über manches andere, lächeln will, der lächle immerhin, so lange er nicht ahnden lernt, welche vollkommene Demuth, die alles Gute nur dem einzig Guten zuschreibt, aus dieser Gesinnung leuchtet. Ungemein groß war seine Liebesgeschicklichkeit, Seelen zu gewinnen und Irrende zurecht zu führen, was ihm oft durch sehr geringe Mittel, oft durch gleichsam lau-

nige Einfälle gelang. Sein nachmaliger geistlicher Sohn Stephan, von Jugend auf in allen Verirrungen der Eitelkeit befangen, betrat einst seine Kirche, um die Predigt zu hören und wählte sich in einem Antrieb innerer Beschämung, den letzten Ort. Sobald der heilige Philipp, der ihn bisher nie gekannt hatte, dieses sah, ging er hin und führte ihn zum ersten Sitze vor, und durch diese freundliche Begegnung ward Stephans sündhaftes Herz zur Liebesreue umgestimmt. Einem der ausgelassensten Jünglinge trug er als Bußübung auf, die Erde zu küssen und dabei zu sagen: „morgen früh könnte ich todt seyn;" — und der Jüngling ward gebessert. Die widerspenstigsten Herzen schmeidigten sich seinen liebreichen Worten und seinen innigen Mitleidsthränen. So konnte es auch nicht fehlen, daß nicht junge Leute von allen Seiten sich zu ihm drängten, um sich an der milden Vaterliebe zu sonnen, die er allen zu Theil werden ließ. Es war etwas gewöhnliches ihn mitten unter einem Schwarme von Jünglingen über die Straße wandeln zu sehen. Zur Carnevalszeit pflegte er mit ihnen, um sie solchermaßen vor gefährlichen Belustigungen zu bewahren, unter Musik und Gesängen die sieben Kirchen zu besuchen; zu andern Zeiten führte er sie oft an anmuthige Orte, wo er sie bewirthete, und fröhliche Spiele treiben, abwechselnd auch um sich her setzen ließ und mit solchem Liebesfeuer von göttlichen Dingen zu ihnen redete, daß die jungen Gemüther zu gleicher Liebe entbrannten. Neben seinem Zimmer spielten sie, auch bei seinem hohen Alter noch, mit großem Lärm; die Hausgenossen verwiesen ihnen dieß, da sie es aber ihrem heiligen Vater hinterbrachten, sprach dieser: „Laßt euch nicht schrecken, Kinder, spielet nur fort, und seyd fröhlich; ich verlange von euch nichts ande-

res, als daß ihr nicht sündiget.“ Einem andern, der ihm dieselbe Sache vorstellte, gab er zur Antwort: „O wenn sie nur nicht sündigen, — mögen sie übrigens auf meinem Rücken Holz hacken!“ Traurigkeit und Trübsinn konnte er an jungen Leuten eben so wenig ertragen, als Ausgelassenheit, und unerschöpflich war sein Geist in den mannigfaltigsten, oft äußerst witzigen Einfällen und Aufträgen, womit er in allen seinen Beichtkindern den Stolz zu ersticken und wahre Demuth und Herzenseinfalt empor zu bringen bemüht war. Hier entwickelte sich eine Menge von Humor und anmuthige Liebe athmenden Ironie, die die Tiefe seines Blickes in das Menschenherz und die Kraft seiner Seele in überraschenden Zügen beurkundet, und eben durch ihren liebreichen Charakter und Endzweck so himmelweit von Spott und Satyre verschieden ist. Merkwürdig sind auch diese geistreichen Worte, die er ausgesprochen hat, „Zur wahren Demuth gehören vier Stücke: Die Welt verachten, keinen seiner Mitmenschen verachten, sich selbst verachten, und die Verachtung verachten.“ Was ist die Erklärung zu diesen Worten? Lob macht uns niemals besser, Tadel gewiß nicht schlechter; wir sind jederzeit eben nur das, was wir sind. In diesem Sinne führte er oft auch den goldenen Spruch des Weltapostels im Munde: „Brüder! wer unter euch sich als vernünftig achtet, der werde thöricht in seinen Augen, damit er gescheidt sey.“ Bei seinem möglichst schlichten und einfachen Wesen, besaß er doch die Gabe des Rathes mit solchem Scharfsinn, daß vom Kirchenoberhaupte an herab, bis zum ärmsten Tagwerker, alles zu ihm kam um seinen Rath einzuholen. Diese seine Weisheit zeigte sich auch in der Aufsicht über seine geistliche Gemeine. Nicht leicht gab er seinen Beichtkin-

dern die Erlaubniß, ihren Stand zu ändern, er forderte, daß jeder in seinem anfänglichen Berufe verharren, und sich darin vor Sünde hüten solle; so prüfte er auch Jahre lang den Beruf junger Leute zum Priesterstande. Die Seinigen wußte er mit solcher Milde zu leiten, daß sie auf einen Wink ihm gehorchten, wenn der Gehorsam auch noch so beschwerlich fiel. So winkte er, als er einstmalen einen schwerkranken Bettler auf der Gasse im Kothe liegen sah, einem der Seinigen, mit Zeichen ihm bedeutend, den ganz und gar beschmutzten Menschen auf die Achsel zu nehmen, und ins Spital zu tragen; welches dieser, ein Jüngling aus einem sehr guten Hause, auf der Stelle auch vollführte. — Unerschütterlich war sein Vertrauen auf Gott, unbeschreiblich groß und innig sein Liebesdrang gegen das allerhöchste Sakrament, so daß er in schweren Krankheiten vor heiliger Sehnsucht zu demselben nicht eher schlafen konnte, bis er es empfangen. So sagte er auch öfters: „Wer einen Trost sucht außer seinem Erlöser, wird ihn nicht finden; wer weise werden will ohne die ewige Weisheit, und ohne den Seligmacher, wie muß der genannt werden?“ Daher sah man seine Beichtkinder auch sehr oft, viele auch mehrmal die Woche zum Altare des Herrn hinzutreten. Die selige Jungfrau nannte er seine Liebe, seinen Trost und war ihr mit rührender, kindlicher Zärtlichkeit ergeben. — Seine heftige mit erstaunlicher Gluthitze ihn befallenden Fieber störten doch nie auf lange, seine wirklich beinahe rastlose Thätigkeit; selbst in schweren Krankheiten hörte er noch Beichte, und nannte dieß seine Freude. In seiner letzten schmerzlichen Krankheit hörte man ihn oft leise sagen: „O Gott vermehre meinen Schmerz, aber auch meine

Geduld!“ Als das hochwürdigste Gut ihm nahete, rief er freudig auf: „Sehet da meine Liebe! sehet meine ganze Liebe, o reicht mir geschwind meine Liebe!“ Seinen letzten Lebenstag, gerade im Frohnleichnamsfeste, brachte er doch wieder in großer Munterkeit zu, er las Messe, lehrte, hörte Abends noch Beicht. Doch wiederholte er oft mit großer Ruhe die Worte: „man muß doch endlich sterben.“

Er schied auch wirklich nach Mitternacht aus dem Kreise der Seinigen, feierliche Segnung derselben war zugleich auch der Augenblick seines sanften, heiligen, fröhlichen Todes. —

Laßt Christen, unsere Hände
Zum Herrn empor uns breiten,
Daß Er zu allen Zeiten
Uns solche Priester sende!

87.

Zweifache Seelenrettung.

(Ein Bild aus dem gegenwärtigen Pariserleben. Bericht eines jungen Geistlichen.)

„Mutterthränen sind doch nie vergebens,
Gebet der Mutter nie umsonst.“

Das Elend, welches sich uns in der Hauptstadt zeigt, ist von jenem in den Provinzen nicht sehr verschieden. Alle Tage kommen wir zu Unglücklichen, denen Alles fehlt, und in deren Umgebung, so wie in deren Benehmen sich immer noch etwas kund gibt,

was mit ihrer Armuth im seltsamen Widerspruche steht; eine gewisse Erinnerung der Ueppigkeit und des Vergnügens da, wo das Vergnügen mangelt. Mir scheint es aber, daß wir von dem Elende des Bettlers, den wir an der Kirchthüre finden, weniger schmerzlich berührt werden, als von jenem geheimen, verborgenen Elend, und daß man auch dem erstern viel leichter abhilft. Erst vor Kurzem überzeugte ich mich ganz, wie peinigend und entsetzlich eben diese Noth ist, die sich der Welt nicht offenbaren will.

Am Charfreitage hatte ich (erzählt der Schreiber dieses, ein junger Geistlicher aus Paris) dem Gottesdienste bei unserer lieben Frau beigewohnt, und mich dann unter die Volkshaufen gemischt, die sich an den einen Altar zur Anbethung des Kreuzes drängten. Der weite Dom war beinahe leer geworden, und die Trauer des Tages wurde durch den Mangel zahlreicher gläubiger Beter nur noch tiefer empfunden. Als das Kreuz an dem Altar ausgesetzt worden, knieten Greise, Frauen, kleine Kinder und einige Soldaten abwechselnd bei demselben nieder, und küßten mit andächtiger Ehrfurcht das geweihte Holz. Während dieser Ceremonie waren mir zehn bis zwölf junge Leute aufgefallen, die ich für Handwerker gehalten hätte, wenn mich nicht eine gewisse Trägheit, die nachlässige und bequeme Haltung, so wie die Kleidung, die durchaus solchen Arbeitsleuten nicht entsprach, bald belehrt hätten, daß ich hier einige von jenen unbeschäftigten Menschen erblickte, deren hier die Hauptstadt so viele enthält; von jenen verlornen Geschöpfen, die bei Tag auf den öffentlichen Plätzen und Spaziergängen als gefährliche Müssiggänger langweilig herumziehen, und des Nachts sich an die Thüren der Schauspielhäuser drängen und nach Vergnügen lechzen, wäh-

rend sie kein Brod haben. Diese jungen starken Geister lachten, plauderten zusammen, und suchten das, was vor ihren Augen vorging, lächerlich zu machen. Ich bemerkte unterdessen einen unter ihnen, dessen Gesicht sanft und angenehm war, und dessen entstellte Züge, wie er sich auch zum Lachen zwingen wollte, doch immer etwas Schmerzliches verriethen. Er schien durch den Haufen seiner Genossen belästiget zu seyn, und dennoch den Muth nicht zu haben, sie zu verlassen. Bald ging ein Weib, nachdem es seine Andacht vor dem Kreuze vollendet hatte, mit dem Rosenkranze in der Hand und eifrig betend, an der Gruppe vorüber, und wurde mit rohen, höhnenden Redensarten beleidiget. Sie sprach kein Wort und ich sah nur, daß sie die Augen erhob, den jungen Menschen, den ich eben bemerkt hatte, anblickte, daß dieser erröthete, und daß sie darauf gegen die Kirchenthüre fortging, jedoch vor derselben noch einmal den Kopf umdrehte. Jetzt nahm die Verlegenheit desjenigen, welchen ich nunmehr für ihren Sohn hielt, sichtbar zu, und er entfernte sich rasch in einem Seitengang, wohin ihm seine Genossen folgten, bis sie bald alle die Kirche verließen.

Ich blieb noch in der Kirche, um meine Andacht bei dem Kreuze zu verrichten, während die Gläubigen kamen und giengen, um die göttlichen Wunden und die entkleideten Altäre zu küssen. Da sah ich den Unglücklichen, der mir unter seinen sämmtlichen Genossen am wenigsten verdorben zu seyn schien, wieder unter dem Volke; er war allein zurückgekommen, und schlich sich gleichsam verstohlener Weise zu dem Kreuze. Mit scheuen Blicken umherschauend, um sich zu versichern, daß er von seinen Freunden nicht bemerkt werde, stand er einen Augenblick an einem

Pfeiler still; seine Lippen bewegten sich, sie murmelten wahrscheinlich ein Gebet, welches die Mutter ihn gelehrt, und dessen er sich noch erinnerte; dann blickte er noch einmal scharf nach der Kirchenthüre hin, und da er keinen Bekannten entdeckte, ließ er sich endlich auf die Kniee nieder; und jetzt, als er sich am Boden hinstreckte, um mit seinen Lippen das gesegnete Holz zu berühren, konnte ich mich von der Noth des jungen Menschen deutlich überzeugen, indem mir seine viel zu enge Weste und sein ganz zerrissenes Hemd den größten Mangel und eine abgemagerte Brust zeigten, auf welcher er ein Scapulier an einem schwarzen Bande trug. Natürlich überraschte mich dieses Zeichen von Frömmigkeit an einem Menschen, den ich noch vor wenig Augenblicken in so schlechter Gesellschaft gesehen hatte, und ich beobachtete nunmehr um so genauer alle seine Bewegungen. Als er wieder aufstand, war sein eben noch so bleiches Gesicht von einer zarten Röthe überflogen und belebt; doch währte dieß nicht lange und bald erlosch diese wärmere Farbe wieder und machte der frühern Bläße Platz. Endlich war der Gottesdienst beendigt, Alles verließ die Kirche und ich folgte jenem Unbekannten.

Da erblickte er auch jenes Weib, welches ich für seine Mutter gehalten, noch an der Thüre seiner harrend und betend. Sie fand den Erwarteten bald aus der Menge heraus, und nahm Weihwasser und bot ihm mit einem Lächeln voll zärtlicher Zufriedenheit die Hand, welche er berührte, und hierauf das Zeichen des Kreuzes machte. Jetzt giengen sie zusammen heraus, und auf der Straße stützte sie sogleich ihre Hand auf den Arm des Jünglings. Ich wurde nun bald überzeugt, daß ich mich nicht

geirrt, und daß sie allerdings seine Mutter war. „O mein Kind,“ fieng sie mit leiser Stimme an, „das bringt dir gewiß Segen; der gute Gott wird sich gewiß unser erbarmen. Hast du auch für mich und ihn gebetet?“ Der Sohn war tief bewegt, und statt aller Antwort zog er die mütterliche Hand, die er an die seinige hielt, an die Lippen und an die Augen, und benetzte sie mit Thränen.

Sie giengen über den Platz in eine kleine abgelegene Gasse und traten in ein Haus, dessen Aeußeres schon die größte Dürftigkeit verrieth. Den Namen der Gasse und die Hausnummer aufzeichnend, nahm ich mir vor, nähere Erkundigungen einzuziehen; denn ich hoffte eine Seele zu retten und irdische Noth ein wenig lindern zu können.

Als ich des andern Tages an die Thüre klopfte, öffnete mir die Mutter, und ich sagte ihr, daß ich sie zu sprechen wünschte. Sie bat mich, ihr zu folgen, und wir stiegen nun über schlechte Treppen fünf Stockwerke hoch, wo sie mich ersuchte, in ihr Zimmer zu treten. Hier fand ich nun ihren Sohn schlafend, auf einem schlechten Bette liegend, heftig athmen und das Gesicht mit rothen Flecken bedeckt. Sie zeigte mir ihn und sagte, sich die Thränen trocknend: „Mein armes Kind leidet viel;“ darauf ergriff sie eine seiner Hände und fuhr fort: „Es friert sehr, und sehen Sie, wie der Schweiß dennoch von seiner Stirne strömt.“ Nun breitete sie ihr Halstuch über ihn. „Ach Herr,“ begann sie wieder, „um seines Heiles willen rede ich mit Ihnen. Sie sind zu seiner Rettung von Gott gesendet, Sein Name sey gepriesen.“ Während dieser Worte, welche sie auf den Kranken niedergebeugt sprach, sah ich mich im Zimmer um. Guitarren,

Leyern, Kränze von köstlichen Blumen und verwelkte Lorbeeren hiengen an den Wänden, welche nur noch einige Lappen von der Tapete zeigten, umher, und seidene Mäntel, verblichen und abgetragen, mit Goldflittern bedeckt, lagen mit andern gröbern Kleidungsstücken vereinigt überall durcheinander. Aber mitten unter diesen, wenigstens sehr weltlichen Gegenständen, nahm ich mit Erstaunen auf dem Kamine unter zerbrochenen Porzellaintassen ein kleines Crucifix von schwarzem Holze wahr.

Die arme Mutter bot mir jetzt, nachdem sie die brennende Stirne ihres Sohnes leise geküßt, einen Stuhl an. Ich erzählte ihr, daß ich am vorigen Tage ihren Sohn in der Frauenkirche bemerkt, daß ich ihn zuerst unter einem Haufen junger Leute angetroffen habe, die sich über unsere heilige Feier lustig machten, und die bis in die Kirche gedrungen seyen, um ihren Gott zn beleidigen; daß ich ihn bald darauf mit Erstaunen unter den Gläubigen erblickt, welche das Kreuz anbeteten; daß ich bei diesem Zeichen einer noch lebendigen religiösen Gesinnung die Hoffnung gefaßt, durch Lehre und Rath hier eine Seele retten zu können, und daß mich diese Hoffnung und dieses Verlangen hier in ihre Wohnung geführt habe.

„Ach," rief sie aus, „Gott hat sich meiner erbarmt; denn nur Er ist es, der Sie mir zugeführt hat. Hören Sie nun aber mein ganzes Elend, damit Sie noch wärmern Antheil an meinen Sohne nehmen. Wir waren nicht immer so dürftig, hochwürdiger Herr! Als ich mich verheirathete, lebte ich in einem gewissen Wohlstande. Mein Mann war noch sehr jung, er liebte das Vergnügen, besonders das Theater, und der Anblick eines Schauspiels entzückte ihn. Er brachte alle Abende im Theater zu, jede Gattung von

Arbeit wurde ihm zuwider, und so nahm denn auch unser Vermögen ab. Inzwischen gebar ich meinen Karl, und als mich jetzt eine lange Krankheit auf meinem Lager fest hielt, als ich gleichfalls nicht mehr zu arbeiten vermochte, da fieng unsere Noth an, fühlbar zu werden. Bald verwandelte sich auch die lange Weile meines Mannes in Unmuth, und wenn ich ihm Abends nicht das erfoderliche Geld für das Theater geben konnte, so wurde er heftig, und drohte mich zu verlassen. Wenn ich ihm dann unser liebes Kind zeigte, so wurde er freilich auf ein Paar Augenblicke beruhigt; allein bald kehrte sein Unmuth wieder, und ich mußte mit Schmerz wahrnehmen, wie er zürnend fortrannte, und sich unter Verwünschungen über sein Schicksal beklagte. Das meinige war aber bald in der That des Mitleids würdig, denn ich sah mich von demjenigen verlassen, welchen ich über Alle geliebt hatte, von demjenigen, welchem ich so gerne Alles hingegeben hatte, was ich besaß, von dem Vater meines Karl."

„Sobald ich wieder ausgehen konnte, forschte ich nach meinem Manne, und meine Vermuthung, er möchte sich an eine Schauspielergesellschaft angeschlossen haben, wurde bestätigt. Ich entdeckte auch seine Wohnung, und ging nun mit meinem Kinde dahin. Aber ein fremdes Weib wehrte mir den Eingang. Mit schwerem Herzen kehrte ich nach Hause zurück, das kleine Geschöpf umarmte mich und lächelte freundlich, während meine Thränen strömten. — — Ach Gott! in der langen Zeit ist mein Schmerz wohl ruhiger geworden, doch lastet er stets noch wie ein Felsenstück auf meiner Seele, und er wird mich auch gewiß bald verzehren. —— Aber was rede ich von mir, ist es doch Karl, der

gerettet werden soll. Schon sind es fünfzehn Jahre, daß ich leide und schweige; darf ich denn bei meinem Sohne über das Unrecht meines Vaters klagen? — — Jetzt mögen es bald drei Jahre seyn, daß ein Fremder Abends, wo ich nicht zu Hause war, zu Karl kam und ihm sagte, sein Vater, dessen Wohnung er zugleich angab, wünsche ihn zu sehen. Mein Sohn erzählte mir dieses bei meiner Zurückkunft und fragte mich, was er thun solle. Ich antwortete ihm: „Sogleich mußt du gehorchen und ohne eine Minute zu verlieren zu deinem Vater eilen. Vielleicht leidet er, vielleicht ist er krank. Hat denn der Fremde, welcher dir seinen Auftrag ausrichtete, nicht auch von mir gesprochen?“ — „Nein, Mutter!“ erwiederte Karl. — „Das ist gleichviel,“ rief ich, „ich bringe dich bis zur Thüre,“ und schnell gab ich meinem Sohne seine beßten Kleider, und ich lockte ihm die schönen blonden Haare und ging, nachdem ich ein großes Halstuch um ihn geschlagen hatte, mit ihm fort.“

Nach langem mühsamen Suchen gelangten wir endlich an das bezeichnete Haus. „Hier ist die Thür, sagte ich jetzt zu Karl, steige schnell hinauf, und wenn er krank ist, so kehre augenblicklich zurück, um mich zu holen, ich will dich dort in jener Kirche erwarten.“ Aber ich harrte lange und vergebens, denn Karl kehrte nicht wieder. Endlich wurden die Kirchenthüren geschlossen und ich mußte fortgehen. Da stellte ich mich ganz nahe an das Haus dessen, denn ich noch immer innig liebte, der aber meiner nicht mehr gedachte. Weil ich es aber zuletzt nicht mehr wagte, um diese Zeit auf der Schwelle eines Hauses zu bleiben, trat ich ein, und auf die Frage, was ich wollte, antwor-

tete ich: „Meinen Sohn, der bey Herrn Isidor (so hieß mein Mann) ist.“ „Bei Herrn Isidor?“ entgegnete der Mensch, welcher die Frage an mich gestellt hatte, „ei gut, wenn er bei dem ist, so wird er auch nicht sobald herunter kommen, denn dann bleibt er gewiß bis zu Ende.“ — „Bis zu Ende“ schrie ich mit Entsetzen; „ach bester Herr, erklären Sie Sich doch deutlicher; ist er krank?“ — Indessen war der Unbekannte, ohne weiter auf mich z u hören, fortgegangen, und von einer drängenden Unruhe ergriffen, die ich nicht länger bemeistern konnte, eilte ich die kleine Stiege hinauf, und fand ganz oben eine halb geöffnete Thüre, aus welcher mir helles Licht entgegen strahlte. Wildes Gelächter und mehrstimmiger Gesang ertönten zugleich. Wie wehe that mir diese Freude! Mein Sohn theilte sie, und dachte vielleicht schon jetzt nicht mehr an seine arme verlassene Mutter. Mein Herz war gebrochen, und ich wollte alles wissen, deswegen trat ich in das offene Zimmer, und konnte von da in dem anstoßenden Gemache meinen Sohn an der Seite seines Vaters und im Kreise von zwölf bis fünfzehn andern Personen am Tische schmausend erblicken. Welcher grelle Gegensatz von Schwelgerei und Elend zeigte sich mir zwischen dieser Tafel, die mit Speisen, Flaschen und Blumen überladen war, und dem zerstörten Gemache, in welchem dieses Fest gefeiert wurde! Starr und unbeweglich sah ich auf den Tisch hin, bis mich ein Weib, dasselbe, welches mir schon einmal den Zutritt zu Isidor verwehrt hatte, wahrnahm und fragte, weswegen ich daher komme, und was ich wollte? „Ich will meinen Sohn“, erwiederte ich. „Er ist bei seinem Vater“, sagte sie, „wo er einige Tage bleiben wird, geht darum nach Hause, wir werden ihn euch schon

zurücksenden.“ Damit ergreift sie mich beim Arme, um mich hinauszuführen.

Aber jetzt rief ich außer mir: „Karl, mein Sohn! komm zu deiner Mutter! Man stoßt sie hinaus, und leidet nicht mehr, daß sie dich sieht!“ Da faßte mich das Weib wieder, mit den Worten: „Macht uns hier kein Schauspiel, und stört unser Vergnügen nicht! Fort!“ Doch ich riß mich von ihr los, stieß die Thüre auf und floh in das Zimmer meines Mannes, indem ich ängstlich schrie: „Meinen Sohn! meinen Sohn! gebt mir meinen Sohn!“

„Bravo! bravo!“ rief in diesem Augenblicke der Mann aus, welchen ich über alles liebte, „daß ist ja ein vortrefflicher Anfang zu einem Melodram!“ und ein schallendes Beifallgelächter folgte diesen harten Worten. Doch ich hörte nichts weiter, ich sank ohnmächtig nieder, und als ich wieder zum Bewußtseyn kam, fand ich mich in meiner Wohnung auf meinem Bette, und mein Sohn saß neben mir. Ich dankte dem Himmel; Alles was so eben geschehen, dünkte mich ein schwerer Traum, allein nur zu bald mußte ich die bittere Wirklichkeit erkennen.

Mein Sohn, zwar fortwährend liebevoll gegen mich, zeigte sich dennoch sehr verändert. Unsere Noth und das traurige Leben, welches er mit mir führte, schienen ihm unerträglich; bei seinem Vater glaubte er dagegen die Freude kennen zu lernen; dort wurde nur von Festen, Tänzen und Schauspielen gesprochen, während sich ihm bei mir nur Trauer, Einsamkeit und Hülflosigkeit zeigte. So verdiente seine Jugend allerdings manche Entschuldigung; und eines Tages, wo ich mich wieder ganz wohl befand, kehrte er zu seinem Vater zurück, der ihn aufgesucht hatte, während er in

der Kirche war. Folgendes Schreiben erhielt ich bei meiner Nachhausekunft durch eine Nachbarin:

„Karl verliert seine Zeit mit Dir, darum nehme ich ihn wieder zu mir. Mir gehört er an, und ich werde sein Glück machen, indem ich ihm eine Stelle bei einem unserer ersten Theater verschaffe, wo er sich bald Ruhm erwerben wird. Mache darum keine Schritte, ihn von dort wegzubringen, denn sie würden nur vergeblich seyn. Isidor."

In einer Ecke des Billets entdeckte ich noch ein paar Worte von meinem Sohne, welche er wahrscheinlich ohne Wissen des Vaters geschrieben: „Mutter! ich werde Dich immer lieben!" Und nur diese wenigen Worte gaben mir Kraft, nicht vor Schmerzen zu sterben, denn was hätte mich zu leben bestimmt, wenn mir nicht die Hoffnung auf die Liebe meines Kindes geblieben wäre. War ich nicht so ganz hülflos und verlassen, daß ich es kaum mehr zu ertragen vermochte? Und es war ja so leicht, mich von allen diesen furchtbaren Leiden zu befreien — — ein kurzer Augenblick reichte hin. Und hatte ich nicht so oft in den Zeitungen von Selbstmördern gelesen, deren That niemals getadelt wurde, deren letzte Stunden man als gewöhnliche Ereignisse erzählte? Ich konnte mir also das Leben nehmen, ohne — nach dem Sinne der Welt — auch nur ein geschändetes Andenken zu hinterlassen. — Ach! nur zu gewiß wäre ich dieser Versuchung der Hölle unterlegen, wenn mich nicht die Hoffnung gerettet hätte, daß mein Sohn mich noch liebe, und daß er eines Tages zu mir zurückkehren werde."

Aber lange harrte ich vergebens auf diese Stunde, doch endlich kam sie. Verdruß und übermäßige Anstrengung hatten mich erschöpft, und ich erkrankte

gänzlich, so daß ich mich selbst nicht mehr besorgen konnte. Eine meiner Nachbarinnen pflegte mich, und führte mir bald auch eine jener barmherzigen Schwestern zu, welche ihr Leben und ihr Daseyn nur dem Dienste der Leidenden und der Erleichterung des Elends widmen. Nun wurde mir zwar jede Hülfe gewährt, doch immer noch fehlte mir mein Sohn, und es war, als wenn mit ihm auch meine Gesundheit mich verlassen hätte. In den heftigen Fieberbewegungen rief ich immer seinen Namen; in meinem Irrwahn glaubte ich zu sterben, und wollte ihn noch einmal an mein Herz drücken. Da versuchte es die Frau, welche mich pflegte, mir ihn herbeizuholen. Eines Abends kam sie in dem Augenblicke zu mir, als ich meinen Gott empfangen wollte, denn der Priester glaubte, daß ich noch wenige Augenblicke zu leben hätte. Bevor er mich speiste, sagte mir nun der würdige Geistliche, daß mir Gott auch irdische Tröstungen vorbehalten habe, daß ich meinen Sohn noch wiedersehen werde. „Ach", rief ich aus, „möchte ich ihn nur noch einmal erblicken, und möge dann Gottes Willen geschehen!" — „So preiset dankbar den Herrn, fuhr der Geistliche fort, „denn hier ist euer Kind." — — Und alsbald lag Karl in meinen Armen; ich drückte ihn an meine Brust und fühlte, daß nun ein neues Leben zurückkehrte. Dann gebot ich ihm, sich neben meinem Bette nieder zu knieen, und nun empfing ich den Gott der ewigen Güte, Der mir mein Kind wiedergegeben. Mein Herz strömte über von Liebe und Dankbarkeit; niemals habe ich so heiß und innig gebetet, und weil die Liebe einer Mutter, welche ihr Kind wiedergefunden, den Herrn nicht beleidigt, so liebkos'te ich auch mitten im brünstigsten Gebete meinen Sohn."

Während er an meiner Seite weinte und betete, nahm ich ein Scapulier von meiner Brust und hieng es ihm um den Hals, und empfahl meinen Sohn unter Thränen dem Schutze unserer heiligen Mutter unsers Erlösers. Er hat es seit jener Zeit nicht abgelegt."

Schon am folgenden Morgen fühlte ich mich viel besser, denn es gibt keinen kräftigern Heiltrank als Glück und Freude. Ich war stark genug, um mir von Karl alles erzählen zu lassen, und nun erfuhr ich denn die Beschwerden, Gefahren und Leiden jenes Standes, welchen er nach dem Willen seines Vaters ergriffen hatte. Er war nämlich als Tänzer bei dem Theater angestellt. „Seit einigen Tagen, so schloß er seine Erzählung, „hatte ich Ihr Unwohlseyn erfahren; aber es war mir nicht möglich dem Vater zu entkommen, der mich vom Morgen bis zum Abend mit der Einübung eines Ballets von seiner Erfindung festhielt, und wenn ich um die Erlaubniß, Sie zu besuchen, bat, mir es stets abschlug. „Was willst du denn dort machen?" fragte er dann immer, „dich betrüben und weinen? Nicht wahr, damit du dann schwermüthig und mit verweinten Augen zurückkommst? Aber du weißt es ja doch, daß ich heute Abends aller deiner Kraft und Geschicklichkeit bedarf, um meinem Werke einen günstigen Erfolg zu sichern." — „So mußte ich Ihnen stets ferne bleiben, den ganzen Tag über von dem Weibe bewacht, welches bei meinem Vater wohnt. Gestern Abends endlich, als ich mit Rosen bekränzt, auf das Theater kam, fand ich Ihre gute Nachbarin, die mit den Worten mir entgegeneilte: „Karl, Ihre Mutter stirbt, sie ist schon im Verscheiden." Augenblicklich wollte ich ihr folgen, aber mein Vater sprang wüthend her-

bey und stieß mich gewaltsam auf die Bühne, indem er mir nachrief: „Willst du dein Auftreten versäumen?“ Das Publikum, welches mir wohl will, fing bei meinem Anblick zu klatschen an, aber wie furchtbar kam mir jetzt dieser lärmende Beifall vor, den ich vorher so gerne vernommen hätte! Mitten durch das Getöse glaubte ich Ihre klagende Stimme zu hören; ich sah es mit den Augen meiner Seele, wie Sie die Hände nach mir ausstreckten, wie Sie starben. Da verließ mich meine letzte Kraft, und ich sank bewußtlos nieder. Man trug mich hinter die Coulissen, und hier war es, wo mein Vater mich mißhandelte, und Sie und mich mit Schmähungen verwünschte.“ Derjenige, welcher mit der polizeilichen Aufsicht des Theaters beauftragt ist, war über die unwürdige Behandlung, die ich erhalten, entrüstet, und beklagte mich aufrichtig. Ihm vertraute ich, daß meine Mutter am Tode sey, daß Sie mich zu sich berufen, und daß dieser Gedanke mich ohnmächtig gemacht habe. Sogleich versprach der wackere Mann, mich nach der Vorstellung zu Ihnen zu führen, und ich trocknete meine Thränen, und begab mich nun mit schwerem Herzen auf die Bühne zurück, um dort zu tanzen, während meine Mutter ihren Todeskampf kämpfte. O liebe theure Mutter, reißen Sie mich aus diesem verderblichen Wirbel, behalten Sie mich in Ihrer Nähe. Derjenige, welcher mich gestern Abends zu Ihnen brachte, wird Sie heute besuchen; sprechen Sie dann mit ihm, damit er den Vater hindere, mich mit Gewalt zurückzunehmen. O, wenn Sie wüßten, was ich schon durch dieses Weib gelitten habe, welches bei ihm ist!“

Ich habe meinen Sohn beruhigt, und er wird mich nun nicht mehr verlassen. Obgleich noch sehr

ermattet, ging ich doch zu dem Polizeibeamten, um ihm das ganze Verhältniß mitzutheilen, und erhielt von demselben volle Sicherheit, worauf ich meine frühere Wohnung verließ und hieher zog. Wir leben hier beinahe ein Jahr, aber ich sehe mit jedem Tage meinen Sohn mehr verwelken. Die kurze Zeit, welche er beim Theater zugebracht, hat seine Jugend zerstört, denn welchen Hüter hat dort die Unschuld, wo Alles verführt, wo nichts schützt? Natürlich erscheint ihm jetzt das stille Leben, welches er mit mir führt, traurig und einförmig; und so kommen denn einige junge Leute aus der Nachbarschaft zu ihm, sie gehen zusammen spazieren, und ich besorge, daß sich daraus neue bedenkliche Verbindungen für ihn bilden. Wie es die heutige Erziehung nur zu oft mit sich bringt, sind auch unter ihnen viele, die niemals von Gott reden hörten, und einige sind sogar nicht getauft. Auch gestern waren sie seine Begleiter, als Sie ihn in der Frauenkirche erblickten; denn Alles, wobei etwas zu schauen ist, zieht diese unglücklichen, beklagenswerthen Kinder, deren Eltern große Schuld haben, an, ohne denselben zu etwas anderm, als zur leichtfertigen Zerstreuung zu dienen.“ —

Da Karl gegen das Ende dieser Erzählung erwacht war, so setzte ich mich neben ihn hin, ergriff seine brennend heiße Hand, und sagte ihm, daß ich seiner Heilung wegen, und um seiner Mutter Trost zu bringen gekommen sey. Ich sprach endlich von Gott. „Ach!“ rief er aus, „wie sehr habe ich Ihn beleidigt! Glauben Sie, daß Er mir vergeben werde? Und glauben Sie“, fuhr er mir leise ins Ohr flüsternd fort, „daß ich nahe am Sterben bin? „Mein Sohn“, antwortete ich, „Gott wird Ihnen vergeben und Ihnen das Leben schenken, damit Sie Ihm dienen und für

Ihre Mutter sorgen" „O ja, ja", sagte er, „Gott und meine Mutter, das ist Alles, was ich auf dieser Welt lieben will!" — „Und deinen Vater, deinen Vater!" fiel ihm die unglückliche Mutter in's Wort, „auch ihn mußt du lieben; auch für ihn du beten." Da schlang der Sohn den Arm um den Hals der Mahnenden, und wiederholte mehrmals: „Tröste Dich Mutter, wir wollen zusammen beten."

Ehe ich ging, sprach ich ihnen allen Beiden Muth ein, und übergab ihnen die Unterstützung, welche wohlthätige Menschen zur Erleichterung des Elendes in meine Hand gelegt hatten. Am folgenden Tage kam ich mit einem Arzte wieder, der dem Kranken Milchnahrung und Landluft verordnete, und schon nach drei Tagen hatte ich dieser Familie, welche mich immer mehr interessirte, in der Nähe der Gemeinde, in welcher ich als Seelsorger stand, eine kleine Wohnung auf einige Zeit verschafft, und genoß bald die Freude, sie dort behaglich und glücklich zu sehen. Oft kamen sie in unsere Kapelle, um Gott zu danken.

Die Dankbarkeit, wie das Unglück macht die Seele für Andacht und Frömmigkeit empfänglich. So erkannte auch Karl bald, was die Vorsehung zu seiner Rettung gethan; sein Herz half dem Geiste zur rechten Einsicht, und sehr bald war er genügend unterrichtet, um jenen jungen Leuten beigezählt zu werden, die in seiner Pfarrei zur ersten Kommunion gingen. Je näher aber der heilige Tag heranrückte, um so inniger wurde die Begeisterung meines jungen Neubekehrten. Er fühlte, daß sein vergangenes Leben minder rein sey, als jenes der andern Kinder, welche mit ihm der Lehre beiwohnten, und oft sagte er zu mir: „Ach, wie sind diese

Kinder zu beneiden, sie die nichts zu bereuen haben; aber ich, wird auch Gott mir verzeihen?" —

Zwar wollte ich ihn nicht allzuleicht über dieses heilsame Zagen hinwegführen; doch wies ich auf noch größere Sünder hin, welche Heilige geworden, und beruhigte in solcher Weise seine Seele, ohne darum seine Reue und die Erinnerung seiner Verirrungen zu tilgen.

Endlich erschien der Tag seiner ersten heiligen Kommunion, und ich begab mich in die Stadt. Die Kirche war von den Kindern angefüllt, die mit ihren besten Kleidern geschmückt waren, deren Mütter von einer heiligen, seligen Freude belebt, der Feier beiwohnten, und zu der Mutter Jesu beteten, damit sie ihre Söhne, wenn sie sich dem ihrigen näherten, segnen möge. Ich war in der Sakristei, und sah Karl ankommen, der alsbald auf mich zu eilte. Zuerst glaubte ich, daß ihn das Andenken einer Sünde zu beichten führe, aber er zeigte mir ein Billet, welches nur folgende Paar Worte enthielt: „Ich habe einen fürchterlichen Sturz gethan, und bin am Sterben. Ich wünsche Dich noch einmal zu sehen. Komm deßhalb schnell, um deinen Vater noch einmal zu umarmen. Isidor."

„Nun mein Sohn, was werden Sie thun?" „Zuerst Gott empfangen," erwiederte er mit einer heiligen Zuversicht, „Den empfangen, Welcher das Leben ist und das Licht, und dann; wenn ich Ihn in meinem Herzen trage, zu meinem Vater eilen. Dann werde ich aus voller Seele zu ihm reden, oder vielmehr, Gott wird zu ihm reden durch meinen Mund. O, welches Glück, wenn ich demjenigen, welcher mir dieses vergängliche Leben gegeben, die Hoffnung des ewigen Lebens gewähren könnte!"

— Bis zu Thränen gerührt, sprach ich: „Karl, Sie handeln als wahrer Christ. Gott wird Sie segnen und Ihren Vater!“ — „Ach,“ rief er, „nur um seine Bekehrung und um das Glück meiner Mutter, werde ich den Herrn in der Stunde, wo meine Lippen sich öffnen, um Ihn zu empfangen, mit Inbrunst anflehen.“ — „Ihr Gebet wird erhört werden!“ schloß ich, und wir gingen in den Chor.

Die Messe ging an. Karl lag auf den Knieen und betete mit heißer Andacht. Seine großen blauen Augen waren zum Himmel aufgeschlagen, und schwammen in Thränen. Auch seine Mutter beobachtete ihn; und da sie den Grund dieser Thränen nicht kannte, von Isidors Gefahr nichts wußte, so schrieb sie die Bewegung ihres Sohnes nur seiner eigenen Andacht zu. Jetzt war der Augenblick gekommen, und diese irdischen Engel gingen paarweise in frommer, erbaulicher Sammlung ihrem Schöpfer entgegen. Dem Kinde, dessen Wohl mir so sehr am Herzen lag, mit den Augen folgend, sah ich es an der heiligen Tafel auf die Knie niedersinken; er hing nur noch durch die Erinnerung an Vater und Mutter mit der Erde zusammen, nur diese heiligen Bande knüpften es noch an die Welt hienieden, all sein übriges Denken und Fühlen gehörte dem Himmel an.

Sein Dankgebet war heiß und kurz: dann erhob er sich, kam zu mir und sagte: „Jetzt zu meinem Vater! Ich habe ein Gelübde gethan. Aber begleiten Sie mich, versagen Sie es mir nicht!“

Wir nahmen einen Wagen, und in weniger als einer halben Stunde hatten wir Isidors Haus erreicht. Karl trat allein in das Zimmer seines Vaters und fand ihn am Tode. Das fremde Weib war nicht mehr um ihn; als sie ihn dem Verscheiden

nahe sah, hatte sie ihn verlassen. Der Sohn warf sich am Bette nieder, ergriff die Hände des Sterbenden, rief ihn mit den zärtlichsten Namen, und erreichte es endlich durch seine Bemühungen und Liebkosung, daß ihn der Vater erkannte. Allein jede Hoffnung zur Lebensrettung war verloren, denn das heftige Bluterbrechen war nicht zu stillen. „Es ist lange her, daß ich dich nicht mehr gesehen; bist du glücklich?" sagte endlich Isidor mit vieler Anstrengung und schwacher Stimme zu dem Sohne. — „Gott sey Dank, ja," erwiederte Karl, „wären Sie wohl, sähe ich Sie an der Seite meiner Mutter, dann fehlte mir heute nichts." — „Deine Mutter — — ich habe ihr viel Leid bereitet — sprich mir davon nicht." — „Doch, Vater! ich will davon reden; ich will Ihnen sagen, daß kein Augenblick vergeht, wo sie nicht für Sie zu Gott betet." — „Sie betet zu Gott! sie glaubt also an Gott! Ist sie aber deßwegen weniger beklagenswerth? Ist sie nicht arm? Ich habe sie ja zu Grunde gerichtet und gänzlich in das Elend gebracht." — „Lieber Vater, sie hat sich fromm darein ergeben, sie grollt Ihnen deßwegen gewiß nicht. Sie dient Gott, und hat auch mich gelehrt, Gott zu dienen." — „So bist Du also auch fromm geworden? Wohlan, bete für mich, denn ich weiß nicht zu beten — — — ich weiß nicht, zu glauben." — „Ach, Vater, glauben Sie, damit Sie hoffen können; Gott erwartet Sie." — „Karl," sagte jetzt der Sterbende, indem er sich halb erhob, und den Arm seines Sohnes umklammerte, „Karl, Du sagst, daß Gott mich erwarte — — willst Du mich erschrecken?" — „Sie erschrecken? o nein, nein, ich möchte Sie nur überzeugen, daß Gottes Barmherzigkeit viel größer ist, als Ihre Schuld. O bester Vater, lassen Sie

mich einen Geistlichen herholen!“ — „Einen Geistlichen?“ erwiederte Isidor. — „Ja, ja, den Freund, den Wohlthäter Ihres Sohnes; denjenigen, der in unserer größten Noth uns hülfreich beigesprungen, der mich von meinem Leiden geheilt, der meine Seele erleuchtet, und der mich dahin gebracht hat, daß ich meinen Gott empfangen durfte. Heute Vater, feierte ich meine erste Kommunion. Der Heiland, der für die Sünder der Welt gestorben ist, wohnt in meinem Herzen. O Vater, Vater! hören Sie seinen Diener. Er wartet hier ganz in der Nähe. Ich beschwöre Sie, sprechen Sie nur ein Wort, daß er kommen darf, daß Sie ihn nicht zurückstoßen wollen!“ — „Er hat Dir Gutes erzeigt — er mag kommen, ich will ihm dafür danken.“

Der Sohn hört nichts weiter; gleich einem Pfeil fliegt er zu mir, und führt mich zu seinem Vater, der sich, als er mich eintreten sieht, mit den Worten zu mir wendet: „Ich habe Ihnen zu danken, mein Herr, denn Sie haben meinem Sohne Gutes erwiesen.“ — „Wie gerne,“ antwortete ich ihm, „thät' ich gleiches auch hier. Auch Karl ist glücklich, er wurde es aber dadurch, daß ich ihn die Religion lehrte.“ — „Es ist zu spät,“ sagte Isidor, „lassen Sie mich in Ruhe sterben, lassen Sie mich enden“ — — und bei diesen Worten streckte er den Arm aus, um mich zurückzuweisen. Jetzt warf sich Karl auf die Knie und rief: „O, mein geliebter Vater, stoßen Sie das Heil nicht zurück, das der Herr Ihnen sendet! Ich muß vor Schmerz sterben, wenn Sie mein Flehen nicht erhören. Sie sagen, Sie seyen am Tode, und dennoch wenden Sie das Gesicht von ihrem Karl ab; Sie wollen ihn nicht mehr sehen, nicht mehr hören. Fühlen Sie meine Thränen nicht auf Ihren Händen?

O, Vater, bei Allem, was Sie lieben, beschwöre ich Sie, erlauben Sie dem Priester, daß er von Gottes unerschöpflicher Barmherzigkeit zu Ihnen spreche; schenken Sie ihm Ihr Vertrauen, bekennen Sie ihm Ihre Fehler."

Der Sterbende konnte endlich den Thränen, dem Schluchzen und Flehen Karls nicht länger widerstehen, er wendete sich zu seinem Sohne und sagte: „Wohlan, mein Kind, ich gebe nach; lasse mich mit dem Herrn allein, und hole Deine Mutter; denn ich bedarf ihrer Verzeihung."

Im höchsten Entzücken umarmte Karl seinen Vater, flog an meine Brust und rannte fort nach seiner Mutter, mit welcher er bald zurückkehrte. Der Kranke hatte inzwischen gebeichtet. Als er jene erblickte, die er so tief gekränkt, so unglücklich gemacht hatte, wollte er sprechen, doch die Worte erstarben ihm auf den Lippen, und er sank bewußtlos auf das Kissen zurück. Seine Gattin und sein Sohn erhoben sein schweres Haupt; ihre schmerzlichen Thränen flossen über sein bleiches schon entstelltes Gesicht, doch nach einigen Worten kam er wieder zu sich, neigte sich gegen seinen Sohn und fragte: „Hat sie mir vergeben?" — „Was sprichst Du von Vergeben," fiel die treue Gattin schnell in die Rede, „nur vom Glück haben wir heute zu reden!" — „Und vom Tode," sprach der Kranke, „denn ich fühle, daß ich nur noch wenige Minuten zu leben habe; doch auch diese letzten Minuten werden nicht ohne Seligkeit seyn. Du hast mir verziehen, und dieser Engel, mein Sohn, hat mir die Thüre des Himmels geöffnet, denn er hat mich dazu gebracht, mich wieder mit meinem Gott zu versöhnen." — Bei diesen Worten weinte Karl vor Schmerz und Lust. „Mein armer Vater," flüsterte

er mir zu, „hat sich wieder in die rettenden Arme der Religion geflüchtet; aber er scheidet von dieser Welt, und meine gute Mutter, die so lange und schwer geduldet, kann sich seiner Liebe nur für einen kurzen Augenblick erfreuen.“

Nach Isidor's Wunsche hatte ich indessen den Pfarrer des Sprengels benachrichtigen lassen, der nun eintrat. Mutter und Sohn knieten am Bette nieder, und der Kranke erhielt die letzte Oelung. Während des Gebetes für den Sterbenden vernahm ich nun das Schluchzen der Mutter und des Sohnes, und das Röcheln Isidors, dessen Brust sich mit Blut füllte. Bei den Worten: „ziehe hin, christliche Seele!“ richtete sich der reuige Sünder noch einmal etwas auf, und sagte mit leiser Stimme: „Ich gehe zu dem Gott meines Sohnes!“ Darauf sank sein Haupt zurück, die Gebete währten fort, doch er hörte sie nicht mehr — er hatte aufgehört zu leben und zu leiden.

Ich führte nun die Gattin und den Sohn in ihre Wohnung zurück. Ihre Thränen flossen still und ihr Schmerz war ruhig und ohne heftige Ausbrüche. Denn nur eine gottergebene fromme Todesstunde vermag die Schrecken des Todes zu mildern.

Als ich am folgenden Tage in die Stadt zurückkehrte, wohnte ich mit Karl dem Begräbnisse Isidors bei und hier öffnete mir mein junger Freund den Entschluß, welchen er gefaßt, das Gelübde welches er gethan, als er kommunizirte. Er hatte nämlich das Gelübde gethan, wenn sein Vater als Christ sterben, und somit sein Flehen beachten werde, sich dem Altar zu widmen, und sein ganzes Leben dem Dienste Gottes aufzuopfern.

Seit diesem Tage hat er sein Wort gehalten;

er empfängt den nöthigen Unterricht, um Priester zu werden, und bis dahin dient er der Kirche; er schwingt das Rauchfaß, er trägt das Kreuz, er schmückt die Altäre, sein ganzes Leben ist Demuth und Frömmigkeit, und er lebt nur in Gott und in seiner Mutter.

88.

Gesegnete Ehe.

Zu den Zeiten der Kreuzzüge fühlte sich ein junger Engländer, Namens Gilbert, angetrieben, nach Jerusalem zu ziehen, um mit den übrigen Christen wider die Ungläubigen zu kämpfen. Kaum war er mit seinem Diener, welcher Richard hieß, in dem heiligen Lande angekommen, als auch beide von den Sarazenen zu Gefangenen gemacht wurden; in Ketten geschmiedet, wurden sie in einen Kerker geworfen, allwo sie anderthalb Jahre unter vielem Ungemach schmachteten. Doch waren Gilberts Leiden milder als die der andern Sklaven; es verwunderte sich nämlich der Fürst, welcher ihn in Verwahrsam hielt, ob seinem edlen Anstand und seiner Weisheit, und behandelte ihn gelinde, ja nicht ohne eine gewisse Ehrerbietung.

Der sarazenische Fürst hatte eine Tochter, welche zumal das Betragen des christlichen Gefangenen bewunderte und von seiner Tugend hingerissen war. Seit einiger Zeit suchte sie die Gelegenheit, ihn zu sprechen, und da sich diese nun eines Tages fand, fragte sie ihn, wo er her wäre, und welche Religion er bekannte. „Ich bin ein Engländer," antwortete er, „und meine Religion ist die katholische." — „Und was lehret

euch diese Religion," fragte die Prinzessin. Gilbert erklärte in kurzen Worten die vorzüglichsten Geheimnisse unsers Glaubens, und besonders die großen Geheimnisse von dem Leben, dem Tode und der Auferstehung Jesu Christi, indem er versicherte, daß man unmöglich ohne diesen Glauben selig werden könne. Die Prinzessin, welche Gott auf besonderem Wege der Erbarmung führte, vernahm die neuen Lehren mit solchem Troste und so innigem Vergnügen, daß sie alle Augenblicke ausspähete und jede Gelegenheit benützte, um fernern Unterricht über dieselben von Gilbert zu empfangen; welcher seinerseits mit großer Behutsamkeit und Sorgfalt sie unterhielt, und fortfuhr über unsere Geheimnisse, die christlichen Tugenden und das Glück, Jesu Christo anzugehören, sehr ehrerbietig zu reden. Eines Tages, als er mit sonderlicher Glut von dem Heilande sprach, unterbrach ihn die Prinzessin mit der Frage: „Ihr liebet also wohl sehr diesen Jesus Christus, von Dem Ihr so hohe Dinge verkündigt, und wäret Ihr wohl auch bereit, den Tod um Seinetwillen zu erdulden?" — Gilbert gedachte bei solcher Frage, das Mädchen wäre im Einverständnisse mit dem Vater, dem Fürsten, und man ginge darauf aus, ihn zu versuchen und von seiner Religion abwendig zu machen: da erwiederte er beseelt vom gläubigen Eifer und von edler Festigkeit: „Ja, ich liebe Jesus Christus mit solcher Innbrunst, daß ich alle Herzen in Liebe zu ihm entflammen möchte. Ja, ich möchte mit höchster Freude um Seinetwillen den Tod erleiden; o die schönste Gnade, die ich hienieden erlangen könnte, würde seyn, mein Blut und Leben für Ihn hinzugeben."

Diese Antwort rührte das Herz der jungen Prinzessin dermassen, daß sie von dem Augenblicke an

den Entschluß faßte, eine so vollkommene Religion anzunehmen, und, wo es seyn müßte, ihr Vaterland, ihre Güter, ihre Eltern zu verlassen, um Christo dienen und nachfolgen zu können; und mit dem größten Eifer bemühete sie sich nunmehr, alle Forderungen und Schriften dieser heiligen Religion zu erforschen. Bald nachher, als sich eine günstige Gelegenheit darbot, brachen Gilbert und sein Knecht die Ketten, entwischten aus dem Gefängnisse, und retteten sich bei Nacht, ohne irgend Jemanden eine Kunde dessen mitzutheilen.

Als die Prinzessin Gilbert's Flucht erfahren hatte, ward sie von dem lebhaftesten Schmerze durchdrungen; sie that nichts, als weinen mehrere Tage lang, ganz untröstlich, daß sie nun Niemand hatte, der sie in der Religion Jesu, ihr einziges Verlangen nunmehr, unterweisen könnte. Sie erinnerte sich, von Gilbert gehört zu haben, daß er aus London in England gebürtig sey. Alsogleich entschloß sie sich, dorthin zu reisen; sie nimmt insgeheim ihre Maßregeln und entflieht aus dem Hause ihres Vaters, Jesu Christo, um dessen willen sie Alles verläßt, sich anempfehlend; und Er geleitete sie auch wirklich, wie mit starker Wunderhand, durch tausend Hindernisse und Gefahren. Als sie nun an einen Meerhafen gekommen war, traf sie ein englisches Schiff, welches eben die Anker lichten sollte; sie schiffte sich darauf ein, und es ging die Fahrt glücklich von statten.

In London angelandet, befand sie sich in der peinlichsten Verlegenheit; fremd, unbekannt, aller Bedürfnisse entblößt, von Niemanden verstanden, wußte sie nicht, was mit ihr werden sollte, als durch eine besondere Fügung Gottes Richard, Gilberts Diener, auf den öffentlichen Platz kam und sie erkannte. Man kann sich die Freude, das Entzücken der Prinzessin bei

der Begegnung dieses Mannes, in welchem sie gleich denjenigen wiederfand, der mit Gilbert in dem Gefängnisse ihres Vaters gesessen hatte, nicht denken. Und wie kommt Ihr denn hieher?" so fragte sie der ganz erstaunte Richard; „wie seyd Ihr nach einem so weit entlegenen Lande gekommen?" „Ich bin gekommen," gab sie zur Antwort, „um mich hier in der christlichen Religion unterrichten zu lassen; das ist das Einzige, wornach ich verlange in dieser Welt." — „Verweilet hier," sagte Richard, „ich will unverzüglich zu meinem Herrn, ihm solche Nachricht zu bringen." Gilbert glaubte Anfangs nicht, was Richard ihm meldete, indem er sich keineswegs überreden konnte, daß eine so junge und zarte Jungfrau von solcher erlauchten Geburt sich einer so weiten mit vielen Müheseligkeiten und Gefahren verbundenen Reise habe unterziehen können; da aber Richard auf seiner Aussage bestand, und behauptete, sie sey es wirklich, so bewunderte er den Muth und starken Glauben dieser Prinzessin, und zweifelte nicht, daß hier der Finger Gottes walte. Er fand es nicht für dienlich, die Jungfrau in sein eigenes Haus aufzunehmen; sondern ließ sie zu einer Dame von seiner Bekanntschaft hinführen, welche er bat, für sie wie für ihre leibliche Tochter Sorge zu tragen.

Am folgenden Morgen begab sich Gilbert in's Haus dieser Dame. Sobald die junge Sarazene ihn erblickte, warf sie sich ihm zu Füßen, umfaßte seine Kniee, die sie mit ihren Thränen benetzte, und beschwor ihn, sich ihrer zu erbarmen, und das Werk ihres Heiles, fortzusetzen, welches er begonnen; dieß sey die einzige Absicht, daß sie eine so weite und mühsame Reise unternommen. Gilbert war von ihren Thränen und Gesinnungen gerührt, und fühlte

sich alsbald innerlich angetrieben, diese so eifrige und ihm so ergebene Fremde zu heirathen, um sie fortan eifrigst und unabläßig fortzuleiten im heiligen Glauben, und selbst je mehr und mehr durch ihre heilige Liebe zu Gott erwärmet zu werden. Allein, da er das Gelübde gethan hatte, das Schwert gegen die Ungläubigen zu ziehen, so befragte er sich um Rath bei seinem Bischofe, den er eben mit fünf andern Prälaten versammelt fand. Gilbert erzählte den ganzen Verlauf der Sache, und es erwiederten ihm die Prälaten, nachdem sie Alles sorgsam vor Gott erwogen hatten, einstimmig: hier seyen Gottes Fügungen nicht zu verläugnen; er sollte nur ungeachtet seines Gelübdes die Ehe eingehen, wozu er von Gott berufen schiene; der Himmel würde, massen seine so wie der Jungfrau Absichten so lauter und heilig wären, ihre Ehe segnen.

Gilbert beeiferte sich nun, die Prinzessin in den Glaubens= und Sittenlehren der Religion gründlich zu unterweisen und sie zur Taufe fähig zu machen; sie gewann immer mehr Geschmack an der christlichen Lehre und war bald im Stande, das heilige Sakrament zu empfangen. Der Bischof selbst wollte ihr dasselbe ertheilen. Als er beim Antritte der Ceremonie sie gemäß dem Gebrauche der Kirche fragte, ob sie getauft werden wolle! da antwortete sie mit einer heiligen Innbrunst und einem reichlichen Thränenstrome, worüber alle Anwesenden gerührt wurden, daß sie das aus ganzem Herzen verlange, und sie allein aus Liebe zum Christenthume Eltern und Vaterland verlassen und so vielen Gefahren und Beschwerden sich unterzogen habe. Der Bischof vollendete nun, von Bewunderung und Freude hingerissen, die Feierlichkeit, und legte der neuen Christin den Namen Mathilde bei. Darauf

vermählte sich Gilbert mit ihr, und es ward von demselben Bischofe die eheliche Einsegnung verrichtet.

Nach der Feier der Hochzeit befand sich Gilbert in neuer Besorgniß; denn es drängte ihn einerseits sein Gelübde, im heiligen Lande wider die Sarazenen zu kämpfen; andererseits wagte er nicht seine Braut zu verlassen, welche aus so großer Ferne gekommen, ihre Zuflucht bei ihm gesucht habe; er erschien traurig. Mathilde befragte ihn, da sie es bemerkte, um die Ursache: „Ei,“ sagte sie, „wäret Ihr denn betrübt, mich zum Weibe genommen zu haben?“ — „Nein, meine geliebte Gefährtin,“ entgegnete Gilbert, „vielmehr preise ich den Herrn für dieses Glück; allein mich dränget das Gelübde, welches ich, wie Ihr wisset, vor Gott gethan habe, und zugleich befürchte ich, daß meine Trennung und Abwesenheit Euch in Leid versetzen möchte.“ — „Ach, mein theurer Ehegemahl,“ versetzte die tugendsame Frau, „ziehet hin zu einem so heiligen Kampfe, ich werde deß keineswegs Leid tragen; weil es der Wille Gottes und zu Seiner Ehre ist. Ich habe nur darum gewünscht, bei euch zu seyn, damit ich lernte, für den Herrn Jesum Christum zu leben. Und damals, als Ihr bei meinem Vater in Gefangenschaft waret, erklärtet Ihr, daß Ihr diesem Heiland Euer Leben zum Opfer zu bringen bereit wäret: nun ich bin gleichermassen bereit, Ihm das Opfer Eurer Person zu bringen; wiewohl es mir unsäglich schwer fällt, mich von Euch zu trennen, so erhebt mich hinwieder der Gedanke, einen Gemahl sich dem Kampfe für die Ehre Gottes weihen zu sehen, welchen ich einzig um Gottes willen gesucht habe. So ziehet denn hin, mein vielgeliebter Herr und Gespons, der Allerhöchste wird Euer Streben segnen; und nicht seyd meinetwegen bekümmert; hat ja der Herr mir Barm-

herzigkeit erwiesen, da ich noch eine Ungläubige war, so wird Er gewiß, nun ich eine Christin bin, mich noch mehr beschützen!" — Sie schieden demnach von einander unter vielen Thränen, nachdem sie zuvor wechselseitigen Beistand durch das Gebet versprochen hatten.

Gilbert, der nicht ermüdete, die heilige Großmuth seiner Gattin zu bewundern, reiste ab, seinem treuen Diener Richard, den er zurück ließ, eifrige Sorge für sie empfehlend. Drei Jahre und sechs Monate blieb er in Palästina, recht wacker kämpfend; dann kehrte er nach erfülltem Gelübde in die Arme seines geliebten Weibes zurück. Es goß der Himmel Fülle des Segens auf dieses Paar hernieder; ein Söhnlein entsproßte ihrer Ehe, von welchem Mathilden, während sie gesegneten Leibes ging, in mehrern wundersamen Träumen angedeutet wurde, daß es groß seyn werde vor Gott. Es kam zur Welt im Jahre 1119 und erhielt den Namen Thomas.

Mathilde hatte sich nicht betrogen: ihr Sohn ward ein großer Heiliger; er ward zum erzbischöflichen Thron von Canterbury berufen, und wegen seiner tapfern Vertheidigung der Kirche gewürdigt, die Marterkrone zu empfangen. Man feiert sein Fest den 29. Dezember nach dem Tage der unschuldigen Kindlein *).

---

*) „Eine große Lehre für christliche Frauen" (ist diese), schreibt S. Salesius, „daß sie die Früchte ihres Leibes der göttlichen Majestät opfern, noch ehe sie dieselben gebären; denn Gott, der die Opfergaben eines demüthigen und willigen Herzens gern annimmt, segnet zu solcher Zeit gewöhnlich die frommen Gedanken der Mütter. Zeugen dessen sind Samuel, der heilige Thomas von Aquin, der h. Andreas, Bischof zu

89.

Zwei Eheweiber, die ihre Männer auf verschiedene Weise lieben.

Zwei Krieger, Marianus und Nikander wurden um das Jahr 302 nach Christi Geburt vor den römischen Statthalter Maximus in der Bulgarei geführt, ihres christlichen Bekenntnisses wegen. Der Statthalter, ein übrigens menschlicher Mann redete ihnen zuerst zu, ja er bat den Nikander, er möchte doch wenigstens zur Ehre der Götter Weihrauch streuen. „Wie kann" antwortete dieser, „wie kann ein Christ Stein und Holz verehren, und den unsterblichen Gott ver-

Fiesole, und mehrere andere. Die Mutter des heiligen Bernhardus, — würdige Mutter eines solchen Sohnes — nahm gleich nach der Geburt ihre Kinder in die Arme und opferte sie Jesu Christo auf; und von diesem Augenblicke an liebte sie dieselben mit Ehrfurcht als heilige von Gott anvertraute Pfänder, worin sie auch so glücklich ward, daß alle sieben Kinder große Heilige wurden. Wenn aber diese zarten Seelen allmählig zum Gebrauche der Vernunft kommen, dann müssen Aeltern es sich sorgfältig angelegen seyn lassen, die Furcht Gottes ihren Herzen einzuprägen. Wohl erfüllte die fromme Königin Blanka dieses Amt mit glühendem Eifer, und oft sagte sie zu ihrem Sohne, dem heiligen König Ludwig: „Lieber möchte ich, geliebtes Kind! vor meinen Augen dich sterben, denn eine einzige schwere Sünde begehen sehen." Und so tief prägten diese Worte der Seele dieses heiligen Sohnes sich ein, daß er, wie er selbst bekennt, an keinem Tage seines ganzen Lebens derselben vergaß und aus allen Kräften sich bestrebte, dieser göttlichen Lehre nachzukommen." —

lassen, Der Alles aus Nichts gemacht hat, Den wir verehren, Der auch mich und alle, so auf Ihn hoffen, erhalten kann?“

Die Frau des Nikander, Daria, war zugegen, und ermunterte ihren Mann. „Hüte dich, mein Herr,“ sagte sie, „hüte dich zu thun, was man dich zu thun heißet; unsern Herrn Jesum Christum wollest du nicht verläugnen! Schau gen Himmel, so wirst du ihn sehen, Dem du deine Treue und dein Gewissen aufbewahrest. Er selbst ist dein Helfer.“

„Tollkopf von einem Weibe!“ rief Maximus, „warum willst du, daß dein Mann sterbe?“ Da der Statthalter ihr sagte, sie wünsche wohl den Tod des Nikander, um einen andern zu heirathen, der ihr besser anstehen möchte, erwiederte sie: „Wenn du mir das zutrauest, so tödte mich zuerst, Christi wegen, wofern die dir gegebenen Befehle auch die Weiber angehen.“ „Ueber die Weiber,“ sprach er, „ist mir nichts befohlen, auch will ich nicht thun, was du begehrst, aber in den Kerker sollst du!“ Sie ward ins Gefängniß geführt.

Maximus suchte nun den Nikander zu überreden, und bot ihm Bedenkzeit an. Dieser schlug das Anerbiethen aus, sagte, er begehre nichts als sein Heil. Der Statthalter meinte, daß er von seiner leiblichen Errettung redete, ward froh und rief laut: „Gott sey Dank!“ „Ja,“ sagte Nikander, „Gott sey Dank!“ Deß freute sich sehr Maximus, ging auf und ab mit Leukon, einem Beisitzer im Rath. Nikander aber, in einer Art von Entzückung, betete laut, dankte Gott, und flehte, daß er ihn von der Befleckung und von den Versuchungen dieser Weise verschonen möchte. Jener verwunderte sich der ver-

meinten plötzlichen Sinnesänderung des Angeklagten, welcher sich aber erklärte, und dann sprach: „Thue was du willst, ich bin ein Christ!"

Nun wandte der Statthalter sich zu Marianus. Dieser sagte, daß er gleiche Gesinnung mit dem Nikander habe, gleichen Entschluß. Maximus entließ sie mit Drohungen. Man führte sie ins Gefängniß.

Ihnen Raum zur Besinnung zu gewähren, ließ der Statthalter zwanzig Tage vorüber gehen, ehe er sie wieder vor seinen Richterstuhl rief.

Als sie wieder erschienen, und Maximus ihnen auf vielfältige Weise zusprach, bezeugte Marianus ihren festen Entschluß, und ihr großes Verlangen den Gekreuzigten zu schauen, „Den wir," sprach er, „als gegenwärtig sehen. Wir wissen, wohin Er uns ruft."

Ungern sprach Maximus ihnen das Todesurtheil, worauf sie, wie aus Einem Munde ihm zuriefen: „Friede sey mit dir, menschlicher Statthalter!" Sie wurden zur Gerichtsstätte abgeführt, waren froh und preiseten Gott.

Den Nikander begleitete sein Weib und des Märtyrers Pasikrates Bruder, Papianus, welcher das Kind des Nikander im Arme trug. Mit Marianus gingen einige Verwandte und seine Frau, die ihr Kleid zerriß, laut wehklagte, ihm Vorwürfe machte, ihn bat, ihres Kindes, das sie, wie scheint, im Arme trug, sich zu erbarmen, ihn anflehte. Er wandte gegen sie einen ernsten Blick, und sprach: „Wie lange verfinstert dir der Satan Geist und Herz? Weich von hinnen! Laß mich mein Marterthum für Gott vollenden."

Zotikus, ein Gläubiger, hielt ihn bei der Hand, und sprach ihm freudig zu, das Weib aber zog ihren Mann beim Gewande, gleichsam ihn zurückzuziehen;

da bat dieser den Zotikus sie zu halten. Er that es und blieb mit ihr zurück.

Als bald darauf die Märtyrer den Richtplatz erreichten, rief Marianus den Zotikus aus der Menge zu sich, und bat ihn, daß er ihm seine Frau herbeiführte. Sie kam, er küßte sie und sprach: „Gehe nun zurück in Gottes Namen! Du kannst mich mein Marterthum nicht feyern sehen, da der Böse dein Herz beschlichen hat.“ Er küßte auch sein Kind, sah gen Himmel und sprach: „Herr, allmächtiger Gott, walte über ihm!“ Beide Märtyrer umarmten sich und gingen ein wenig auseinander, jeder auf seine Seite, ihren Märtyrertod zu vollenden. Da ward Marianus gewahr, daß Nikanders Frau im Gedränge stand und ihren Mann nicht erreichen konnte, er ging auf sie zu, faßte sie bei der Hand, führte sie zu seinem Freunde. Nikander sagte zu ihr: „Gott sey mit dir!“ „Guter Herr,“ sprach sie, „sey gutes Muthes. Erweise dich wacker im Kampfe! Zehn Jahre war ich ohne dich im Vaterland, und wünschte jeden Augenblick vor Gott dich zu sehen; nun sah ich dich, und wünsche dir Glück, daß du zum Leben eingehest! Siehe nun werde ich mich rühmen eines Märtyrers Weib zu seyn! Sey guten Muthes, und opfere Gott dein Marterthum, auf daß du auch mich vom ewigen Tode rettest!“

Er verlangte sein Kind, welches Papinianus noch immer hielt, küßte es lange, übergab es dann der Mutter.

Nun verband der Scharfrichter beyden Märtyrern die Augen und enthauptete sie.

90.

Die gute Tochter.

In dem hannöverischen Dörfchen Tespe an der Elbe war ein unbemittelter, geringer Einwohner, Namens B * * *, durch Ueberschwemmungen und andere Unglücksfälle sehr zurückgekommen. Eine ärmliche Hütte, und dabei ein kleiner Garten war alles, was er mühsam erhalten konnte. In diesem kümmerlichen Besitze, unter schwerer Arbeit und Mangel, hatte er das achtzigste Jahr erreicht; seine Frau war noch einige Jahre älter; er konnte nicht mehr recht sehen, und sie wurde kindisch. Ein unglücklicher Brand raubte ihnen in wenigen Augenblicken ihre Habe. — Krank, schwach, unfähig, sich selbst zu helfen, wurden sie ins äußerste Elend versetzt. Ihre Tochter, Dorothea, das einzige Kind, welches ihnen der Tod übrig gelassen hatte, stand an einem andern Orte in einem sehr guten Dienste. Sie erfuhr das Unglück ihrer armen Aeltern mit unsäglichen Schmerzen, aber nicht mit jener blos leidenden Empfindsamkeit, die sich in unnützes Wehklagen ergießt, sondern mit dem Muthe, der wahre Güte des Herzens begleitet, und sie zur thätigen Tugend erhebt. —

Der Entschluß, ihren Aeltern beizustehen, Zeit, Vermögen und Kräfte ihnen aufzuopfern, nicht zu ruhen, bis sie ihren Zustand verbessert hätte, erhob sich kühn und feurig in ihrer Seele; im innigsten Gebeth vor Gott errang sie sich höhere Kraft, und mit christlicher Freudigkeit, die nur auf Gott sieht, schritt sie zur Ausführung.

Sie verließ mit tausend Thränen ihren Dienst, wo man, vollkommen mit ihr zufrieden, sie ungern verlor, eilte ihrer Heimath zu, fand die schon dem Grabe nahen, verlassenen Aeltern jämmerlich in einer Scheune liegen, brachte sie in ein nahe gelegenes Haus, und versprach, für sie zu sorgen. Durch ihren Fleiß, ihre Häuslichkeit und Ordnung hatte sie sowohl einige gute Kleidungsstücke, als auch eine kleine Summe Geldes zusammengespart. Dieser mühsam erworbene Lohn vieljähriger, zum Theil beschwerlicher Dienste, ward sogleich auf dringendste Bedürfnisse ihrer Aeltern verwandt. Bald war der kleine Vorrath aufgezehrt, und sie mußte auf neue Mittel denken, die Hülflosen zu ernähren, die nun immer bettlägerig waren, und keine groben Speisen mehr genießen konnten. Jeden Augenblick, den die sorgfältige Pflege, die sie ihnen gab, ihr übrig ließ, wandte sie mit der äußersten Anstrengung zur Arbeit an, und erwarb so viel, daß sie den Hunger der Alten stillen konnte. Aber das genügte der zärtlichen Seele nicht; sie trachtete, ein Mittel ausfindig zu machen, wo sie ihnen dann und wann einige angenehme und stärkende Erquickungen verschaffen könnte. Auch dieses gelang ihr, da sie nach und nach jeder Bequemlichkeit des Lebens, unter andern dem Schuh- und Strümpfetragen entsagte, und sich durch diese Ersparung in den Stand setzte, wöchentlich einigemal etwas Weißbrod und einen stärkenden Labetrunk zu kaufen.

Einige edelgesinnte Menschen erfuhren die Geschichte, und machten sie bekannt. Das Mädchen ward unter dem Namen der guten Tochter, immer mehr empfohlen. Bald liefen von allen Seiten ansehnliche Beiträge für die gute Tochter ein, und selbst die Landesregierung unterstützte sie mit rühmli-

chem, thätigem Eifer. Es gelang den wohlthätigen Anstalten der Menschenfreunde, das Schicksal dieser Menschen glücklicher zu machen, als es vor ihrem Unfalle gewesen war. Es ward ein neues, gutes und reinliches Haus für sie erbaut, und mit allen nöthigen Bedürfnissen versehen.

Es war ein rührender Anblick, wie die armen Alten über die Veränderung ihres Schicksals erstaunten, und mit schwacher, stammelnder Zunge Gott dafür preiseten. Auch dem Werkzeuge dieses Glückes, der edelmüthigen Tochter, ward von einer menschenfreundlichen Gesellschaft ein Brautschatz bestimmt. Sie, die einzig und allein nicht sich, sondern ihren Aeltern lebte, wollte aber keine Versorgung haben, so lange ihre hülfsbedürftigen Aeltern noch lebten.

Kaum war die Wohnung fertig, und die Familie darin eingerichtet, so erkrankten die guten Alten an der Ruhr, welche damals in der ganzen Gegend wüthete. Auch in dieser betrübten und gefährlichen Lage blieb das standhafte Mädchen sich gleich. Sich selbst und ihre eigene Gefahr vergessend, pflegte die Edle ihrer sterbenden Aeltern mit unermüdeter Liebe, Sanftmuth und Treue, und mit frommen Thränen drückte sie dem einen, wie dem andern, die Augen zu.

Ihre Bestimmung für diese Welt mußte wohl damit vollendet seyn, denn am nämlichen Tage, da sie die letzte kindliche Pflicht erfüllte, und die Leichen ihrer verstorbenen Aeltern zur Erde bestattet hatte, befiel die nämliche Krankheit auch sie, und nach einigen leidenvollen Wochen starb sie den sanften, ruhigen Tod, den ein solches Leben verdiente.

91.

Johannes, der Jünger der Liebe.

Sobald die Domitianische Christenverfolgung aufgehört hatte, kehrte Johannes, der Evangelist, aus der Insel seiner Verbannung zurück nach Ephesus, und übernahm wieder die Führung jener 7 Gemeinden, welche der Sohn Gottes ihm anvertrauet, an die Er ihm auch in Patmos erhabene Aufträge gegeben hatte. N. Chr. G. 96.

Es war wahrscheinlich noch vor seiner Verbannung, daß er auf einem seiner apostolischen Besuche dieser Gemeinen, eines feinen Jünglings gewahr ward, in dessen anmuthiger vielverheißender Bildung er eine feurige, sehr empfängliche Seele zu erkennen glaubte, oder vielmehr, kraft der ihm beywohnenden Erleuchtung, mit Gewißheit erkannte. Er wandte sich an den Bischof: „diesen Jüngling empfehle ich deiner sorgsamsten Pflege, im Angesichte der Gemeine, und Jesu Christi!“

Der Bischof verhieß dem Apostel sich des Jünglings mit der gewissenhaftesten Obhut anzunehmen, worauf Johannes seinen Auftrag mit dem Eifer der zartesten Liebe wiederholte, und ihm das Heil dieser Seele dringend ans Herz legte. Dann kehrte er zurück nach Ephesus.

Der Bischof nahm den Jüngling in sein Haus, widmete ihm jede Sorgfalt des Unterrichts, der Ermahnung, der Bewahrung, des Beispiels, und taufte ihn, als er ihn zum Empfange dieses heiligen Sakramentes vollständig vorbereitet hatte.

Voll Vertrauens in die Gesinnung seines Pfleglings, in die Gnaden der Taufe, uneingedenk aber der menschlichen Schwäche, welche „himmlischen Schatz in irdenen Gefässen trägt,"*) ließ der Bischof von seiner Sorgfalt nach, je mehr und mehr, und jener verfiel, nach und nach, durch Umgang mit leichtfertigen Jugendgenossen, in kleine, bald in größere Untreuen, bis falsche Scham, dieser verzehrende Rost jugendlicher Herzen, und böse Lüste, je mehr und mehr ihn dahin rissen, das Anfangs noch rege, dann betäubte Gewissen schwieg, und er von üppigen Mahlen zu andern Ausschweifungen gelockt, zuletzt, wahrscheinlich weil sie all das ihrige verpraßt hatten, sich verleiten ließ, mit ihnen auf nächtliche Beraubung der Reisenden auszugehen. Durch Gewandtheit, Geist und Kühnheit zeichnete er sich auch im Frevel aus, übertraf aber auch die andern desto mehr an Verhärtung, je mehr natürliche Güte er erstickt, je mehr Gnaden er vereitelt hatte, und ward von ihnen zum Anführer der Rotte gewählt.

Nach seiner Rückkehr aus Patmos besuchte der Evangelist wieder diese Gemeine, und sagte nach geordneten Angelegenheiten der Kirche: „Wohlan, Bischof, gieb mir nun wieder, was ich und Christus, in Gegenwart der Gemeine, welcher du vorstehst, dir anvertrauten!" Jener meinte, der Apostel verlangte aus Irrthum etwas von ihm, so nie in seinen Händen gewesen, und bezeugte, daß er von keinem ihm anvertrauten Gute etwas wüßte.

„Ich fordere von dir den Jüngling," erwiederte der Apostel, „die Seele des Bruders!" Der Bi-

*) 2, Kor. IV. 7.

schof, ein alter Mann, seufzte tief auf, und sagte mit Thränen: „Er ist gestorben!“ — „Wie so, welchen Todes?“ — „Er ist Gott abgestorben, ein Taugenichts geworden, ein Bösewicht, ein Räuber! Jetzt hält er einen Berg besetzt mit einer Rotte, die ihm gleich ist.“ Als Johannes solches vernommen, zerriß er sein Gewand, seufzte, schlug sich auf das Haupt: „Einem wackern Hüter übergab ich die Seele eines Bruders! — Ein Pferd und einen Wegweiser!“ So wie er war, bestieg der heilige Mann ein Pferd, eilte zum Berge, wo er sogleich von ausgestellter Räuberwache ergriffen ward. „Das wollte ich,“ sprach er, „führt mich zu eurem Hauptmann.“ Sie führten ihn zum Hauptmanne, der in Rüstung da stand, und den Gefangenen, als er ihn kommen sah, erwartete. Als er aber den Evangelisten erkannte, ergriff ihn die Scham, er lief davon.

Uneingedenk seiner hohen Jahre, lief, in der Liebe Kraft, der heilige Greis ihm nach, und rief: „Sohn, warum fleuchst du vor deinem Vater, dem Wehrlosen, dem Greise? Erbarme dich mein, o Sohn! Fürchte dich nicht, dir bleibt noch Hoffnung des Lebens! Ich werde Christo Rechenschaft ablegen für dich! Gern will ich, wofern es dessen bedarf, den Tod für dich leiden, so wie der Herr den Tod für uns gelitten hat! Meine Seele möchte ich geben für die deinige! Steh, glaube mir, Christus sandte mich dir!“

Der junge Mann stand still, mit gesenktem Blick. Dann warf er die Waffen von sich, Zittern befiel ihn, er weinte bitterlich.

Als Johannes ihn erreicht hatte, fiel ihm jener laut weinend und um Verzeihung flehend um den

Hals, verbarg aber die durch Raub und Mord so oftmahl mißbrauchte Rechte. Der Apostel schwur, daß er ihm Verzeihung vom Heilande erhalten hätte, flehte dann, warf sich zu des Jünglings Füssen, küßte dessen Rechte, führte ihn mit sich zur Gemeine.

Er betete viel und mit Inbrunst für ihn, hielt anhaltende Fasten mit ihm, wandte jeden heiligen Zauber der Liebe an ihn, verließ ihn nicht, bis er ihn als ein Beyspiel ernster Busse, der Kirche wieder völlig hergestellt, als ein Siegeszeichen der Gnade ihn aufgerichtet hatte.

Ein Jäger begegnete einst dem Evangelisten, der ein zahmes Reh in Händen hielt, und es streichelnd liebkosete. Jener bezeugte einige Verwunderung, daß der erhabene Mann an solcher Kurzweil sich ergötzte. „Was trägst du da in der Hand?“ fragte Johannes. „Einen Bogen.“ „Warum ist er nicht gespannt?“ „Weil die Sehne erschlaffen würde, wenn ich ihn immer gespannt hätte.“ — „Nun so laß es dich nicht befremden, o Jüngling, wenn ich meinen Geist ein wenig ruhen lasse, um ihn zur Arbeit zu stärken.“

92.

Von den Dienstleuten.

Niemals bedrohte der heilige Sales seine Diener, nie sagte er ihnen ein rauhes oder verdrießliches Wort. Hatten sie gefehlt, so würzte er seine Verweise mit so vieler Sanftmuth, daß sie sich alsbald aus Liebe besserten, ohne die eiserne Ruthe zu fürchten, die, wie sie recht gut wußten, der Hand ihres Herrn fremd blieb.

Da wir eines Tages, schreibt der Bischof von Belley, über die Behandlungsweise der Dienstleute gesprochen und ich ihm sagte, die Vertraulichkeit erzeuge gern Verachtung, erwiederte er mir: „Die unschickliche, rohe und tadelhafte Vertraulichkeit allerdings, nimmermehr aber die Vertraulichkeit, die in den Grenzen der Schicklichkeit, Herzlichkeit, Ehrbarkeit und der Tugend sich hält. Denn da sie von der Liebe ausgeht, erzeugt die Liebe ihres Gleichen. Die wahre Liebe aber ist immer von Hochachtung und folglich von Ehrfurcht gegen die geliebte Person begleitet, da die Liebe nur auf Achtung sich gründet, die wir für sie haben.“

„Auf solche Weise aber,“ sprach ich, „müßte man den Dienern freye Hand lassen, so daß sie thun könnten, was ihnen beliebte?“

„Keineswegs,“ versetzte der Heilige, „denn wenn die Liebe Herrin des Herzens ist, so weiß sie dasselbe so gut zur Bescheidenheit, Klugheit, Gerechtigkeit, Mässigung und Großmuth, als zur Demuth, Unterwerfung, Geduld, Ausdauer und Sanftmuth zu verhalten.“

„Alles wohl erwogen, kann ich hinsichtlich der Dienstleute nur so viel sagen, daß sie unsere Nächsten and demüthige Brüder sind, welche die Liebe uns verpflichtet, wie uns selbst zu lieben. Lieben wir sie also wie uns selbst, diese theuren Nächsten, die uns so nahe und so benachbart sind, daß sie mit uns unter einem Dache und von unserm Vermögen leben, und behandeln wir sie wie uns selbst oder vielmehr wie wir selbst möchten behandelt werden, wenn wir an ihrer Stelle wären. Dieß ist die beste Weise mit Dienstleuten umzugehen.“

„Freilich darf man ihre Fehler nicht übersehen, wenn solche erheblich sind, und ihnen auch die Zurechtweisung nicht erlassen; doch müssen wir auch das Gute erkennen, das uns durch sie geschieht. Es ist sogar rathsam, daß man zu ihrer Aufmunterung ihnen je zuweilen seine Zufriedenheit bezeuge, und ihnen Beweise gebe, daß man Vertrauen zu ihnen hat, und sie gleich Brüdern oder Freunden hält, deren Noth man lindern, oder deren Fortkommen man befördern will.“

„Wie ein Windstoß, der die Segel schwellt, das Schiff schneller auf dem Meere fortbewegt, als hundert Ruderschläge, also regt auch ein freundliches Wort und ein Zeichen des Wohlwollens einen Diener gewiß weit wirksamer an, uns zu dienen, als hundert rauhe, drohende und harte Befehle.“

93.
Die wichtigsten Leute im Auge des heiligen Salesius.

„Als Bischof" sagte er mir, „sind Sie Oberaufseher und Wächter im Hause Gottes, denn dieses bedeutet der Name Bischof. Darum müssen Sie wachen und Ihren ganzen Sprengel unter Aufsicht halten, da Sie wissen, daß Sie dem allerhöchsten Herrn der Hirten Rechenschaft für alle Seelen geben müssen, die Ihrer Obhut anvertraut sind."

„Vorzüglich aber müssen Sie über zwei Classen Leute wachen, welche die Oberhäupter der Uebrigen sind, nämlich über die Pfarrer und Hausväter, denn alles Gute und alles Böse, was in den Pfarreien und in den Familien sich ergibt, geht von diesen aus."

„Sie wissen, daß der Arzt, im Falle ein Säugling erkrankt, der Amme Arzneien verordnet, damit die Heilkraft derselben sich in die Milch ergieße und so auf das Kind einwirke. Von dem Unterrichte und dem Lebenswandel der Pfarrer, welche unmittelbare Hirten des Volkes sind, geht die gute Erziehung desselben in der Lehre und in der Tugend aus. Sie gleichen jenen Stäben Jakobs, die das Vließ der Lämmer nach Verlangen färbten. (Genes. 30.) Der Unterricht vermag viel, aber das Beyspiel vermag ohne Vergleich mehr. Denn nur wenige Menschen begreifen die evangelischen Worte: „Thut alles, was sie euch sagen, aber nach ihren Werken sollet ihr nicht thun." Matth. 23.

„Dasselbe gilt auch von den Hausvätern und Hausmüttern; denn von ihren Ermahnungen; noch

mehr aber von ihren Handlungen hängt das Glück ihrer Familien ab."

„Da Sie kraft Ihres bischöflichen Amtes zu einem Oberaufseher bestellt sind, fordert es Ihre Pflicht, daß Sie über die Vornehmern unter den Privatleuten und über Diejenigen wachen, die gleich Saul über die Andern emporragen, über die Häupter der Familien nämlich, oder der Pfarreien, weil von ihnen aus das Gute auf die Untergebenen sich ergießt, gleich der Salbe Aarons, die von seinem Haupte zu dem äußersten Saume seines Gewandes herniederfloß. Vergessen Sie nie, daß Sie der Pfarrer Ihrer Pfarrer und der Vater der Hausväter sind." *)

94.

Ein Muster edler Bruderliebe.

Jakob von Armagnac, Herzog von Nemours, hatte sich vor beiläufig vierthalbhundert Jahren in eine Verschwörung gegen Ludwig XI., König von Frankreich, eingelassen. Das Komplott ward entdeckt, und Jakob von Armagnac wurde hingerichtet. Damit wäre die Gerechtigkeit, welche Für-

*) Darum schreibt der heilige Augustinus von den Hausvätern, wie folgt: „Der Hausvater soll für Christus und das ewige Leben alle die Seinigen erinnern, lehren, ermahnen, verweisen, Milde anwenden, und Zucht üben! So wird er in seinem Hause gewissermassen ein kirchliches, ja ein bischöfliches Amt erfüllen, indem er Christo dienet, um in Ewigkeit mit Ihm zu seyn."

S. Augustin. Tract. 31 in Joann.

sten auf dem Throne unterstützen muß, versöhnt gewesen; allein des grausamen Ludwigs Rache sättigte sich an diesem Opfer nicht. Auch die beiden Söhne des Unglücklichen, Heinrich und Franz von Armagnac, sollten für die Schuld ihres Vaters büßen. Schon als ihrem Vater der Kopf abgeschlagen wurde, mußten die Unglücklichen, mit weißen Kleidern angethan, sich unter das Schaffot stellen, um von dem Blute ihres Vaters bespritzt zu werden. Sodann wurden sie in die Bastille, das große ehemalige Staatsgefängniß zu Paris, gebracht, und daselbst in große eiserne Käfige gesperrt, die in Form eines Trichters gebaut waren, in denen folglich die Unglücklichen weder liegen, noch stehen, noch sitzen konnten, und in jeder Lage, die sie versuchten, unaufhörliche, grausame Qual empfanden.

Allein dadurch war des Königs grausamer Sinn noch nicht gesättigt. Er befahl noch überdieß, jedem der beiden jungen Gefangenen alle zehn Tage einen Zahn auszureißen. Als man im Begriffe war, diese neue Grausamkeit auszuüben, bat Heinrich, der seinen Bruder recht innig und herzlich liebte, auf das inständigste um Gnade, nicht für sich, sondern nur für seinen Bruder. — „Die Mutter wird vor Kummer sterben," — rief er auf den Knieen bittend aus, — „wenn sie erfährt, daß man meinem kleinen Bruder wehe thut!" Der Wundarzt, der diesen Auftrag ausführen sollte, stellte ihm vor, daß er sein eigenes Leben in Gefahr brächte, wenn er seinen Bitten nachgäbe. Ueberdieß müsse er beide Zähne dem Gouverneur der Bastille zeigen. „Gut," versetzte lebhaft der edelmüthige Heinrich, „reiß mir alle beide Zähne aus, und laß meinem Bruder die

seinigen. Er hat eine so schwache Gesundheit; ich aber befinde mich recht wohl!"

Innigst gerührt und von Bewunderung durchdrungen konnte der Wundarzt seine Thränen nicht zurückhalten. Schon wollte er ganz diesem Auftrage entsagen; als er aber bedachte, daß ein Anderer den kleinen Franz nicht verschonen würde, und daß auf diese Art doch wenigstens einer gerettet werden könnte, so ergab er sich in das Begehren des kleinen Heinrichs, und riß ihm wirklich die beiden Zähne aus. Welcher Heldenmuth bei einem Kinde! Er stieß keinen Schrei aus, und schien sehr vergnügt, daß er für seinen lieben Bruder leiden konnte. Franz von seiner Seite weinte und klagte darüber, daß sich Heinrich so für ihn aufopferte Die grausame Operation wurde bis auf den letzten Zahn des armen Heinrichs wiederholt.

Diese beständigen Schmerzen, verbunden mit Mangel an Bewegung und frischer Luft, und der Erinnerung an das unglückliche Ende seines Vaters stürzten den guten Heinrich in eine tiefe Schwermuth. Ein langsames Fieber ergriff ihn, und rieb ihn nach und nach auf, und das unglückliche Schlachtopfer des Elends stieg am Schlusse weniger Monate in sein Grab, welches leider seiner Wiege so nahe war. Den Tag vor seinem Hinscheiden sagte Heinrich zu seinem Bruder: „Lieber Bruder! ich verlasse dich bald; ach wie traurig bin ich, daß ich meine Mutter vor meinem Tode nicht noch einmal sehen kann! — Mein Herz sagt mir, du wirst sie in Kurzem wiedersehen; versichere sie, mein Lieber, daß ich sie in meinem Tode noch weit mehr liebte, als damals, da wir so glücklich waren, bei ihr zu seyn!" Bei diesen Worten fingen die beiden Brüder an zu weinen. Einige

Augenblicke nachher fühlte der Aeltere die Abnahme seiner Kräfte. „Ich kann nicht mehr, fügte er mit schwacher, gebrochener Stimme hinzu, gieb mir deine Hand und drücke die meinige.“

Mit diesen Worten vollendete er das Opfer seiner Bruderliebe und starb. Bruder Franz ward wohl später frei, aber blieb Zeitlebens siech und elend.

95.

Kindliche Liebe.

Man liest in den japanischen Geschichten ein bewunderungswürdiges Beispiel, daraus die Kinder lernen können, welch große Liebe sie denjenigen schuldig sind, von denen sie das Leben empfangen haben. Drei armen Jünglingen, deren Mutter, die sie zärtlich liebten, an einer langwierigen Krankheit darniederlag, fiel es äußerst schmerzlich, als sie sahen, daß ihre Arbeit nicht hinreichen wollte, sie zu ernähren und zu erquicken.

Es schwärmte dazumal eine Bande Räuber in den nahe bei der Hauptstadt Meako gelegenen Wäldern herum. Der Kaiser versprach demjenigen, der einen von diesem Gesindel liefern würde, eine ansehnliche Belohnung. Auf diese Nachricht verfiel der Jüngste aus diesen drei Brüdern auf einen seltsamen Ausweg, den Bedürfnissen seiner Mutter abzuhelfen. Er bat seine Brüder ihn zu binden, in die Stadt Meako zu führen, und für einen Räuber anzugeben. Die Brüder trugen Bedenken zu der Ausführung dieses bedenklichen Entwurfs die Hände zu bieten. „Was

fürchtet ihr“? sprach er zu ihnen: „Glaubt ihr, Gott werde mich verlassen? Und so man mich endlich tödtet, so opfere ich mit Vergnügen mein Leben, um meiner lieben Mutter das ihre zu erhalten und ihr Linderung zu verschaffen.“

Als die zween Brüder seine Entschlossenheit sahen, traten sie seinem Vorschlage bei, führten den jungen Menschen geschlossen nach Meako, und lieferten ihn dem Blutrichter aus, der ihn in Fesseln schlagen, und den zween andern die Belohnung reichen ließ. Aber es befremdete ihn nicht wenig, daß den guten Leuten, als sie das erhaltene Geld zu sich steckten, die Augen voll Thränen stunden; wie sich denn das Blut nicht verläugnen läßt. — Er vermuthete irgend ein Geheimniß, befahl ihnen heimlich zu folgen, und die wahre Lage der Sache auszuspähen. Kaum waren sie zu Hause gekommen, erkünstelten sie eine heitere Miene: „gutes Muthes, liebe Mutter, wir haben heute ein einträgliches Tagewerk verrichtet. Sieh wie viel wir gewonnen haben, deiner in der Krankheit besser zu pflegen.“ — „Dem Himmel seys gedankt“, antwortete sie, „aber wo ist euer jüngerer Bruder?“ — „Bekümmere dich darum nicht.“ — „Aber ich will es durchaus wissen. — Ihr antwortet mir nicht? Ihr Unglückselige! So vieles Geld gewinnt man in so kurzer Zeit nicht: ihr habt es ohne Zweifel gestohlen; oder sonst einen üblen Streich gespielt. Vielleicht war euer Bruder bei euch und es ist ihm ein Unfall begegnet.“ Als die zween Jünglinge sahen, wie sehr sich ihre Mutter über ihr Stillschweigen grämete, gestunden sie aufrichtig den ganzen Hergang der Sache. Die Mutter brach in Weinen und Heulen aus, und forderte ihren Sohn von seinen Brüdern zurück.

Da erschien der Abgeordnete des Richters, wel-

cher die guten Leute behorcht hatte: „beruhige dich,“ sagte er zur trostlosen Mutter, „dein Sohn lebt, es ist ihm kein Ungemach widerfahren.“ Und in der That, als diese Begebenheit zu den Ohren des Kaisers kam, bewunderte er den Muth des jungen Menschen, und die Liebe gegen seine Mutter. Er ward befreit und die Mutter bekam lebenslänglich einen Gnadengehalt.*)

96.

Der fromme Soldat, — ein Sohn frommer Aeltern.

(Aus einem Tagbuche, den 12. July 1824.)

Seiner gütigen Einladung folgend, besuchte ich gestern Abend den ehrwürdigen Pfarrer, Domkapitular Wittmann von Regensburg. Nach manchen geistvollen und für mich höchst lehrreichen Bemerkungen des seltenen und vom Göttlichen tiefdurchdrungenen Mannes, lenkte sich unser Gespräch auf einen der Zeit im Seminar studirenden, jungen ausgezeichneten Theologen, von welchem ich ihm erzählte, daß derselbe gegen mich geäußert: „hätten Ueberredungskünste und viele, ihm absichtlich in den Weg gelegte Hindernisse seinen festen Entschluß, sich dem Priesterstande zu widmen, besiegen können, so würde er nie

---

*) Die Art und Weise, wie sich diese liebevollen Kinder um ihre Mutter annahmen, ist wohl nicht zu billigen, denn sie thaten es durch einen lügenhaften, höchst gefährlichen Vorwand. Der Zweck aber heiligt nicht die Mittel. — Jedoch ist die große Liebe zu bewundern, die auch das schwere Opfer nicht scheute.

eine andere Laufbahn, als die des Soldaten betreten haben.“ „Die Welt,“ bemerkte darauf der kundige Mann etwa mit folgenden Worten, „dürfte nach ihrer gewöhnlichen Weise, den Stoff zu ihrem Urtheil auf der Oberfläche zu schöpfen, diese Zusammenstellung seltsam nennen; sie ist es aber in Wahrheit nicht. Der Idee nach ist der ächte Priesterstand mit dem des Soldaten Eines Wesens: beide fordern unbedingt Hingebung und Aufopferung des persönlichen Willens und Interesses für die Zwecke einer gebietenden Macht. Der Soldat dient seinem Könige und Herrn mit Daransetzung des Edelsten, was er sein nennt, des Lebens; also auch der ächte Priester für den König aller Könige. Unter den Waffen sinkt mit Lorbeergeschmücktem Haupte der brave Soldat in des Todes Arm; das Kreuz umklammernd stirbt, mit der Märtyrerkrone geziert, der wahre Priester des Allerhöchsten. Der kampfflüchtige Soldat und der pflichtvergessene Priester theilen Eine Schmach. Daher mag es auch kommen, daß die streitende und siegende Kirche so viele Helden und Heilige aus dem Militairstande zu allen Zeiten und unter allen christlichen Völkern der Erde zählt. Erinnern Sie Sich in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens einer ganzen Legion Christen mitten im Heere der heidnischen Römer, welche unter dem Beinamen, der Donnernden, berühmt war; und etwas später der christlichen Kriegerschaar, welche am Rhein mit ihrem Hauptmanne, dem heil. Gereon, die Marterkrone erkämpften. Einzeln finden sie sich unter Reccared in Spanien, Stephan in Ungarn, Kanut in Dänemark, Alfred in England, Karl dem Großen in Deutschland, Ludwig im Frankenheere, unter Alphons in Kastilien u. s. w. Wenn gleich in neuerer Zeit auf die religiöse Erhebung des

Kriegerstandes im Allgemeinen wenig Werth gelegt wurde: so ist es demungeachtet nicht so gar selten, in ihm wahrhaft christliche Seelen zu finden, welche an innerer, wahrhafter Frömmigkeit den Männern jener Jahrhunderte nicht nachstehen; wahrhaft christliche Seelen, die sich, trotz der Versunkenheit der Zeit und ihrer gefahrvollen Stellung im Leben das Licht nicht ausblasen und vom allgemein herrschenden Zuge (nicht) fortreißen ließen. Aus den mannigfaltigen Erfahrungen, welche ich zu machen Gelegenheit hatte, will ich Ihnen nur Eine mittheilen. Ich ging beim Dämmerlichte des ersten Morgens nach der blutigen Schlacht von Regensburg — den 25. April 1809 — aus, um Schwer-Kranke zu besuchen. Schwieg auch der Donner des mörderischen Geschützes, so glich doch die Stadt einem großen Feldlager. Kreuz und quer durchzogen Haufen Bewaffneter der französischen Armee die Straßen; das Geschrei der Gehenden und Ankommenden, das Getöse der Wagen, das Wiehern und Stampfen der Rosse, der Trommelschlag und Trompetenton hallten in allen Enden der Stadt wieder; kurz, alle Schrecknisse des Krieges umgaben uns noch. Nur mit Mühe und Gefahr drängte ich mich durch diesen Aufruhr, der dem kommenden Weltgerichte glich, bis zu einer, von meiner Wohnung etwas entfernten Gasse, wo aus der Menge ein Soldat in voller Rüstung auf mich zuging und mich fragte: ob ich französisch spräche? Ich bejahte es in seiner Sprache und erwiederte, was er von mir wünsche? „Ich will beichten, habe aber nur wenige Stunden Zeit, denn wir müssen um 12 Uhr wieder marschiren,“ antwortete er. Ich zeigte ihm das Haus, auf welches sein Quartierzettel lautete, und beschied ihn nach einer

Stunde in die vor uns liegende Kirche, wo ich ihn bei meiner Ankunft neben dem Hochaltare, auf dem Boden knieend, schon fand. Mit kindlichem Sinn verrichtete er seine Beicht, und unter Thränen und allen Zeichen der ungeheuchelten Andacht empfing er das heilige Abendmahl. Als ich aus der Sakristei kommend, die Kirche verlassen wollte, ging ich zu dem noch Betenden hin, um ihm zum freundlichen Abschiede die Hand zu reichen. Er begleitete mich eine Strecke und sprach den Wunsch aus, ob ich ihm nicht die Gefälligkeit erweisen und an seine Aeltern schreiben und ihnen sagen wollte, daß er noch körperlich und geistig gesund, daß er noch kein Haarbreit abgewichen sei von der Lehre, die sie ihn durch Wort und Beispiel gelehrt hätten! Ich versprach, seinem Wunsche zu willfahren, schrieb Tags darauf nach seiner Heimath, Messiere in Frankreich, erhielt ein Rückschreiben von den rechtschaffenen Aeltern eines so würdigen Sohnes und wechselte in der Folge noch einige Briefe mit ihnen. Dieser Mann war 29 J. alt, und bereits 11 Jahr gemeiner Soldat, hatte vielen Schlachten, und auch der in der Nähe unserer Stadt vor 24 Stunden beigewohnt. Sein Aeußeres verrieth keinen gewöhnlichen Menschen. Obgleich etwas angegriffen, waren doch seine Züge froh und freundlich, seine Miene gutmüthig, unbefangen und männlich sein Betragen, froh und heiter sein Gemüth.“

Aus Jesu Christi Herzen floß
Ein Brünnlein licht und klar
Nein strömen wird's in Ewigkeit
So trüb' die Zeit auch war.

97.

Pius VII. findet auch in der Gefangenschaft liebende Kinder.

Der Kaiser Napoleon kannte keine andere Freundschaft, als Unterwerfung. Diese erfuhr unter vielen andern Regenten auch das Oberhaupt der Kirche, Pius VII. Unaufhörlich gesteigerte Forderungen ergingen an denselben; bis endlich der Kirchenstaat im März 1809 dem französischen Kaiserstaate einverleibt wurde. Jetzt sprach Pius den Bannfluch aus gegen Alle, die solche Gewalt verübt hätten, und hierauf gegen Napoleon selbst, und endlich gegen Alle, die sich der Bekanntmachung dieses Fluches widersetzen würden.

Napoleon, von seinen siegreichen Heerschaaren umgeben, achtete der Verwünschungen des Pabstes wenig, ließ ihn aber doch seine Rache fühlen. Grausam ließ er den Greis aus seinem Quirinalpallaste entführen, durch Italien und über die Alpen schleppen. Von hier aus führten Gensdarmen den heiligen Vater mit seinem kleinen Gefolge nach Valence, dann über Aix nach Nizza und Savona, an welch' letzterem Orte er drei Jahre schmachten mußte. Man bot ihm eine fürstliche Hofhaltung an, er schlug sie aus; Napoleons Beschluß setzte ihm zwei Millionen Franks jährlicher Einkünfte fest; er nahm sie nicht an, weil er den Geber mit den Vollziehern seines Willens in den Bann gethan hatte. Mit Heldenmuth ertrug der unglückliche Greis sein schweres Geschick, mit frommer Entsagung begab er sich in allen Druck und jede un=

gewohnte Entbehrung. — Aber das Osterfest 1810 nahte, die Theilnahme an dessen Feier foderte das fromme Herz des geprüften Greises, wie der Glaube des trauernden Volkes. Gern wollte Pius sie gewähren, aber abgetragen und beschädigt, unpassend einer solchen Feier und seiner Würde, war sein Festgewand. Er ließ daher einen Schneider rufen, der dem Uebel abhelfen und allen Anstoß entfernen sollte. Dieser kam, hörte des ehrwürdigen Greises Willen mit Ehrfurcht, um zu thun, was möglich war.

Als der Schneider heim kam, das Herz voll Rührung über den Anblick des tiefgebeugten frommen Greises und seine harte Beschränkung, brach er in Wehklagen aus gegen seine Freunde. Mit Wehmuth zeigte er ihnen das unansehnliche Gewand des heiligen Vaters. Sie theilten mit ihm den Schmerz, beklagten des ehrwürdigen Gefangenen hartes Schicksal, und von Mund zu Mund pflanzte sich die traurige Erzählung seines schweren Looses fort. Bald wußte sie alles Volk, und man pilgerte zu dem Hause des frommen Schneiders, wie die Menge nach Loretto. Jeder wollte das heilige Gewand sehen, wie dort die Jungfrau mit dem Kindlein. Wer kam, wollte auch ein Stücklein von dem Gewande des heiligen Vaters haben, und brachte zugleich ein reichliches Opfer zur Anschaffung eines neuen Festkleides.

Es währte nicht lange, so war das Gewand des Pabstes gänzlich zerschnitten, und kein Stücklein mehr davon übrig. Dagegen lag der ganze Tisch des Schneiders voll Gold und Silber. Flugs verfertigte dieser ein neues Gewand, sammelte der Gläubigen freiwillige Gaben, und brachte jenes, wie diese — einen ganzen Beutel voll Gold, — dem heiligen Vater.

„Was ist das, mein Sohn?" fragte Pius staunend und betroffen.

„Das sendet Ihnen die Liebe der Gläubigen mit herzlicher Theilnahme!" antwortete der Befragte, und erzählte, was in seinem Hause sich begeben hatte. Da nahm der fromme Greis mit dankbarer Rührung das Kleid an, aber den Beutel mit Gold gab er ihm zurück und sprach mit verklärtem Angesichte: „Mein Sohn, der Allmächtige wacht über seine Getreuen, und bedient sich der Frömmigkeit des einen, um die Leiden des Andern zu mildern. Er überschüttet sie alle mit seinem Segen. Das Kleid, welches Ihr mir bringt, wird vielleicht so lange dauern, als mein Aufenthalt in dieser Welt voll Prüfungen; aber das erste Bedürfniß meines Herzens, so wie meines Standes ist, den Unterdrückten beizustehen. Ich bin nur ein armer Gefangener; Ihr seyd frei, und die Vorsehung hat, indem sie mir diese Summe durch Eure Verwendung zukommen läßt, mir die treue Hand zeigen wollen, die sie für würdig hält, ihre Wohlthaten auszutheilen. Geht und endet die Leiden der von Armuth am meisten bedrückten Einwohner von Savona."

Seit dieser Zeit empfieng der gute Schneider im Namen des heiligen Vaters mancherlei Gaben, und theilte im Namen desselben aus, was die Thränen stillte und die Sorgen erleichterte. So wurde der Aufenthalt des Gerechten in Savona eine Quelle der Barmherzigkeit.

98.

Heimkehr eines treuen Seelenhirten.

In den schrecklichen Tagen der ersten französischen Revolution — schreibt ein Reisender aus der Vendee — war, gleich so vielen andern unschuldig verfolgten Geistlichen, auch der Pfarrer von Saint-Lyphar in die Gefängnisse von Nantes geworfen worden. Schon hatte er mehrere Tage in den dunklen Gewölben zugebracht, schon hatte er eine große Zahl seiner Kerkergenossen scheiden sehen, von denen keiner wiederkehrte, als auch seine Stunde schlug. Um Mitternacht rief jene verhängnißvolle Stimme, welche die harrenden Schlachtopfer grausam erweckte, seinen Namen.

Er erhob sich; noch ein Greis an seiner Seite wurde genannt, und als ihm der Pfarrer von Saint-Lyphar die Hand reichte, lächelte der alte Priester mild und sagte: „Mein Bruder! ich nehme dankbar eure Hülfe und Unterstützung an; wir haben ja so lange zusammen gelitten, gebt mir jetzt euern Arm für diese letzte Fahrt!“

Bevor aber die bezeichneten Geistlichen, deren Zahl gerade dießmal sehr groß war, das Gefängniß verließen, umarmten sie diejenigen, an welche der Todesruf noch nicht ergangen war. Nicht für die Erde riefen sie sich ihr „Auf Wiedersehen!“ zu, sie zeigten sich den Himmel, und sie durften dieses, denn sie starben ja für ihren Gott.

Durch die stummen öden Straßen werden die Un-

glücklichen von den Werkzeugen jener ungläubigen Wüteriche, die damals Frankreich tyrannisirten, schweigend geführt. Sie nehmen den Weg zum Hafen; die tiefste Stille ist geboten; denn man fürchtet bei jeder übergroßen Zahl der Opfer das Mitleiden oder vielleicht den Abscheu des Volkes zu erregen. Endlich ist man an der Loire, und ein Schiff wartet ihrer. Noch immer täuschen sich die Verurtheilten und stellen die Frage: „Wohin deportirt man uns? Vielleicht nach Spanien oder nach Cayenne?“ Aber ein rohes Gelächter oder grausame Scherze sind die einzige Erwiederung. —

Die Henker werden endlich ungeduldig, daß ihr Werk sich nicht rasch genug vollende, und stossen, schlagen, und mißhandeln jene, welche das verhängnißvolle Schiff zu besteigen zögern. Nun sind alle eingeschifft und man fährt tiefer in den Strom; die Gefangenen sind in der Cajüte zusammengedrängt, nur einige stehen auf dem Verdeck, und unter diesen befindet sich der Pfarrer von Saint-Lyphar und sein Kerkergenosse, der greise Priester. Die Nacht war hell und schön, die Sterne strahlten so freundlich am reinen Himmel, das Schiff glitt so sanft auf den Wellen dahin, als trüge es die Gesellschaft einem heitern Feste entgegen — — da ertönt mit einem Male eine schreckliche Stimme und läßt die Worte vernehmen: „Bürger, befreit die Republik von ihren Feinden!“

Bei diesem Aufgebote stürzen die Henker, die bisher müssig ruhten, auf die unglücklichen Priester, entkleiden und plündern sie, binden sie paarweise zusammen, und stossen sie, nachdem die höllische Bodenklappe geöffnet worden, in die Tiefe. — Der Pfarrer von Saint-Lyphar, an den alten Priester

festgebunden, war vom Verdecke herab in die Fluth geworfen worden, und im Fallen riefen Beide: „Gott der Gnade, erbarme dich unser und nimm uns Beide gütig auf!“ Und dieses Flehen verschmolz und vermischte sich mit dem Flehen, dem Seufzen und dem Stöhnen, welches rings um das Schiff laut wurde, und bei dessen furchtbarem Jammer jedes Menschenherz erstarren mußte. Die Sterbenden kämpften und rangen in der höchsten Todesangst mit den Wogen, bevor sie untersanken; aber die Schergen stießen mit ihren Bootshacken diejenigen hinab, welche sich an der Barke anklammern wollten. In Mitte dieses entsetzlichen Getümmels hatte sich der Strick, womit der Pfarrer von Saint-Lyphar und der alte Priester zusammen gebunden waren, zum Theile gelöst, und der erstere, ein noch kräftiger Mann, der schwimmen konnte, hielt auch den Greis über dem Wasser. Einige Zeit lang hofften Beide sich zusammen retten zu können, allein nur zu bald erstarrten die Glieder des alten Glaubenshelden, und er sprach zu seinem Genossen: „Macht Euch um Gottes willen von mir los, ich vermag nicht länger mit den Wellen zu kämpfen, und halte Euch nur zu Euerm Verderben zurück. Allein hättet Ihr schon lange das andere Ufer erreicht; darum gebt mich auf und rettet Euch!“

Bei diesen Worten suchte der geistliche Altvater den Strick, der sie noch zusammenhielt, vollends aufzuknüpfen. Es gelang ihm auch; aber der Pfarrer von Saint-Lypahr rief schnell, als er es gewahr wurde: „O mein Bruder, ich werde Euch nicht verlassen, ich werde Euch retten oder mit Euch zu Grunde gehen. Darum legt Euch auf meinen Rücken. Wir wollen den Muth nicht verlieren, vielleicht erreichen wir das Ufer oder einen Fischernachen. Laßt

uns Gott vertrauen, der auch den Jonas errettet hatte.“ —

Der Alte gehorchte; doch leider hatten die Henker für ihren Mord eine Stelle gewählt, wo die Loire am breitesten ist, die Ufer blieben den Schwimmenden immer noch so ferne, und die Kräfte des Pfarrers fiengen an zu schwinden. Beide waren jetzt dem Untergange nahe. Der Greis erkannte das und bedachte sich keinen Augenblick; schnell neigte er sich zum Ohre dessen, der ihn retten wollte, flüsterte das Wort „Lebewohl!“ glitt herab und wurde von der Strömung fortgerissen.

Als sich der Pfarrer von Saint-Lyphar jetzt allein und verlassen sah, fühlte er seinen Muth gänzlich dahin. Der Gedanke, diesen Greis vom Tode zu erretten, hatte ihn gestärkt und erhoben; denn welche Kraft verleiht uns ein edler Entschluß! — — Nun aber ganz einsam auf den dunklen Fluthen fragte er sich selbst, ob er den Kampf um das Leben fortsetzen solle, ob es der Mühe lohne, was er an jenem Ufer zu erwarten habe, wenn er es wirklich erreichte. Er gedachte der neuen Gefahren, die ihm drohten. Hatte er nicht lange genug in Fesseln geschmachtet? War der Martyrtod dem Leben in engen Kerkermauern nicht vorzuziehen?

Solche Gedanken zogen durch die Seele des Priesters, während er sich von den Wellen forttreiben ließ. Da drang aus der Ferne durch die stille Nacht das Geräusch eines Nachens, der die Fluth durchschnitt, zu seinem Ohre, und bald entdeckte er ganz nahe eine Barke, deren Segel vom Winde geschwellt war, und die schnell daherflog. Der Schiffer hatte die Ruder ausgehoben und überließ sich dem Winde, mit einer Hand ruhte er auf den Schiffsrand ge-

stützt, seine Augen waren zu dem gestirnten Himmel erhoben — — vielleicht bethete er. — — Jetzt schwam der Priester auf ihn zu, und als er an dem Nachen angekommen, streckte er den Arm aus dem Wasser, und legte seine kalte Hand auf jene des Unbekannten. Der bebte zurück, blickte in die Tiefe und sah den Unglücklichen. — „Erbarmet Euch meiner,“ flüsterte der Pfarrer, „ich unterliege der Anstrengung.“ — „Haltet euch am Schiffe fest,“ erwiederte der Schiffer mit leiser Stimme, „ich habe zwei Männer an Bord, die ich nicht kenne — und Ihr, seyd Ihr nicht einer von jenen Priestern?“ — „Ja,“ sagte der Pfarrer, „ich bin ein Priester, und wenn Ihr mich zurückstoßt, so werde ich sterben, wie meine Brüder.“ — „Gott möge mich vor solchem Thun bewahren!“ fuhr der wackere Mann fort, „haltet Euch nur immer fest, ich will nachsehen, ob sie schlafen.“ Darauf ging er unter dem Segel weg auf die andere Seite, und von da zurückgekehrt sprach er: „Steigt nur herein, wir wollen dann schon sehen, was wir weiter thun.“ — Und als der Pfarrer eilfertig an das Schiff gestiegen war, hieß ihn der Schiffer unter eine schlechte Decke kriechen, verbarg ihn unter Segeltücher und sagte ganz leise zu ihm: „Hier bleibt ohne Euch zu rühren. Wenn meine Passagiere an dem Orte ihrer Bestimmung sind, werde ich Euch an's Land setzen, und dann mag der gute Gott über Euch wachen!“ Der Geistliche konnte die Hand des Schiffers nur stumm drücken, aber desto inniger segnete er ihn im Herzen, und desto brünstiger lobte er den Herrn, der aus der Tiefe der Gewässer und aus den Gluthen des Ofens jene errettet, welche er erhalten will.

Nach einer Fahrt von wenigen Stunden ging das Schiff in der Nähe von Saint-Nazaire an das Land, die zwei Fremden zahlten und stiegen aus, und sogleich verließ der Schiffer das Gestade, und erst als er wieder tiefer im Fluße war, rief er: „Steht jetzt auf, Herr, wir sind nun allein! — Lieber Gott, was müßt Ihr ausgestanden haben. Hier, trinkt etwas Branntwein, das erwärmt Euch. Leider hab' ich keine Kleider für Euch, nehmt indessen diese alte Decke mit fort, mein Weib wird gewiß nicht brummen, wenn ich ihr sage, wozu ich sie gebraucht habe; denn wie oft sagt sie zu mir wenn ich Nachts zu Hause sitze: „Mann, komm, wir wollen in unsere Barke steigen und sehen, ob wir nicht ein Paar Unglückliche retten können." Wenn sie dann so redet, so glaube ich, es sey der liebe Gott selber, der sie erleuchtet, und ich thue, was sie will. Wir gehen zusammen an die Loire, und da beim Mondscheine betrachten wir die Leichen der Ertränkten, die um uns her auf dem Wasser treiben. Wir ziehen sie mit unsern Bootshacken in's Schiff; manchmal sind es Frauen mit kleinen Kindern, dann wieder Priester, die paarweise zusammengebunden sind. O es gibt auch zu Nantes gute Seelen, die uns sagen, wir sollen diese oder jene Nacht am Ufer seyn, weil wieder Hinrichtungen statt fanden. Und dann schiffen wir, meine Frau, mein Sohn und ich, hinaus in den offenen Fluß, und harren dort. Auch hat der gute Gott unsere Arbeit schon gesegnet, denn wir haben ein Weib gerettet, die man in vollem Anzuge in das Wasser geworfen hatte, und die von ihren Kleidern oben gehalten wurde. Als wir sie in den Bark zogen, athmete sie noch, und mit der starken Hand hielt sie den Rosenkranz fest, auch brachten wir sie bald wieder zum Leben. Und bevor sie uns dankte,

fragte sie nach ihrem Kind, worauf meine Frau, um keinen Todesgedanken bei ihr aufkommen zu lassen, antwortete, es sey zu Hause. Nun erst machte die arme Mutter das Zeichen des Kreuzes und dankte uns. Ach, das jammerte uns gar sehr, denn wir konnten ihr ja ihr Kind nicht wiedergeben. Ein anderes Mal rettete mein Sohn auch einen Alten, und ich hoffe, daß ihm dieses jetzt Glück bringt, denn er ist eben jetzt daran, sein Gewehr für den König loszubrennen."

„Zweifelt nicht daran," rief der Pfarrer von Saint-Lyphar, „wackerer Mann, Gott lohnt Euch richtig für all Euer barmherziges Thun. Wenn er mein Gebet erhört hat, so segnet Er Euch und Euer ganzes Haus, und ich werde fort und fort für Euch beten, denn ich müßte sehr undankbar seyn, wenn ich je vergessen könnte, was Ihr mir gethan." —

„Ei, Herr!" antwortete der Schiffer, „ich kann nicht Alles thun, was ich thun möchte." Die Blauröcke, (so nannte man die Republikaner) geben gar scharf auf mich Acht, und ich darf Euch deßwegen auch nicht zu mir führen, sondern muß Euch da unten an's Land setzen. Aber Ihr habt keinen langen Weg zu machen, bis Ihr zu einem kleinen Häuschen kommt, da könnt Ihr unbedenklich anklopfen, denn es wohnt nur ehrliches Blut darin. Gebt demjenigen oder derjenigen, wer Euch eben empfängt, nur dieses kleine Stückchen Papier, man weiß dort schon, was das bedeutet. Ich aber, ich muß nach Hause, denn ich bin auf morgen nach Basse-Indre requirirt, doch Euch darf dieß nicht kümmern, Ihr müßt ganz ohne Sorgen seyn, obgleich ich Euch nicht begleiten kann." — „Was sollte ich fürchten," erwiederte der Priester,

„ist Gott, der Euch gesendet hat, um mich aus den Fluthen zu retten, nicht mit mir?"

Bald stiegen sie an's Land. Der Pfarrer drückte den Mann, der ihn dem Tode entrissen, brüderlich an das Herz, und dieser, nachdem er ihm einen Wiesenpfad gezeigt und seinen Segen verlangt hatte, kehrte zu seinem Fahrzeuge zurück.

Nach wenigen Schritten stand der Geistliche vor der bezeichneten Hütte, er klopfte, und ein Greis öffnete die Thüre, welcher bei dem Anblicke des Fremden erschrocken zurückwich. Und in der That war sein Ansehen auffallend genug; denn eine schlechte wollene Decke war um seinen Leib gewickelt, während Brust, Arme und Beine entblößt waren.

„Wer seyd Ihr," fragte der Alte. Und der Pfarrer von Saint-Lyphar antwortete: „Ein Unglücklicher, den ein barmherziger Mensch aus der Loire gerettet hat, von welchem ich dieß Papier für Euch erhalten habe." — „Ach seyd willkommen," rief der Fischer, „Ihr seyd ein Herr Geistlicher, nun sehe ich es wohl. Der liebe Gott weiß es, daß wir Euch freilich nicht viel anzubieten haben; kommt aber nur herein, wir empfangen Euch eben so gut wir können. Wir haben es so untereinander ausgemacht, daß, wenn Einer einen Geistlichen rettet, er ihm ein Blatt aus unserm Gebethbuche gibt, damit er dadurch guten Leuten kenntlich wird. Jetzt will ich aber gleich ein tüchtiges Feuer für Euch anmachen, Ihr esset etwas, und dann legt Ihr Euch zur Ruhe; denn das wird Euch am meisten nöthig seyn."

Von dieser treuherzigen Sorgfalt tief gerührt, vergoß der Pfarrer von Saint-Lyphar Thränen der Dankbarkeit. Im brünstigen Gebete dankte er Gott, in herzlicher Rede dem Fischer, und

hätte ihn nicht die Erinnerung an seine Unglücksgenossen betrübt, so hätte er sich glücklich fühlen können. Besonders schwebte das Bild des alten Priesters vor seiner Seele, und ließ ihn seinen gegenwärtigen friedlichen Zustand nicht ruhig genießen.

Am andern Morgen sah er die Familie des Fischers. Die Frau war mit ihrer Tochter zu Nantes gewesen, um den Briefwechsel der Royalisten (Königlichgesinnten) zu besorgen; denn sie kannte alle Gattungen von List und Täuschung, welche man damals anwendete, um diese Briefe den Nachstellungen der Republikaner zu entziehen, und war in ihrem Geschäfte glücklich und gewandt. Als sie in ihre Hütte zurückgekehrt, und von ihrem Mann mit dem Abentheuer dieser Nacht unterrichtet war, segnete sie gleichfalls den Herrn mit freudigem Herzen: „Ach," rief sie aus, „das wird uns Heil bringen! Der gütige Gott hat Sie uns zugesendet, lieber Herr! — — Wie lange mußten wir schon leben, ohne einen Priester zu sehen, ohne der heiligen Messe beiwohnen zu können! Aber jetzt, wenn Sie ausgeruht haben, verschaffen Sie uns dieses Glück. In zwei Tagen da ist Weihnachten, da gewähren Sie uns die Gnade, um die wir bitten; Sie halten dann die Messe um Mitternacht, und kein Falscher soll etwas davon wissen, aber für die Redlichen wird es ein großer Trost seyn!"

Der Pfarrer von Saint-Lyphar fühlte sich durch Dankbarkeit wie durch Andacht verpflichtet, den Bitten dieser christlichen Familie, die ihn so gut aufgenommen hatte, nachzugeben. Weil aber keine Kirche mehr da war, um die heiligen Geheimnisse zu feiern, wurde eine Scheuer dazu gewählt. Die Frauen des Ortes waren in der vorhergehenden Nacht eifrig damit beschäftiget, sie auszuschmücken; ein ländlicher Tisch

mit den weißesten Linnen bedeckt, mußte als Altar dienen, Zweige von Stechpalmen mit rothen Blumen waren statt der Blumensträuße umhergestellt, und auf jeder Seite des Kruzifixes von Ebenholz brannten auf eisernen Leuchtern zwei Harzkerzen; das war der Schmuck und die Pracht jener Zeiten der Verfolgung. Aber der allmächtige Gott, Der in den Herzen liest, der Gott der Liebe, Der in einer Krippe zur Welt kommen wollte, und Der die Hirten früher zu Seiner Wiege berief, als die Könige und Weisen, hat dieses Opfer gewiß nicht verschmäht.

Endlich war die Stunde, welche den Christen das wunderbarste aller Geheimnisse zurückruft, gekommen, und jede Familie des Orts wartete zu Hause um den Herd versammelt, alte Geschichten erzählend, und mit gedämpfter Stimme die alten Weihnachtslieder singend, auf Mitternacht. Dann begaben sich die frommen Gläubigen einzeln und ohne das geringste Geräusch in die Scheune. Und mit welcher Andacht sanken sie hier vor dem dürftigen Altar auf die Kniee! Wahrlich, der Glaube jener begnadigten Hirten, denen die Engel selbst die Geburt unsers Erlösers Christi verkündeten, war nicht lebendiger als der Glaube dieser Landleute, die guten Willens voll den Sohn Maria's gleichfalls in einem Stalle anbeteten.

Zu jener Zeit galt es aber für das schwerste Verbrechen, sich des Gebetes wegen so zu versammeln; der Tod folgte jeder Entdeckung unfehlbar, und eben dieser Gedanke gab der Andacht noch tiefere Gluth. Es war die Begeisterung der ersten Christen, wenn sie ihren Gottesdienst im verborgenen Dunkel der Katakomben feierten.

Als der Priester am Altare erschien, flossen Thränen aus allen Augen, und er selbst fühlte sich so tief

bewegt, daß auch sein Auge in süßen Thränen schwamm. Um Jesu Christi willen war er mißhandelt und verfolgt worden, nicht drei Tage waren vorüber, daß er sich den Henkern überantwortet gesehen, daß ihn die Hand des Todes schon ergriffen hatte, und nun hält er sich lebend an dem Altare seines Gottes fest, nun ist er im Begriffe, ein Geheimniß der Wonne und heiligen Lust zu feiern.

Ach! warum muß es so oft geschehen, daß die Frömmigkeit im Glücke erkaltet? Wo finden wir eine so tiefe Regung, eine so in Gott versunkene, von den äußern Dingen ganz abgekehrte Andacht und Beschaulichkeit, wie sie während dieser Mitternachtstunde in dieser Scheune herrschte? Jetzt ist es nicht mehr gefährlich, Jesum in Seiner Krippe anzubeten, und man zieht dahin ohne Begeisterung, ohne höhere Weihe. Unsere Kirchen sind weit geöffnet, das Volk strömt in dichten Haufen durch die Pforten; die Altäre mit duftenden Blumen geschmückt, funkeln im goldenen Schimmer, und schwimmen im Strahlenscheine unzähliger Lichter; die Religion entfaltet alle ihre prunkvolle Herrlichkeit, in erhabener Würde sind ihre Diener versammelt, — — — aber vergebens suche ich den brennenden Glauben, welcher jene Feste so innig und einigend verklärt hat, die in stiller Verborgenheit mit Gefahr des Lebens, in der Hütte des Armen und im einsamen Waldesdunkel gefeiert wurden.

Nach alter, heiliger Sitte las der Pfarrer von Saint-Lyphar die drei Christmessen. Noch vor Tages-Anbruch kamen die Landleute, welche denselben beigewohnt, nach Hause zurück, und jeder war des frohen Glaubens, daß nichts verrathen sey. Allein irgend ein schlechter Geselle bekam dennoch davon Kunde, daß ein Priester in der Gemeinde anwesend wäre, und

zeigte es sogleich der Behörde an. Strenge Nachforschungen folgten augenblicklich; indessen gelang es dem Fischer und seiner Familie, ihren Gast allen Untersuchungen glücklich zu entziehen. Während mehrerer Tage war er in einem abgelegenen Backofen versteckt, und wenn es Nacht wurde, ließen ihn die wackeren Leute heraus, nahmen ihn in ihre Hütte, und überhäuften ihn mit Beweisen der sorgsamsten Gastfreundlichkeit. Er aber konnte für alle diese Güte nur in Einer Weise sich dankbar bezeigen: daß er mit ihnen betete. Dann holte die Hausfrau sogleich mit freudiger Ehrfurcht aus dem großen Schranke von Eichenholz das Kruzifix hervor, welches man der Verfolgung wegen verbergen mußte; alle sanken vor dem Bildnisse des Gekreuzigten in den Staub, und während durch alle Palläste nur die Schrecken des trostlosesten Jammers zogen, ließ die Religion in den engen Raum einer dürftigen Hütte himmlische Tröstungen und göttliche Hoffnung herniederschweben.

So sah der Pfarrer von Saint-Lyphar in diesem kleinen Dorfe, wo er geliebt und gesegnet war, die Tage der Verfolgung vorübergehen. Die Zeiten wurden ruhiger, und die Republik, mit Blut gesättiget, erlaubte endlich den Franzosen wieder, den Gott ihrer Väter anzubeten. Inzwischen hatten die Bewohner von Saint-Lyphar erfahren, daß ihr Pfarrer durch einen Fischer der Loire vom Tode sey gerettet worden, und Einzelne hatten ihn oft in seiner Verborgenheit heimgesucht. Jetzt aber kamen sie in größerer Zahl, um ihn zu bitten, in seine alte Kirche zurückzukehren. Und weil der alte Hirte sich seiner Heerde schuldig war, weil der Vater sich seinen Kindern nicht versagen konnte, wurde endlich der Tag der Rückkehr festgesetzt. Das war aber freilich für Saint-Lyphar ein Tag der Freude,

doch für den Fischer und seine Familie ein Tag der Trauer.

Schon mit der Morgenfrühe sah man die jungen Leute von Saint-Lyphar in ihren besten Kleidern nach dem Dorfe ziehen. Später folgten ihnen die Alten der Gemeinde, die ein Pferd mit sich führten, das keinen Reiter hatte, das aber für den Herrn Pfarrer bestimmt war.

Bevor der Priester das Haus des Fischers verließ, pflanzte er ein Kreuz hart neben der Hütte. Vor diesem warf er sich nieder; alles Volk that dasselbe, und so stieg vor diesem einfachen Denkmal der Erinnerung und Dankbarkeit ein heißes, gemeinschaftliches Gebet für die christliche Familie, welche den Diener des Herrn gerettet, und sich so preisgegeben hatte, um dem Verfolgten Hülfe zu leisten, zu Gott empor. Bald darauf wurde die Wanderung angetreten. Wer nur immer den Priester in seiner Verbannung kennen gelernt hatte, war eingeladen worden, nach Saint-Lyphar zu kommen, um dem Feste seiner Zurückkunft beizuwohnen, und so zog denn Alles bunt durcheinander gemischt, und sprach von den Tugenden des trefflichen Seelsorgers, und von den wunderbaren Wegen, auf welchen ihn die Vorsehung wieder seiner Gemeinde zugeführt hatte.

Ein schöner milder Frühlingstag war mit der Sonne heraufgestiegen, der blaue Himmel glänzte rein und wolkenlos, alle Hecken und Zäune des Feldes prangten in der weißen Blüthe des duftenden Hagedorns, und die Primeln und Veilchen mit ihren farbigen Augen aus dem jungen Grün der Vertiefungen und Hohlwege hervorblickten, grüßten die Vögel mit munterem Gesang diesen ersten schönen Tag, und die ganze Landschaft schimmerte wie im festlichen Schmucke.

Der Pfarrer von Saint-Lyphar fühlte aber sein Herz von der seligen Freude schwer gepreßt; er war umringt von denen, die er liebte, wie seine Kinder, und ihr Glück vermehrte das Seinige. Mit jedem Schritte kam er dem Orte näher, den er so lange und schmerzlich vermißt hatte; seine stille Pfarrwohnung sollte er wieder sehen; seine alte Kirche und das Dorf, wo ihn Alles so herzlich geliebt hatte, als Denjenigen, der das Elend linderte und von Gott sprach.

Schon ging der Zug nicht mehr durch blühende Fluren, sondern hatte die großen Haiden und Sümpfe erreicht, welche Saint-Lyphar umgeben. Schon konnte man die langen Erdaufwürfe unterscheiden, welche sich mitten auf dieser öden Fläche erheben, und deren Zweck und Ursprung man nicht kennt. — — Wohl ist die Gegend traurig und wüst, doch dem alten Pfarrherrn, der sie nach so langer Verbannung wieder sieht, strahlt sie im wundersamen Reize wieder entgegen. — Jetzt erblickt er über den großen Graben weg den Thurm seiner Kirche, und er hält das Pferd an, macht das Zeichen des Kreuzes, und ruft mit seligen Thränen: „O mein Herr und Gott! entferne mich nicht mehr von diesem Orte! laß mich gnädig hier in Frieden sterben! Laß mich sterben unter diesen wackern frommen Leuten!“ — — —

Und alle Bauern, die ihn umgaben, und die sein Gebet vernommen haben, riefen mit Einer Stimme: „Lebt, lebt lange noch, hochwürdiger Herr! Lebt, um die zu erziehen, die während Euerer Abwesenheit auf die Welt kamen. Seht, hochwürdiger Herr! dort kommen Euch unsere Weiber mit ihren kleinen Kindern entgegen. Nicht wahr, Ihr lasset sie zu Euch kommen, wie unser Herr und Heiland, und Ihr segnet sie?“ — „O Gott! gerne, gerne“, antwortete der Hirt,

„ich segne Euch, ich werde Euch alle segnen, und an jedem Tage, so lange ich lebe.“ — — — Er wollte noch mehr sagen, aber das Herz war ihm zu voll, er konnte nur weinen, nur den Herrn preisen in seiner betenden Seele, Der ihn aus der Tiefe des Wassers gerettet hatte, um ihm solche unverlöschliche Seligkeiten zu gewähren.

Und immer lebhafter und inniger wurde das Gefühl und der Ausdruck der allgemeinen Freude. Die Frauen und Kinder hatten sich dem Zuge angeschlossen, und man war bis zum Eingange des Dorfes gekommen, wo sich Alle, die ihrem Seelsorger nicht entgegen gehen konnten, die Kranken und Gebrechlichen versammelt hatten. Auch zwei vom Auslande zurückgekehrte Priester waren herbeigeeilt, um den Ehrentag dieses standhaften Bekenners des Glaubens mitzufeiern, und zunächst bei ihnen leuchtete das versilberte Kreuz und das alte Panner, welche die frommen Bewohner von Saint-Lyphar lange Zeit verborgen hatten, um sie denen zu entziehen, welche alle Kirchen und Heiligthümer entweihten.

Bei dem ersten Hause des Ortes stieg der Pfarrer vom Pferde, und die Sänger stimmten den Psalm an: „Gesegnet sey, welcher zu uns kommt im Namen des Herrn.“ Das Volk wiederholte den heiligen Gesang, und während desselben wurde der wandernde Priester umgekleidet, und bald bedeckte den Priester das Chorhemd und das Gewand von rothem Seidenzeug mit goldnen Borten und Franzen den alten Diener des Altars. Und als die redlichen Einwohner von Saint-Lyphar ihren Hirten wieder mit den geweihten Gewändern bekleidet sahen, wuchs ihre Lust und ihr Glück noch mehr, und sie konnten ihre Blicke nicht

mehr abwenden von seiner ehrwürdigen Gestalt. Sein Antlitz war heiter, sein Blick in Thränen der Freude schwimmend, glich dem Blicke eines verklärten Seligen, der die Wonnen des Himmels genießt; als wenn er nicht mehr der Erde angehörte, zog es ihn seiner Kirche entgegen, und die Erschütterung seines Innern war so mächtig, daß er sich oft auf den Arm der Geistlichen stützen mußte, die ihm zur Seite gingen.

Und endlich sieht er das Kreuz und das Panner niedersinken, um in die Kirche getragen zu werden, in welche sich die Menge rasch ergossen hat. Er selbst tritt jetzt in die Halle, nur noch einige Schritte und der Priester küßt den Altar des Gottes seiner Jugend. Schon sind die Kerzen angezündet, schon dampft der Weihrauch empor — — eine tiefe Stille herrscht unter den Gewölben. Denn der Hirt, der seiner Heerde wiedergegeben, und nun auf der Schwelle des Tempels angekommen ist, muß den Lob- und Dankgesang anstimmen. Darum lauscht das Volk. — — Und jetzt erschallt eine kräftige Stimme; es ist die Stimme des Pfarrers von Saint-Lyphar, sie wiederholt die Worte: „Te Deum laudamus!“ — — und verstummte plötzlich.

Man harrt. — Alles bleibt still. — Die Stimme setzt den Hymnus des Triumphes und des Entzückens nicht mehr fort. Der Priester hatte den Lobgesang auf der Erde begonnen, aber im Himmel vollendet, denn Gott hatte ihn zu sich gerufen. Das Uebermaß der Entzückung hatte ihn plötzlich getödtet.

99.

„Ich will Barmherzigkeit und nicht Opfer.“

In jenen Schriften des christlichen Alterthums, für deren Verfasser der heil. Dionysius Areopagita gehalten wird, und die wenigstens zu allen Zeiten von der Kirche hochgeschätzt wurden, geschieht von einem Manne, Namens Carpus, Erwähnung, der noch zur Zeit der Apostel in Creta lebte, und durch christlichen Eifer sich auszeichnete. Dieser Mann, da er einen Gläubigen, durch einen Heiden verführt, wieder abtrünnig werden sah, hatte sich darüber aufs heftigste entrüstet, und Beyden, dem Verführer wie dem Verführten, gewünscht, daß Gott durch Sturm und Blitzstrahl sie mitsammen vertilgen möchte. Da ward ihm aber, ob im Wachen, ob im Traume, ein wundersames Bild gezeigt. Es war ihm nämlich, als würde sein Haus von einem Erdbeben erschüttert, und mitten auseinander gerissen, also daß er unter freiem Himmel sich fand, und als stiege nun vom Himmel eine ungeheure Feuermasse bis zu seinen Füßen herab. Oben schien ihm der Himmel sich aufzuthun, und er sah dort den Herrn in menschlicher Gestalt, umringt von den Schaaren der Engel. Wie er aber den Blick wieder zur Tiefe wendete, sah er statt des Bodens einen schauerlichen und tiefen Abgrund, und am Rande desselben jene Beyden, denen er den Fluch gesprochen, zitternd und angstvoll stehen, so zwar, daß sie durch das Schwanken ihrer Füße von selbst schon hineinzufallen schienen. Es krochen aber aus der Tiefe des Abgrundes furchtbare Schlangen herauf, die sich in

ganzen Knäueln um ihre Füße wanden und wickelten, ihnen ein furchtbares Entsetzen einflößten, und sie in den Abgrund hinunter zu stürzen suchten. So schienen sie theils durch die äußere Gewalt, theils durch ihre Willkühr, dem Sturze ganz nahe, als ob sie allmählig vom Uebel halb bezwungen, halb auch verleitet und verführet würden. Carpus seinerseits fühlte ein Wohlgefallen an diesem Anblick, ja er konnte nicht ohne Ungeduld länger zusehen, daß sie noch nicht hinabgestürzt waren; er bemühte sich nun selber, ihren Fall zu befördern, er strengte seine Kräfte gegen sie an, und nachdem er es vergeblich versucht hatte, schleuderte er neue Verwünschungen gegen sie. Da wars ihm, plötzlich, als müßte er seinen Blick wieder empor wenden, und als stiege der Herr, von den Engeln begleitet, bis zu dem Abgrund hernieder, wo er den beyden Bedrängten aufs gütigste die Hand reichte, zu Carpus aber, dessen Arm gegen sie noch ausgestreckt war, sagte: „Wohlan, schlage nun auf Mich, wenn es dir gefällt. Siehe, Ich bin bereit, wenn es erforderlich wäre, wiederum und abermals für die Menschen zu sterben; süß ist mir der Tod, wenn nur die Menschen nicht sündigen. Du aber siehe wohl zu, ob es dir ersprießlich sey, diesen Abgrund, die Wohnung der Schlangen, der Gesellschaft Gottes und der Engel vorzuziehen?" — Diese Worte hörte Carpus, und erwachte aus seinem Traumgesichte, voll der Reue über die lieblose Härte, deren er sich schuldig fühlte.

100.

Auch dem ungerechten Feinde mußt du verzeihen.

(„Mein ist die Rache, spricht der Herr!")

In der vierzigtägigen Fasten des Jahres 1073 ward, wie Lambert von Aschaffenburg erzählt, dem heiligen Anno, Erzbischof von Köln, ein seltsames Traumgesicht gezeigt. Es war ihm, als ginge er in ein herrliches Haus, das außen und innen in krystallener Klarheit schimmerte. Drinnen in einem großen Saale saßen auf herrlichen Sitzen erhabene Gestalten, von denen er einige persönlich, andere dem Rufe nach kannte: Heribert, vordem Erzbischof zu Köln; Barde, Erzbischof von Mainz; Eberhard, Erzbischof von Trier; Arnulph, Bischof von Worms, und noch viele Andere; Alle im bischöflichen Ornate, und in schneeweißem Gewande. Sich selber auch sah er angethan mit ähnlichem, kostbaren und weißen Gewanden; nur jener Theil des Kleides, der seine Brust bedeckte, erschien ihm häßlich, beschmutzt und dunkel, so daß er, verwirrt und beschämt, diese Stelle mit der Hand sich zu verdecken bemühte. Er sah für seine Person auch einen herrlichen Sitz bereitet, wie er aber sich dahin begeben wollte, erhub sich Arnulph von Worms, und wies ihn mit dem Bedeuten zurück: es wäre den übrigen Vätern mißfällig, in ihre Versammlung ihn aufzunehmen, weil sein Kleid eine Mackel hätte. Und als er nun tief bestürzt und weinend aus dem Saale ging, folgte Arnulph ihm und sprach: „Sey getrost, Anno, und suche dein Gewand nur baldigst von jeder Mackel,

rein zu waschen, denn nur wenige Tage noch, so wirst du in unsere selige Gemeinschaft eingehen.“ — Anno säumte nicht, dieß Traumgesicht seinem vertrautesten Freunde mitzutheilen, der scharfsichtig und aufrichtig genug war, um sein Daniel zu seyn. „Die Mackel an eurem Kleide“, sagte er, „möchte wohl nichts anderes bedeuten, als die fortwährende Erinnerung an die Unbilden, welche die Bürger euch zugefügt, als sie im vorigen Jahre aus Köln Euch vertrieben, und denen Ihr in Anbetracht der göttlichen Milde vollkommener hättet verzeihen sollen. Diese Spur von Bitterkeit, meine ich, die noch in Euerm Gemüthe zurückgeblieben, diese ist es, die auf die Klarheit Eures Wandels einen Schatten wirft!“ — Und Anno, vom Zeugnisse seines Gewissens überführt, erkannte in Demuth die Wahrheit dieses Urtheils; er sendete unverzüglich nach allen Seiten Bothen aus, berief auch die strafbarsten Bürger wieder zu ihrem heimathlichen Herde, und setzte sie am Ostertage auch in den Besitz ihrer Güter feierlich wieder ein. Bald hernach, ein halbes Jahr nach jenem Traume, entschlief er in Frieden, als ein geliebter Vater mitten unter seinen Kindern. —

101.

Der heilige Montanus.

Eine ähnliche Erscheinung ist uns auch erzählt in der ächten Martyrergeschichte des heiligen Montanus, der ein Jünger war des heil. Zyprianus, und um das Jahr 259 nach Christus gelitten hat. Er war schon mit einigen Andern wegen des Glaubens er=

griffen und in Banden gelegt, als er mit Julianus, einem Genossen seiner Leiden, einen Wortwechsel hatte, wegen eines Weibes, welches sich in ihre Gemeinschaft gedränget hatte, und doch nicht darinnen war, und nach einem Verweise, den er deshalb über ihn ausgegossen, war er im Unfrieden und kalt gegen ihn geblieben. In derselben Nacht jedoch hatte Montanus eine Offenbarung. „Ich sah'", schreibt er selbst aus dem Kerker, „die Hauptleute gegen uns kommen, welche uns zum Tode führen sollten. Und nachdem sie uns einen langen Weg geführt hatten, kamen wir auf ein unermeßliches Feld, auf welchem uns Cyprianus und Leuzius, die ebenfalls die Marterkrone erlangt hatten, begegneten. Wir kamen aber an einen hellen Ort, unsere Kleider wurden weiß, und unser Fleisch ganz verändert, noch weißer als unsere weißen Kleider. Unser Fleisch war aber so durchsichtig, daß man das Innerste des Herzens sehen konnte. Da sah ich in meine Brust und bemerkte da einige Schmutzflecken, und mir war, als ob ich erwacht wäre. Es begegnete mir aber Luzianus (auch ein Martyrer), und ich erzählte ihm das Gesicht und sagte zu ihm: Weißt du, daß diese Schmutzflecken nichts anderes sind, als weil ich nicht mit Julianus friedlich war? Da erwachte ich." Darum, geliebteste Brüder, halten wir mit aller Kraft den Frieden, die Eintracht, die Einmüthigkeit. Thun wir jetzt schon das, was wir einst thun und seyn werden. Wenn uns die den Gerechten verheißenen Belohnungen winken, wenn uns die den Gerechten gedrohte Strafe schreckt, wenn wir mit Christo seyn und herrschen wollen, so thun wir das, was zu Christus und Seinem Reiche führt.

102.

Sanftmuth und Liebeseifer des gottseligen Claude Bernard.

Wohin dringet die Liebe nicht? welchen Ort scheuet wohl ihr unerschrockener Muth? Selbst düstere dumpfe Kerkerlöcher halten sie nicht zurück, noch auch die manchmal wilde und rohe Sinnesart derer, die dort hausen. Der Vater Claude Bernard, gemeinhin der arme Priester geheißen, welcher im Hospitale der Charité zu Paris seine Wohnung hatte, nahm sich auf das angelegentlichste der Gefangenen an: er besuchte, unterrichtete und tröstete sie, er bereitete sie gewöhnlich auf ihrem Wege zur Richtstätte. Seine Geduld im Umgange mit jenen ganz verhärteten Seelen, die ihr Leben in einer ununterbrochenen Reihe von Lastern zugebracht hatten, und die, dem Viehe gleich, allen noch so rührenden Worten widerstanden, war wundersam; es waren eben solche, denen er vorzüglich nachgieng. Begegneten sie ihm also unmenschlich, so warf er sich vor ihnen nieder, küßte ihre Füße, beschwor sie mit zärtlichen Worten, daß er selten allen Eindruck verfehlte.

Einstmal traf es sich, daß ein zum Tode Verurtheilter gegen seine Ermahnungen gänzlich verstockt blieb, und ungeachtet aller Bitten, womit er in ihn drang, sich nicht zum Beichten anschicken wollte. Selbst als er auf dem Richtplatze angelangt war, bestand er auf seinem unbeugsamen Trotze, so daß er zugleich Grausen und Mitleid erregte. Den guten Vater Bernard, der ihn begleitet hatte, schmerzte

dieß unsäglich. Noch einmal warf er sich zu seinen Füßen, und beschwor ihn, des Gerichtes Gottes zu gedenken, vor welchem er nach wenigen Augenblicken zu erscheinen hätte.

Allein dieser Unmensch erwiederte auf ein so demüthiges liebreiches Benehmen nur mit einem groben Fußtritte, womit er ihn auf die Brust stieß. Geduldig ertrug es der Heilige, er begnügte sich bloß ihm zu sagen, daß er ihm recht wehe gethan hätte. Aber eben diese Geduld und Sanftmuth war es, welche den Trotz des Verbrechers entwaffnete; er stutzte, und da er der innerlichen Bewegung, die ihn ergriff, nicht widerstehen konnte, stürzte er hinwieder jenem zu Füssen, um Verzeihung bittend, und versichernd, daß er bereit sey, Alles zu thun, was man von ihm verlange; und alsbald fing er an, zu beichten mit Zeichen einer wahren Reue, worauf er noch viele fromme Anmuthungen verrichtete, theils sein Leben zu verabscheuen, theils um seinen Tod zur Aussöhnung seiner Sünden Gott aufzuopfern, so daß man wohl hoffen durfte, daß er gut gestorben sey.

Die wundersame Sanftmuth dieses liebeglühenden Geistlichen zeigte sich noch an einem andern Verstockten, welcher aller noch so kräftigen Ermahnungen, womit er ihn zu rühren versuchte, gespottet hatte. Dieser Bösewicht, der seiner müde war, und wohl wußte, daß er sich zu seinen Füßen werfen würde, beschmierte einen derselben mit Koth, damit, wenn er sie ihm küßen wollte, er das Vergnügen hätte, ihm damit Nase und Mund zu besudeln. Wirklich war er boshaft genug, es zu thun, er stieß mit solcher Heftigkeit den Fuß dem Geistlichen in's Gesicht, daß diesem alsogleich das Blut aus der Nase stürzte. Al-

lein, o der unüberwindlichen Herzensmilde! der Gottesmann näherte sich, besudelt und blutig wie er war, von neuem den Füßen dieses rohen Menschen, und küßte sie gleichsam wetteifernd, wer den Sieg davon tragen sollte, ob er durch seinen herablassendem Liebeseifer oder jener in seiner verstockten Bosheit. Er that noch mehr: er legte Fürbitte ein zu Gunsten des Unglücklichen bei dessen Richtern, und zwar mit so gutem Erfolg, daß ihm das Leben geschenkt ward.

103.

Philippus Nerius und sein Beichtkind.

Ein sehr ausschweifender Jüngling kam einst zum heiligen Philippus Neri zur Beicht. Der Heilige nahm ihn mit vieler Güte auf und sprach, nachdem er ihn angehört hatte, überaus liebevoll zu ihm: „Mein Sohn, ich will nicht viel von dir verlangen; ich gebe dir bloß zur Buße auf, das Salve Regina täglich sieben Mal zu beten, eben so oft die Erde zu küßen und dabei zu sprechen: „Es könnte leicht seyn, daß ich bald stürbe.“ Der Beichtende versprach es zu thun und hielt Wort. Und seit jener Zeit führte er ein sehr christliches Leben, lebte noch vierzehn Jahre und starb eines heiligen Todes.

104.

Du sollst nicht tödten.

(Barmherzig seyn rettet vom Tode.)

Der h. Franz v. Sales hatte die folgende Geschichte zu Padua gehört. Wahrscheinlich fällt sie in die Zeit, wo er daselbst studierte. Unter den Studenten zu Padua herrschte die böse Sitte, daß sie bey Nacht bewaffnet durch die Straßen zogen und die Vorübergehenden mit einem: „Wer da?" anriefen. Wer ihnen nun nicht nach ihrem Sinne antwortete, der war ihren Angriffen ausgesetzt.

Ein Student, der über die Strasse ging und diesen Zuruf unerwiedert ließ, wurde getödtet. Der Mörder flüchtete sich in das Haus einer Wittwe, deren Sohn sein Mitschüler und Freund war, und bat die Frau, welcher er seine böse That bekannte, auf das dringendste, daß sie ihn doch in irgend einem Winkel ihres Hauses verbergen möchte.

Die mitleidige Wittwe schloß ihn in ein entferntes Kabinet ein und erfuhr nicht lange hernach den Tod ihres Sohnes. Nun bedurfte es keiner langen Nachforschung, um zu erfahren, wer der Mörder desselben wäre. Laut aufschluchzend ging sie zu ihm und sprach: Ach! was hatte mein armer Sohn Ihnen gethan, daß Sie ihn so grausam ermordeten. Als aber dieser hörte, es sey sein geliebter Freund, da brach er in heiße Thränen aus, raufte sich das Haar, und, statt die Verzeihung dieser guten Mutter flehentlich zu suchen, warf er sich ihr zu Füßen, und beschwor sie

ihn den Händen der Gerechtigkeit auszuliefern, damit er eine so grausame Schuld öffentlich büßen könne.

Die betrübte Mutter, die eine überaus christliche und mitleidige Frau war, wurde von dem Schmerz des Jünglings so sehr ergriffen, daß sie sprach, wofern er Gott um Verzeihung bitten, und sein Leben bessern wolle, so würde sie ihn frei entlassen; was sie auch auf sein Versprechen hin that.

Dieß wundersame Beyspiel der Barmherzigkeit war Gott so angenehm, daß Er es zuließ, daß die Seele dieses Sohnes einer so guten Mutter im Traum erschien, und sie versicherte, die so liebreiche Verzeihung, welche sie demjenigen gewährt habe, der ihn unbekannter Weise erschossen, und den sie so leicht hätte den Armen der Gerechtigkeit zu gerechter Rache überantworten können, wäre Gott so wohlgefällig gewesen, daß Er in Ansehung derselben ihn aus dem Reinigungsorte befreyt habe, in welchem er sonst lange hätte bleiben müssen. — O wie selig sind die Barmherzigen; denn sie werden (für sich und für andere) Barmherzigkeit erlangen! —

105.

Sanftmuth.

Als einst der heilige Ignatius Loyola mit einem Gefährten zur Erndtezeit bey Schnittern vorüber ging, verlachten ihn dieselben und gaben ihm allerley Schimpf- und Spottnamen. Der Heilige blieb stehen und be-

trachtete sie mit freundlichem Angesichte, bis sie des Schimpfens müde waren. Ehe er sich entfernte, gab er ihnen den Segen; worüber sie dergestalt erstaunten und betroffen wurden, daß alle ausriefen: Dieß ist ein Heiliger! ja wahrlich ein heiliger Mann muß dieser seyn!

Als Philipp II. König von Spanien, einst tief in die Nacht hienein gearbeitet und einen langen Brief an den Papst geschrieben hatte, gab er solchen seinem Sekretair, daß er ihn zusammen faltete und siegelte. Dieser aber, welcher schlaftrunken war, ergriff statt der Streusandbüchse das Tintengefäß und übergoß den ganzen Brief mit Tinte. Kaum hatte er den Irrthum wahrgenommen, so entfärbte er sich und zitterte an allen Gliedern. Der König, der dies wahrnahm, sprach, ohne zu zürnen, mit vieler Güte zu ihm: „das Uebel ist nicht ohne Abhilfe; da ist noch ein anderer Bogen Papier.“ Und somit setzte er sich abermal und schrieb den noch übrigen Theil der Nacht hindurch an einem zweiten Briefe, ohne seinem Geheimschreiber ein böses Wort zu geben.

Da der heilige Remigius vorhergesehen hatte, daß eine große Hungersnoth ausbrechen würde, ließ er seine Scheune mit Getreide anfüllen, damit er in der Zeit der Noth die Armen unterstützen könnte. Böse Menschen aber, die dies sahen, steckten die Scheune in Brand. Dieß ward dem heiligen Bischofe hinterbracht, der alsbald eilte, Anstalten zum Löschen zu treffen. Als er aber sah, daß alle Mühe vergeblich

war, näherte er sich der Feuersbrunst mit heiterem Angesichte, wärmte sich dabei, weil es kalt war, und sprach: „Das Feuer ist gut zu jeder Zeit!“

Als einst der heilige Franziskus von Sales zu Annecy predigte, ließen während der Predigt zwey Advokaten ihm eine Schrift überreichen, die überaus beleidigend war. Der Heilige nahm dieselbe, weil er glaubte, sie enthalte etwas Dringendes, was er dem Volke vortragen sollte, durchlas den Inhalt und setzte hierauf, ohne im Mindesten zum Zorn aufgeregt zu werden, seinen Unterricht fort. Als die Predigt zu Ende war, erkundigte er sich bei dem Kirchendiener, wer diese Schrift ihm übergeben habe; und gieng, nachdem er es erfahren hatte, zu den Urhebern derselben, welche er, ohne dieser Schmähschrift nur mit einem Worte zu gedenken, fragte, worin er ihnen mißfallen habe. Sie sagten es ihm. Der Heilige versicherte sie, seine Absicht sey durchaus nicht gewesen, ihnen wehe zu thun; und nun kniete er sich vor ihnen nieder und bat sie demüthig um Verzeihung. Da wurden diese Herren so sehr beschämt, den heiligen Bischof zu ihren Füßen liegen zu sehen, als sie früher über ihn aufgebracht gewesen waren; baten ihn nun selbst um Verzeihung, lebten von der Stund an im besten Einvernehmen mit ihm und konnten nicht aufhören, eine so heldenmüthige und so christliche Tugend zu bewundern.

106.
Belohnte Sanftmuth.

Als der heilige Franziscus Sales noch jung war und sich zu Rom befand, wohnte er in einem Gasthause, das an der Tiber lag; und da er einmal Abends nach Hause kam, hörte er zu seiner nicht geringen Verwunderung, wie seine Leute in heftigem Wortwechsel mit dem Gastwirthe stritten. Dieser Mann nämlich, der äußerst geitzig war, verlangte, daß sie sammt ihrem Herrn anders wohin ziehen, und ihre Zimmer einigen größeren Herren einräumen sollten, deren zahlreiche Dienerschaft er bereits aufgenommen hatte. Bald wären sie in diesem Streite zum Handgemeng gekommen, wenn nicht der fromme Graf Franz endlich mit großer Sanftmuth zu seinen Dienern gesprochen hätte: „Der Wirth ist Herr seines Hauses; will er uns keine Unterkunft geben, so giebt es ja noch andere Gasthäuser.“ Und sogleich ließ er alles, was ihm angehörte, forttragen und begab sich in einen Gasthof, der weit von der Tiber entfernt lag. Kaum war er daselbst angekommen, so fiel ein gewaltiger Platzregen, und die Gewässer schwellten so sehr an, daß das Haus, welches er verlassen hatte, von den Fluthen unterwühlt wurde, und sammt allen seinen Bewohnern zusammen stürzte, ohne daß Ein Mensch mit dem Leben davon kam.

Ein beinahe ähnliches Beispiel lesen wir von dem heiligen Ignatius. Als dieser große Diener Gottes von Jerusalem zurückkehrte und nach Cypern gekommen war, wollte er sich einschiffen, um nach Italien zurück zu kehren. Es standen aber daselbst drei Schiffe, die sämmtlich segelfertig waren. Das eine gehörte den Türken, das andere, das groß und in trefflichem

Stande war, den Venetianern; daß dritte aber war klein, alt und in schlechtem Zustande. Nun verwendeten sich viele bei dem Patron des venetianischen Schiffes für den Pilger und bathen ihn, er möchte denselben Gott zu Liebe aufnehmen; versicherten ihn auch dabei, es werde ihn gewißlich nicht gereuen, da Ignatius ein heiliger Mann sey. Er aber blieb standhaft auf seiner Weigerung, da Niemand für den armen Sünder bezahlen wollte und sprach: wenn er ein Heiliger ist, so braucht er kein Schiff übers Meer zu fahren; er soll es nur machen, wie so viele andere Heiligen, die trockenen Fußes über dasselbe wandelten. Somit also war Ignatius genöthigt, in jenes schlechte Schiff einzusteigen, wo man ihn aus christlicher Nächstenliebe aufnahm und seiner Frömmigkeit wegen beobachtete. Hierauf segelten dann alle drey Schiffe am nämlichen Tage und zur nämlichen Stunde unter günstigem Winde ab. Doch nicht lange, und das Meer ward durch einen furchtbaren Sturm in Aufruhr gebracht; das türkische Schiff ging unter, das venetianische ward an eine Sandbank verschlagen und zerfiel in Trümmern; und nur das arme Fahrzeug, worin der Heilige war, landete glücklich im Hafen; wiewohl dasselbe allem menschlichen Anschein nach, am ersten hätte zu Grunde gehen müssen. Also beschützt der Herr Seine getreuen Diener, die auf Ihn vertrauen; gerade dann, wann es scheint, als sende Er ihnen Trübsale zu, behütet Er sie vor vielen Gefahren, denen sie sonst zum Raub geworden wären.

107.

Geduld — Langmuth.

Schwer war folgendes Leiden, womit Gott die Sanftmuth und Geduld des heiligen Franz von Sales, wie das Gold im Feuer, bewähren ließ. Ein Edelmann des benachbarten Herzogs von Nemours und eine Weibsperson, die sich einige Zeit in seinem Hause aufhielten, betrugen sich so ausgelassen, daß sie der heilige Bischof ernstlich ermahnen und warnen mußte. Die beiden Schuldigen wurden dadurch so sehr wider ihn aufgebracht, daß sie aus Rachsucht einen falschen Brief verbreiteten, welcher die Ehre des heiligen Oberhirten auf das empfindlichste verletzte, als wenn er nämlich diese muthwillige Weibsperson gern sähe.

Diese unverschämte Erdichtung der Rache wurde von Hand zu Hand herumgeboten und dadurch der Heilige vor Vielen entehrt und verleumdet. Selbst der Herzog von Nemours glaubte diese Verleumdung und äußerte demzufolge gar sehr seine Meinung über ihn, ward aus einem bisherigen Verehrer ein heftiger Feind des Verleumdeten. Von diesem erhielt ein unwandelbarer, treuer Freund des heiligen Salesius den erdichteten Brief und die Erlaubniß, ihn seinem gelästerten Freunde lesen zu lassen.

Salesius öffnete mit sichtbarer Seelenruhe den Brief und lächelte anfänglich über die künstliche Nachahmung seiner Handschrift. Als er aber den Inhalt erkannte und sah, welch ein Aergerniß für seine Heerde daraus entstanden seyn werde, sagte er tief aufseufzend: „Geben Sie, Freund! dem Versprechen gemäß den Brief ihrem Fürsten zurück. Meine Handschrift

ist zwar vollkommen nachgemacht, aber nicht so mein Briefstyl, noch weniger meine Gesinnung; versichern Sie den Herzog und alle Menschen, daß ich der Verfasser des Briefes nicht sey." Dann setzte er hinzu mit einem vertrauensvollen Blicke zum Himmel: „Gerechter, ewig preiswürdiger Vater! die Prüfungsstunde ist gekommen für Deinen Diener. Ohne Deine Zulassung und ohne Ursache geschieht nichts. Ich übergebe mich und meine Ehre in Deine Hände. Du wirst, das hoffe ich von Deiner Erbarmung, meinen guten Namen in so weit in Schutz nehmen, als es zu Deinem und Deines Volkes Dienste nöthig ist, — ein größeres Maaß der Ehre verlange ich nicht."

Drei ganze Jahre dauerte für den heiligen Oberhirten diese schwere Prüfung. Der sanftmüthige Dulder wandelte vielfältig gelästert und verachtet unter seinem Volke umher. Viele beurtheilten all sein Thun und Lassen lieblos und verschrieen ihn als einen Pharisäer und Heuchler. Endlich gefiel es Gott, die verkannte Unschuld des Schwergeprüften an das Licht zu bringen. Der Verleumder hatte von seinem Herzoge den Auftrag erhalten, in Geschäften nach Paris zu gehen. Auf der Reise erkrankte er an der Kolik und mußte bei einem Pfarrer Unterkunft und Zuflucht suchen. Man ertheilte so schnell als möglich dem Herzoge von Nemours hievon Nachricht, der sogleich seinen Leibarzt sandte. Allein bei seiner Ankunft fand er den Kranken schon dem Tode nahe. Indessen hatte es dem Pfarrer gelungen, den Leidenden zum erbaulichen Empfange der heiligen Sakramente zu bewegen; der Sterbende verlangte den Leibarzt des Herzogs nebst mehreren Zeugen und bekannte öffentlich, daß er der Verfasser des verleumderischen Briefes gegen seinen Bischof sey. Zugleich bat er den Leibarzt, sobald er

zurückkomme, dem Herzoge und den Einwohnern der bischöflichen Residenzstadt diese öffentliche Wiedererstattung der verletzten Ehre des unschuldigen Oberhirten bekannt zu machen; das Zeugniß dieser seiner Erklärung von dem Pfarrer seines Sterbeortes schriftlich mitzubringen und den Fürstbischof in seinem Namen um Verzeihung zu bitten.

108.

Gleiches — vom H. Vinzenz.

Im Jahre 1609, als Vinzentius von Paulus schon einige Jahre Priester war, wohnte er zu Paris mit einem Richter von Sore, der sich Geschäfte wegen daselbst aufhielt, in Einem Zimmer. Eines Tages ging dieser Mann früh aus, als Vinzentius einer Unpäßlichkeit wegen noch im Bette lag. Jener hatte seinen Schreibtisch offen gelassen, und vermißte, als er heimkam, einen Beutel mit dreihundert Reichsthalern. Er befragte darüber den h. Vinzentius. Da dieser antwortete, er wisse nichts von dem Gelde, ward er heftig, hieß ihn das Zimmer räumen und sich nach einer andern Wohnung umsehen. Zugleich sagte er allenthalben und in Gegenwart ehrwürdiger Personen, daß er ihn beraubt habe.

Vinzentius blieb in sanfter Fassung und wiederholte: „Gott weiß meine Unschuld.“ Er sprach hierauf nie mehr ein Wort zu seiner Rechtfertigung, obgleich er noch lange dieses Diebstahls be-

schuldiget wurde; denn erst nach sechs Jahren kam seine Unschuld auf folgende Weise an den Tag. Hundert und zwanzig Meilen von Paris bekannte ein junger Mensch, vom Gewissen gefoltert, dem Richter von Sore, daß er es gewesen sei, der ihm zu Paris das Geld gestohlen habe. Er bat um Verzeihung und versprach Ersatz. Er hatte nämlich als Apotheker dem Vinzentius Arznei gebracht und im Weggehen, ohne daß dieser es bemerkte, das Geld in einem Beutel genommen.

Als Vinzentius nachher diese Begebenheit mit Verschweigung seines Namens seinen Priestern erzählte, gab er ihnen folgende Lehre: „Wenn das Vergehen, dessen wir beschuldigt werden, ungegründet ist, so laßt uns bedenken, daß wir viele andere begangen haben, wegen welcher es uns lieb seyn soll, daß wir durch Lästerung gedemüthiget werden. Wir sollen daher ohne fernere Rechtfertigung, wenn man unserer aufrichtigen Erklärung nicht glaubt, schweigen und mit ruhigem Gemüthe dulden."

109.

Barmherzigkeit.

Es war in der Mark; Ankona im Kloster der Minoriten, ein Laienbruder Namens Ambrosius, ein sehr einfacher Mann, der dem Dienste Gottes von Herzen sich geweiht hatte, dem Gehorsame ergeben war und den Brüdern mit größter Liebe diente. Alle seine Ordensgenossen liebte er mit frommer Zart-

herzigkeit; doch war er mit ganz besonderer Vorliebe einem andern gottseligen, Laienbruder zugethan, Paulus genannt, mit dem er sich oftmals über himmlische Dinge besprach; wo nicht selten ihre unschuldigen und frommen Herzen gleich jenen beiden Jüngern auf dem Wege nach Emaus glühten; dem Worte des Herrn gemäß: „Wo zwei oder drei in Meinem Namen versammelt sind, da bin Ich mitten unter ihnen!“ Um dieselbe Zeit kam die Nachricht, die Pest sey im Kloster zu Fermano und in der Umgegend ausgebrochen, ein großer Theil der Väter und Brüder sey bereits gestorben; die übrigen aber verlassen und ohne Hilfe. Da seufzte der Bruder Ambrosius und sprach: „O wer doch dorthin gehen und den verlassenen Brüdern beistehen dürfte!“ Es zitterten aber die Vorgesetzten, die nichts um dieß heilige Verlangen des Bruders wußten und zagten, Einen aus den Brüdern hinzusenden; und nachdem die Aeltesten Raths gepflogen hatten, wählten sie eben diesen Bruder Ambrosius als einen barmherzigen und eifrigen Diener Gottes, dessen Tugend erprobt war, und gaben ihm den Auftrag, zur Hilfe der Brüder sich nach Fermano zu begeben, den er auch in heiliger Freude annahm. Als er nun von seinen geliebten Brüdern Abschied nahm und den letzten Blick zum Kloster wandte, da fing er an, bitterlich zu weinen; denn es sagte ihm sein Herz, daß er solche nicht wieder sehen würde. Indessen empfahl er sich seinem geliebten Herrn Jesu, Dem er sich geopfert hatte, als ein Martyrer der Nächstenliebe zu sterben.

Und es täuschte ihn seine Hoffnung nicht; denn kaum hatte er fünf Tage im Dienste der kranken Brüder zugebracht, da ward er selbst von der Seuche ergriffen und starb nach wenig Tagen. In dersel-

ben Stunde aber, wo er seine sterbliche Hülle verließ, erschien er seinem vielgeliebten Paulus in großer Herrlichkeit strahlend, mit lieblichem Angesichte und glorreicher Krone auf dem Haupte und sprach: „Sieh, mein Bruder, welche große Glorie mir wegen des einfachen Gehorsams und der barmherzigen Liebe zu Theil ward, in welcher ich den Brüdern gedient habe!“ — Dieser erstaunt über die Wunderdinge, die er sah, sprach zu ihm: „Wie, mein vielgeliebter Ambrosius, bist du schon todt?“ Es antwortete ihm aber der Verklärte: „Was sprichst du: todt? Nicht todt bin ich, mein Bruder, sondern nun beginne ich recht zu leben, und zwar ewig selig bei unserem Herrn Jesu zu leben!“ auf welche Worte er verschwand und einen paradiesischen Wohlgeruch in der Zelle des Bruders zurückließ.

110.

Barmherzigkeit — Liebe.

Geschichte der Frau von Maillefer, ersten Veranlasserin des Ordens der christlichen Schulbrüder.

Charlotte Roland, Ehefrau des Herrn von Maillefer, um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts zu Rheims geboren, folgte ihrem Gemahl nach Rouen, wo er ein öffentliches Amt bekleidete. Sie war ein Weib von der größten Schönheit, von weltlicher Geistesbildung und einer grenzenlosen Gefallsucht. Ihr einziges Sinnen und Thun gieng dahin, ihre majestätische Gestalt und ihr reizendes

Angesicht täglich in neuem kostbaren Schmuck auf die auffallendste phantastischste Weise geltend zu machen. Sie trieb die Thorheit so weit, daß sie eine bewegliche Figur hatte machen lassen, welche ihr selbst täuschend ähnlich sah, und an der sie allen Putz versuchte und studierte, ehe sie selbst damit geschmückt im Schauspiel, auf den Bällen, bei großen Schmaus- und Spielgesellschaften und auf öffentlichen Promenaden erschien, voll triumphirenden Selbstgefühls, alle Augen auf sich zu ziehen. Sie spielte aus Eitelkeit hohes Spiel und ihre Tafel war mit den theuersten Leckereien überflüßig besetzt. Herr von Maillefer lief Gefahr, durch ihre Verschwendung ruinirt zu werden, und litt ungemein, sich mit einer Frau dieses Charakters verbunden zu haben. Zu allen diesen einer christlichen Frau unverzeihlichen Fehlern kam noch eine verabscheuungswürdige Härte gegen die Armen; sie liebte Niemand als sich selbst.

Eines Abends nahete ein bejammernswerther armer Wanderer dem Thore ihres Landhauses, und flehte um Obdach; er war krank und konnte heute nicht weiter. Der Kutscher, den er anflehte, gieng zur Frau von Maillefer und bat sie, den Armen beherbergen zu dürfen. Er wurde übel empfangen. „Nein,“ rief ihm die unmenschliche Frau zu, „auf keine Weise, solches Lumpengesindel soll meine Schwelle nicht betreten, sogleich schließt das Thor vor ihm zu.“ Der Kutscher, empört durch diesen Befehl, fürchtete sich vor den Augen Gottes und der Menschen des schändlichsten Verbrechens theilhaftig zu werden, wenn er ihn befolgte. Er führte den Armen heimlich in den Stall und ließ ihn auf dem Stroh schlafen. Es war sein letzter Schlaf, der arme Mensch ward am andern Morgen todt auf dem Stroh gefunden.

Die schönste, die liebenswürdigste, geistreichste, geschmackvollste Frau von Maillefer, die Königin, die Zierde ihres ganzen Geschlechtes, die Frau, der sich nichts als Wohlgeruch und Anbethung nahen durfte, dieser irdische Engel, diese Göttin der guten Gesellschaft, deren Anblick alle Sinne trunken machte, deren Worte alle Ohren entzückten, mußte hören, daß ein Bettler in Lumpen gehüllt, ein Gräuel, ein Eckel, es gewagt hatte, seine Seele unter dem Obdach ihres Stalles auszuhauchen, und seinen unreinen scheuslichen Leib auf der Streue neben den edlen Rossen liegen zu lassen, welche stolz darauf schienen, den Triumphwagen dieser vollkommenen Schönheit zu ziehen; ein Geschäft, worum die schönsten und vornehmsten Ritter sie beneideten. Welch' unerhörtes Verbrechen! Als Frau von Maillefer dieß vernahm, war sie ausser sich vor Wuth; der Geruch des Todes hatte sich in ihrer Nähe verbreitet, sie überhäufte den Veranlasser, den niedrig gesinnten Kutscher mit unzähligen Schmähungen, und stieß ihn augenblicklich aus dem Hause. Dadurch aber war nicht geholfen, der barmherzige Kutscher nahm seinen verstorbenen Gast nicht mit aus dem Hause und das übrige Gesinde flehte schüchtern bei seiner entrüsteten Herrin um ein Tuch, den armen Lazarus darein begraben zu können. Mit Mühe und Unwillen warf sie ihnen ein Tuch hin, allein aus Abscheu vor dem Gegenstande des Eckels und nicht aus Achtung für die Leiche ihres Mitmenschen. In dieses Tuch gehüllt kam des Armen Leichnam unter die Erde. Am Abend setzte sich Frau von Maillefer zu Tische in keiner andern Absicht, als ihre Zunge mit ihren köstlichsten Leckereien zu kitzeln und ihre Gesellschaft mit den heitersten Gesprächen zu entzücken; aber eben, so wie

die letzte Nacht der letzte Schlaf des armen Bettlers ward, so sollte dieses Mahl auch die letzte lüsterne Mahlzeit dieser unbarmherzigen Verschwenderin werden. Plötzlich heftete sie ihre Blicke starr auf das Tuch, welches die Tafel bedeckt, erhebt sich dann von ihrem Stuhle und fährt die aufwartenden Diener mit Entsetzen an: „Weg mit diesem Tuch, ihr Elenden, wie kommt dieses Tuch hieher, das ihr mir heute morgen abgedrungen, den todten Bettler zu begraben? Warum habt ihr es nicht gethan“? Die anwesenden Bedienten schauen das Tuch an und mit einem Schrecken, der dem Entsetzen ihrer Herrin gleicht, sagen sie einstimmig: „Gnädige Frau, wir wissen nicht, was wir sagen sollen, wahrhaftig, dies ist dasselbe Tuch, das Sie uns heute Morgen zugeworfen, und wir haben den Todten in demselben begraben, o Gott, wie kommt es hieher?“

Dieses war der Augenblick, wo die unendliche Barmherzigkeit Gottes sie erweckte. Die Antwort ihrer Diener machte ihr das Blut in den Adern erstarren, es überfiel sie ein eisiges Entsetzen, sie konnte nicht mehr sprechen. Die Ihrigen brachten sie hinweg, die Gäste verloren sich kopfschüttelnd.

Es steht Jedermann frei, sich dieses seltsame Ereigniß nach seiner persönlichen Geistesrichtung auszulegen; man mag Zufall, Verwechslung, Irrthum, Ueberspannung oder Betrug hieraus erklären, oder was bei der Welt weniger zu besorgen, ein Wunder Gottes hier bewundern; immer darf man voraussetzen, daß die durch und durch weltliche Dame auch auf allen Zufall und Unterschleif dürfte geforscht haben, und eben so alle ihre Gesellschaft. Aber ihre Ueberzeugung nahm die Sache anders, und was vor ihren Augen geschehen war, that das größte Wunder der plötzlichen Be-

kehrung an ihr. Das Tuch, welches sie unwillig einem armen Todten zur Bedeckung hingeworfen, das Tuch, das ihre Diener versicherten, mit ihm zu Grabe getragen zu haben, lag über den Tisch ihrer Lust ausgebreitet, als wolle der Todte ihr nichts schuldig bleiben; nur war es anständig zu ihrem Dienste ausgebreitet, nicht unwillig hingeworfen, wie sie es zu seinem Dienste gegeben hatte, ja es hat sogar die arme Frau von Maillefer mit diesem Tuche den höchsten Lohn empfangen, den Allmosen bringen kann — ihre Bekehrung! Sie erkannte die Hand Gottes, die ihr zur Buße rief. Alle Unordnungen ihres Lebens traten in der schrecklichsten Gestalt vor ihre Seele. Die Ueberzeugung ihrer ganzen Lasterhaftigkeit zerschmetterte ihren stolzen Geist. Ihr hartes, bis zu dieser Stunde der Gnade widerstrebendes Herz erweichte und ihre bittere Reue ergoß sich in reichlichen Thränenströmen. Sie war gänzlich verwandelt, und ihre Buße ward öffentlicher, als ihr Weltleben es gewesen war. Das Wenige, was hier von dem Eifer ihrer Bußhandlungen erwähnt werden kann, dürfte leicht unglaublicher scheinen, als was von ihren Verirrungen gesagt wurde, denn in diesen dürfte sie manche Gesellinnen haben, die bis jetzt noch nicht so glücklich waren, aus dem Traume erweckt zu werden. Man dürfte es auch Niemand verdenken, der die ausserordentlichen Aeusserungen ihrer Bekehrung tadeln möchte, wenn es nicht erwiesen wäre, daß der Geist Gottes sehr große Heilige auf eben so auffallende Wege geführt hat. Dieser Gesichtspunkt aber macht alles sehr achtungswerth, was Frau von Maillefer gethan, die Aergerniße, die sie veranlaßt, wieder gut zu machen. Ein Jeder folge nach dem Maaße seiner Schuld, dem Maaße

der Gnade, die er empfangen und urtheile hier nach dem Maaße seines Urtheils. Vor dem Urtheile der Welt, welche die heilige Thorheit des Kreuzes hasset, konnte nichts verkehrter erscheinen, als was sie that, aber keine menschliche Rücksicht vermochte sie mehr zurückzuhalten; jedes Aufschieben erschien ihr Widerstand gegen die Gnade. Kaum war das Bild ihrer Sünden vor ihren Augen erschienen, als sie auch die äussersten Mittel ergriff, ihre Schuld zu tilgen. Sie begann damit, daß sie, die sonst stolze, herrschsüchtige Frau, ihr Gesinde bis zur geringsten Magd auf die demüthigste Weise unter Thränen um Verzeihung der üblen Beispiele bat, die sie ihnen gegeben. In ihrem Hause, dem Sammelplatze aller Vergnügungen, ließ sie auf die thörichte Lust, mit der ihre Person es sonst belebte, eine tiefe Trauer folgen, die nur von ihren Seufzern unterbrochen wurde. Um den ewigen Bruch zwischen ihr und der Welt mit einem Male kund zu thun, und sich in die glückliche Nothwendigkeit zu setzen, nie wieder mit ihr anknüpfen zu dürfen, begann sie mit einer Handlung, durch welche sie zum Gespräche der ganzen Stadt ward, und in den Ruf der Verrücktheit kam. An dem ersten Sonntag, der auf ihre gänzliche Sinnesänderung folgte, legte sie wie gewöhnlich die prächtigsten Kleider an, in denen sie sonst ihre Schönheit und ihren Reichthum zum sinnverwirrenden Schaugepränge in der Kirche ausgestellt hatte, während das Opfer ihres Gottes und Erlösers, der nackt und verspottet für sie am Kreuze gestorben, in der heiligen Messe erneuet ward. Ihre Seele konnte den Gedanken nicht mehr ertragen, daß sie dort nach eitler Ehre getrachtet und Neid und Lüsternheit erregt, daß sie dort nach Anbetung strebend, sich als

ein Götzenbild aufgestellt, wo der Herr allein soll angebetet werden. Sie konnte nicht ruhen im Gefühle der Schuldenlast, die sie drückte, sie glaubte so lange des schmählichsten Gottesraubes schuldig zu seyn, bis sie sich eben dort habe verachten und verhöhnen lassen, wo sie sonst in Hoffart schwelgte. — So legte sie dann über alle ihre Kleiderpracht eine schmutzige Schürze von der gröbsten Sackleinwand an, und ging in dieser Kleidung zu Fuß in die hohe Messe ihrer Pfarrei, der sie an dem Ende knieend, unter den bittersten Thränen mit der größten Geistessammlung beiwohnte. Alle Anwesenden, gewohnt die Augen auf sie zu richten, erschracken über sie; die meisten verlachten sie, und erklärten sie für verrückt; andere konnten nicht aufhören mit Staunen auf sie zu blicken. Die ganze Stadt sprach von ihr mit Hohn und Verachtung. Herr von Maillefer war höchst betrübt, daß seine Frau in solchem Maaße sich lächerlich gemacht hatte und glaubte es seiner eigenen Ehre schuldig zu seyn, ihre entschiedene Begierde nach öffentlichen Demüthigungen zu zügeln, aber er mußte in seiner Würde als Herr und Meister ihr alles solches verbieten, um ihre Einwilligung zu erhalten. Die demüthige Büßerin gehorsamte dem Willen ihres Gemahls, so lange er lebte, und erst nach seinem Tode gab sie sich ganz ihrem Eifer hin. Aus Schonung für ihren Eheherrn begnügte sie sich mit geringen öffentlichen Demüthigungen, und entzog ihrer Haushaltung jede überflüssige Ausgabe zum Besten der Armen. Von nun an fand man bei ihr die einfachste Kleidung, einen Tisch der von Abbruch zeugte, einen geordneten und kurzen Schlaf, großen Eifer zum Gebet und einen überfließenden Trost aller Nothleiden=

den, denen sie im ganzen Sinne des Wortes eine Mutter ward. Auf diese Weise bewährte sie den Bestand ihrer Bekehrung, welche durch ihren ersten Schritt öffentlich geworden war. Ihr Gemahl unterstützte ihre Wünsche nach Zurückgezogenheit und Abwendung von der Welt im vollem Maaße und gab auch seine Einwilligung, eine Schule zu Darmetal, einem Städtchen eine Stunde weit von Rouen, zu errichten; aber er widersetzte sich auf eine entschiedene Weise allem, was ihm Uebertreibung schien. Jedoch sein Tod, der einige Monate später erfolgte, gab seiner Gemahlin die Freiheit noch größere Wunder der Buße zu üben, welche ihr, nachdem sie lange Zeit für eine Unsinnige gehalten worden war, endlich den Ruf einer Heiligen erwarben. Frau von Maillefer, nun unabhängig geworden, gab sich ganz dem Eifer der Buße hin, und da sie von Reue und Abscheu durchdrungen war, in ihrem frühern Leben durch gränzenlose Eitelkeit und Kleiderpracht Gott so schwer beleidigt und so viele Menschen verführt und geärgert zu haben, so ließ sie die Begierde, ihre Person, mit der sie so sündliche Abgötterei getrieben, vor aller Welt verächtlich zu machen, nicht mehr ruhen. Was man häufig an andern, die sich mit falschem Glanze schmückten, mit einem Gefühle von Recht zu thun pflegt, aber fast nie an sich selbst, das trieb sie wunderbar ihr Bußgeist an, sich selbst zu thun. Sie glaubte, wenn sie in Kleidern sich empfindlich demüthige, vor Gott Verzeihung zu erhalten, weil sie in Kleidern so sündhafte Hoffahrt getrieben hatte. Sie war zwar ganz schlecht und arm gekleidet, das schien ihr jedoch keine Genugthuung. Sie hatte durch die bizarrste Wahl, Zusammensetzung und Form, durch die ausschweifendste Erfindung ihres

Putzes in allen Hieroglyphen fratzenhafter Mode sich versündigt und sie fühlte sich getrieben, die Buße in derselben Weise zu üben, wie man Betrügern, die sich für Könige ausgeben papierene Kronen auffsetzt, wie man unverdiente Blumenkränze mit Strohkränzen strafend, verwechselt, und über Blumen, wo sie unwürdig gestreut wurden, Heckerling aussäet. — In diesem Gefühle wollte sie sich ein höchst seltsames Kleid verfertigen lassen, das ihr im Sinne lag. Das Beschwerliche dabei war nur, eine Näherin zu finden, die sich zu dieser Arbeit hergäbe. Sie läßt nun eine Näherin zu sich rufen, welche ihr als eine fromme Jungfrau bekannt war. Sie stellte einen großen Korb voll Lappen und Farben vor sie hin, und bittet sie dringend, ihr aus diesem Abfall ihrer unzähligen Kleiderpracht einen ganzen Anzug zu verfertigen. Die Näherin bezeigte sich nichts weniger als willig hierzu, sie glaubte sich selbst zu entehren, wenn sie sich zu dem Vorhaben hergäbe, das ihr angetragen wurde. Aber Frau v. Maillefer drang so lange in sie, bis sie auf das Versprechen, an einem Orte zu arbeiten, wo Niemand sie beobachten könne, sich bereitwillig fand. Es war damals Mode vornehmer Frauen, mit Seiden gefütterte Schärpen von Sammet zu tragen. Fr. v. Maillefer ließ sich nun eine solche von schwarzer Leinwand machen. Sie legte die fertig gewordene Kleidung an. Ihre Füße bekleidete sie mit Mannsschuhen, an denen die eine Hälfte der Sohlen fehlte, und fügte eine Kopfbedeckung hinzu, die mit dem ganzen Anzuge übereinstimmte.

So gekleidet nahm sie einen großen Steck in die Hand, und ging am Sonntage in die letzte Messe gegen Mittag in die Hauptkirche, wo sie vor

ihrer Bekehrung immer erschienen war, um mit ihrem thörichten Kleiderschmuck die Augen und Gedanken der Anwesenden von Gott auf sich abzulenken. Ihre Absicht, verachtet und verhöhnt zu werden, wurde im vollen Maaße befriedigt. Spott und Hohngeschrei ohne Ende folgte ihr durch alle Straßen. Von nun an ward sie allgemein für wahnsinnig gehalten; wohlgesinnten Leuten war sie ein Gegenstand des Mitleids, und dem Pöbel des vernichtenden Hohnes. — Sie fuhr fort, auf dieselbe Weise sich öffentlich zu zeigen, und der Pöbel fuhr fort, mit Schimpf gegen sie zu wüthen; das war alles, was sie begehrte; sie erwiederte nichts auf den Strom von Spottreden, die man ihr ins Gesicht schrie, als daß sie das „Herr Gott, dich loben wir!" oder den Gesang der Engel „heilig, heilig, heilig!" mit großer Innigkeit betete. Man hörte sie auch wohl die Bußpsalmen mit einem Tone der Wehmuth unter Thränen hersagen, die von ihrer schmerzlichen Reue zeugten; dabei blickte sie oft ein Kreuz an, das sie in den Händen trug und mit ihren Thränen benetzte. Da sie eines Tages in schlechter Kleidung unter den Bettlern stand, reichte ihr eine barmherzige Person, der sie unbekannt war, eine kleine Gabe, die sie demüthig dankend empfing; aber die andern Armen vergaßen die Achtung und den vielen Dank, den sie ihr schuldig waren, und machten ihrer Wohlthäterin ein Verbrechen aus dem Heller, den sie ihnen zum Schaden empfangen hatte; sie überhäuften sie mit den größten Schmähungen, und ließen ihre Wuth bis zu Schlägen an ihr aus. Ihr Herz, nach Demüthigungen dürstend, empfand nur Freude in dieser unwürdigen Mißhandlung.

Sie fand einen tiefen Trost darin, von ihren

Schuldnern wieder mißhandelt zu werden, weil Jesus von seinen Schuldnern und ihr mißhandelt worden war. Jeden Tag ihres damaligen Lebens bezeichneten ähnliche Auftritte. Diese einzelnen Züge aus dem öffentlichen Bußleben dieser leidenschaftlichen Liebhaberin des Kreuzes und der Demüthigung mögen hinreichen, uns auf den Grad der Heiligkeit schließen zu lassen, den sie in dem Zeitraume von fünfzehn Jahren durch eine Lebensweise errang, die wohl angestaunt, aber schwerlich nachgeahmt werden dürfte. Die Abtödtungen, die sie im Verborgenen gegen sich ausübte, werden nur jene Seelen begreifen, die auf gleichem Wege geführt werden. Sie hatte sich freiwillig bis zur äußersten Armuth gebracht; beinahe alle ihre Einnahme theilte sie den Armen aus, und wurde meistens von denselben mit Zeichen des Undankes belohnt. Ja Manche, welche bemerkten, daß es ein Mittel sey, von ihrer Milde immer mehr zu erhalten, wenn man ohne alle Schonung von ihr begehre und niemals zufrieden sey, nutzten diese Erfahrung auf alle Weise. Nur die gröbste Nahrung, welche der Zunge am widrigsten schmeckte, gönnte sie den Bedürfnissen ihres Leibes, der sonst ihr Götze gewesen, und nun ihr Todfeind geworden war. Eine Kammer ohne alles Hausgeräthe, dem Winde und dem Wetter ausgesetzt, war ihre Wohnung. Da schlief sie auf dem Stroh, häufig auch auf dem Boden selbst, einen sehr kurzen Schlaf. Bei Tagesanbruch verrichtete sie in der Kirche des heiligen Nikasius, auf den Steinplatten knieend, ein langes Gebeth; oft sah man sie in Betrachtung versunken. Von hier pflegte sie in das St. Magdalenen-Hospital zu gehen, wo sie den größten Theil des Tages damit zubrachte, den Kranken die niedrigsten Dienst-

leistungen zu erweisen. Auch für die große Eitelkeit, die sie getrieben in den Gesellschaften, sich durch die Aeußerungen eines gebildeten und heiter beweglichen Geistes verehren zu machen, wollte sie büßen und bemühte sich, vor Jedermann als schwachsinnig und dumm zu erscheinen; und viele Menschen, welche ihren Wandel nicht im Zusammenhange auffaßten, waren überzeugt, daß sie aus wirklicher Stumpfsinnigkeit so erscheine. Nur ihre Seelenführer und einige stete Beobachter ihres Wandels ehrten und bewunderten in ihr die Wirkungen einer göttlichen Gnade, die sich unter einem verächtlichen Aeußern verbarg. Später aber konnten auch selbst Jene, welche am meisten gegen sie befangen waren, ihr nicht länger ihre Ehrfurcht versagen; ihre Ausdauer in einer der Weichlichkeit der menschlichen Natur so empörenden Lebensweise machte sie erstaunen und zwang sie, das Werk Gottes hier zu erkennen, Der, wenn es Ihm wohlgefällt, ein Gefäß des Fluches und der Schande in ein Gefäß des Segens und der Heiligung verwandelt. — Frau v. Maillefer fühlte sich besonders angeregt, die Sterbenden zum Tode zu bereiten, und Gott schien sie vorzüglich in diesem Werke der christlichen Barmherzigkeit zu segnen. Die matten Blicke der Kranken hiengen heilsbegierig an ihren Lippen, sie hörten sie so gerne, sie nahmen mit ganzem Herzen den Trost und den Ernst der Religion auf, mit welchem sie sie ermahnte und erquickte, und gern hauchten sie ihre Seelen in ihren Armen aus, ihr die süsse Ueberzeugung zurücklassend, daß sie in der Gnade Gottes verschieden seyen. Einem so harten, so abgetödteten Leben, das ganz der Buße und dem Dienste des Nächsten geweiht war, konnte die Krone des Himmels nicht lange vorbehalten bleiben. Das Elend,

welches im Jahre 1693 über ganz Frankreich kam, beschleunigte die Belohnung dieser großen Dienerin des Herrn.

Das Scharlachfieber wüthete auf eine schreckliche Weise in Rouen, und raffte täglich eine große Anzahl von Einwohnern hin, welche der Ansteckung nicht entgehen konnten. Die Hospitäler waren von Kranken erfüllt. Das große weitläufige Magdalenenhospital konnte die Kranken nicht mehr fassen, die zur Aufnahme hingebracht wurden. Hiedurch wuchsen die Anstrengungen der Frau v. Maillefer, welche sich ganz diesem Hospital geweiht hatte, ungemein. Sie diente den Kranken dieses Hauses jetzt noch eifriger und anhaltender, als vorher, ohne alle Schonung ihrer eigenen Person und ohne Vorsicht gegen eine Krankheit, welche sich so leicht mittheilt, und endlich ergriff sie die Ansteckung selbst. Ihr Muth kämpfte mit der größten Anstrengung, um nicht zu unterliegen; aber die Gewalt des Uebels siegte. Als sie nun fühlte, daß keine Hilfe für sie sey, verließ sie die Kranken, denen sie bis diesen Augenblick gedient, wie eine kranke Mutter ihre kranken Kinder noch nährt und bettet, und dann vor ihnen zu sterben geht. Sie verließ sie mit bittern Thränen, bat sie um Vergebung, wenn sie etwas an ihnen versäumt habe, und sagte ihnen: „Wir wollen für einander beten, daß wir dort alle einander wieder sehen, hier will es Gott nicht länger.“ Es war zehn Uhr Abends, sie vermochte nur mit vieler Mühe ihre Kammer zu erreichen, die sie in der Pfarrei von St. Nikasius, den Gravelines gegenüber, gemiethet hatte. Sie brachte hier die Nacht auf dem Stroh liegend zu, und erwartete in anhaltendem Gebethe die Stunde ihrer Auflösung. Der Pfarrer von St. Nikasius, Hr. Le Paon, und

die Oberin des St. Magdalenahospitals erfuhren bald die Gefahr, in welcher die barmherzige Dienerin der Glieder Jesu Christi sich befand, und eilten mit aller geistlichen und leiblichen Hülfe, die sie bedurfte, zu ihr. Sie fanden sie allein, verlassen, von allem entblößt, dem Tode nahe, mit ausgebreiteten Armen, die Augen gegen Himmel gerichtet, auf ihrem dürftigen Strohlager an der Erde.

Dieser Anblick erschütterte sie dermassen, daß sie vor Betrübniß kaum mehr zu sprechen vermochten, und die sterbende Trösterin der Betrübten war es, welche zuerst sprach und jene dankend tröstete, die zu ihrem Troste herbeigeeilt waren. Sie zeigte einen solchen Seelenfrieden, ja selbst eine solche innere Freudigkeit, daß ein frommer Schauer über die Anwesenden kam; sie fühlten, als sey der Herr selbst zugegen, Seiner Magd beizustehen, die von allen Menschen verlassen war. Es blieb kaum die Zeit übrig, ihr die heiligen Sterbsakramente zu reichen, nach welchen sie mit der letzten Lebenskraft schmachtete. Nach ihrem Empfange war sie eine Weile in göttlicher Liebe entzückt; dann sprach sie die Worte: „Mein Gott, ich gehe zu Dir!" und hauchte ihre Seele aus. — Sie starb 1693, als ein Opfer der Barmherzigkeit, nachdem sie mehr als fünfzehn Jahre in den größten Heldenübungen des Christenthums gelebt hatte, die begnadigte Seele, welche früher in allen Thorheiten des verwerflichsten Weltlebens befangen gewesen war. Diejenigen, welche bei ihrem Tode zugegen waren, wurden von jener geistlichen Ehrfurcht durchdrungen, welche die Heiligkeit immer einflößt. Die Nachricht von ihrem Tode verbreitete sich bald durch die ganze Stadt. Es entstand ein ungemeiner Zusammenlauf von Men-

schen in ihrer Wohnung. Die Frömmigkeit veranlaßte ihn. Jedermann hoffte, sich eine Kleinigkeit von dieser Heiligen zuzueignen; nun nannte man sie einstimmig so. Aber man fand schier gar nichts bei dieser wunderbaren Frau, die nichts besessen und nun selbst ihr Leben geopfert hatte. Da waren keine Hausgeräthe, keine Kleider, nichts als das Stroh ihres Sterbelagers und die Haare ihres Hauptes zu theilen. Man bewahrte sie wie heilige Ueberbleibsel.

Wer hätte jemals glauben sollen, daß diese Locken, deren täglich wechselnde eitle Anordnung einst die Geduld der künstlichsten Haarkräusler ermüdete, nun wie der Haarschmuck einer neuen Magdalena von den Händen frommer, heiligthumsbegieriger Christen sollten abgeschnitten, und in Kapseln von edlem Metalle aufbewahrt werden! So hatte die gottselige Menschenfreundin, die alles hingegeben, auch nach ihrem Tode noch eine Gabe für die christliche Liebe, die sie selbst erweckte; so hatte sie noch einen Schmuck abzulegen, mit dem sie einst so viele Eitelkeit getrieben. Sie nahm ein kahles Haupt mit unter die Erde, Gott aber schmückte sie jenseits mit ewigen Kronen. — Wir wollten die Schilderung des wunderbaren Bußeifers dieser Frau nicht unterbrechen, und darum erwähnen wir erst hier, daß sie während allem diesem die größten Opfer für die Errichtung von unentgeldlichen Armenschulen brachte. Sie that vieles für die Bemühungen des ehrwürdigen Pater Barré, der um diese Zeit den Orden der unentgeldlichen Schullehrerinnen, zugenannt vom Kinde Jesus, stiftete. Sie stiftete die Armenschule zu D a r n e t a l, und wollte auch nach dem bald hierauf erfolgten Tode ihres Gemahls die Wohlthat einer unentgeldlichen Knabenschule ihrer Vaterstadt Rheims zuwen=

den. Sie fand in Herrn Adrian Niel von Laon einen sehr thätigen Schulmann und Unterhändler in solchen Angelegenheiten, den sie mit Briefen an ihren Verwandten, Herrn de la Salle, nach Rheims sendete, der ihn in seinem Unternehmen unterstützte, und durch die Vorsehung mit den frommen Absichten der Frau von Maillefer verknüpft, der Stifter des Ordens der Brüder der christlichen Schulen ward.

Auf diese Weise ward die Barmherzigkeit eines Kutschers gegen einen sterbenden Bettler die Veranlassung der Bekehrung der eitelsten Frau und durch diese der Stiftung des wohlthätigsten Ordens, der noch jetzt an 64,000 arme Knaben in Frankreich zu Gott führt, und darum unter dem Namen Ignorantains (der Unwissenden) von den Männern der Freiheit geschmäht wird.

111.

Sanftmuth gegen Ungerechte.

Als zu einer Zeit der Vorrath des heiligen Patriarchen Johannes, des Almosenspenders, gering war und er einem Armen, der um eine Gabe gekommen war, nur zehn kupferne Pfenninge zu geben befahl, da mußte er von dem Bettler viele Schmähworte ins Angesicht hören, weil er ihm nicht so viel gegeben, als er gehofft hatte. Da nun die Männer, die damals um ihn waren, den Schamlosen schlagen wollten, verwies der heilige Patriarch es ihnen strenge und sprach: „Lasset ihn gehen, meine Brüder! sechs-

zig Jahre schon lästere ich Christum durch meine Werke, und ich sollte von diesem nicht ein einziges Schmähwort ertragen können?" — Und hierauf befahl er dem Ausspender, den Säckel aufzuthun und sprach: „Da, mein Sohn! nimm dir, so viel du willst." —

Als während der blutigen Verfolgung des Imperators Maximianus der heilige Sabinus, Bischof zu Assissi, von Venustianus, dem gottlosen Präfekt Hetruriens, gemartert wurde und beide Hände ihm abgehauen waren, da ward der Tyran urplötzlich von gewaltigen Schmerzen in den Augen ergriffen und unaussprechlich gepeinigt. Da er nun in dieser Qual beinahe verging, bat er den heiligen Martyrer, daß er ihn heilen möchte. Es trat also der Heilige verstümmelt vor ihn hin und begann, so froh, als habe er große Wohlthaten von ihm empfangen, Gott für ihn zu bitten, daß Er seinen Leib heilen und seine Seele erleuchten wolle, was er auch beides von der göttlichen Milde erflehte. Denn auf der Stelle wichen die Augenschmerzen; der Präfekt erkannte die Wahrheit, ward ein Christ, und errang sammt Weib und Kindern die glorreiche Marterkrone Christi.

112.

Eulogius und der Aussätzige.

Eulogius war ein Scholastiker und gelehrter Mann, der, von heiliger Gottesliebe gerührt, dem Gewoge der

Menschen sich entzogen, und sein Vermögen größtentheils unter die Armen vertheilt hatte. Nun weniges hatte er zu eigenem Gebrauche behalten, womit er sich kärglich behalf. In einer solchen Einsamkeit sprach er einstmals zu sich selbst: „Was soll ich wohl thun, mein Heil zu sichern, sintemal ich keine schweren Bußwerke ertragen, noch auch in ein Kloster gehen kann?" Und in solchen Gedanken gieng er aus und fand auf der Gasse einen Aussätzigen liegen, der weder Hände noch Füsse, wohl aber eine sehr rege Zunge hatte. Da nun Eulogius in seiner Nähe stand, betete er zum Herrn und schloß gleichsam einen Vertrag mit Ihm. Er sprach also: „Herr, in Deinem Namen will ich diesen Kranken in mein Haus aufnehmen, ihm dienen und seiner pflegen bis zum Tode, damit ich um seinetwillen Barmherzigkeit erlange. Verleihe mir also, mein Heiland, Geduld, damit ich Dir in ihm diene." Und er trat näher zu dem Aussätzigen, und sprach von Barmherzigkeit gerührt: „Vater, wenn du willst, so will ich dich in mein Haus aufnehmen und deiner pflegen!" Er aber antwortete: „Gott soll es dir zeitlich und ewig vergelten, wenn du dieß gute Werk an mir thun willst!" Er führte also sein Lastthier herbei, lud den unglücklichen Menschen darauf, führte ihn in sein Haus, und diente ihm 15 Jahre lang in aller Demuth und Treue, pflegte seiner mit aller Sorgfalt, und nährte ihn mit eigenen Händen.

Nach dieser langen Zeit aber ward der Aussätzige plötzlich so ungeduldig, als ob der böse Geist ihn plagte; und er begann seinen Wohlthäter zu schmähen, und ihm allerlei schimpfliche Dinge und Scheltworte zu sagen, so daß die Geduld des guten Eulogius auf eine sehr harte Probe gestellt wurde. Denn

er sprach unter anderm zu ihm: „Du mußt viele heimliche Sünden begangen haben, daß du dir eine so harte Buße auflädst; gewiß hast du das Geld irgend eines Herrn gestohlen, bei dem du vordem als Knecht gedient hast, und möchtest nun gern durch mich von deinen Sünden dich reinigen. Doch nicht also, mein Freund, ich will nicht länger mit einem solchen Verbrecher unter einem Dache wohnen; thu mich wieder hinaus, wo du mich gefunden; denn es gelüstet mich, diese und jene Speisen zu essen.“ Eulogius schwieg, und brachte dem Kranken die Speisen, nach welchen ihn gelüstete. Doch dieser hörte darum nicht auf, ihn zu schmähen, und rief abermal: „Ich mag deine Speisen nicht; thu mich, wie ich dir schon befohlen habe, auf die Gasse; ich will die Leute sehen, die da vorübergehen, damit ich an ihrem Anblick mich ergötze!“ Ja, er gerieth in solchen Zorn, daß er, wofern er den Gebrauch der Hände gehabt, auf Anstiftung des bösen Geistes sich vielleicht ums Leben gebracht hätte. Hart bedrängt durch die bittern Reden seines Pfleglings, gieng Eulogius hinaus in eines der Klöster und sprach zu den Dienern Gottes, die um diese Sache wußten: „Saget mir, meine Herrn und Väter, was soll ich thun? Denn dieser Aussätzige bringt mich zur Verzweiflung! Seinem Elende ihn Preis geben mag ich nicht; da ich Gott feierlich verheißen habe, ihn bei mir zu behalten und seiner zu pflegen. Thu ich ihn aber nicht von mir, dann habe ich sehr böse Tage und bittere Nächte durch ihn.“

Es sprachen also die Mönche tröstend zu ihm: „Sieh, noch lebt der große Diener Gottes Antonius, schiffe dich sammt deinem Kranken ein und rudere dem Kloster seiner Mönche zu; harre allda, bis er aus seiner Höhle kommt und das Kloster besucht,

und was immer er dir sagen wird, das thue und folge seinem Rath, denn Gott wird durch seinen Mund zu dir sprechen." Er brachte also den Aussätzigen auf ein Schiff, bestieg dasselbe zugleich mit ihm und ruderte dem Mönchskloster des heiligen Antonius zu. Es ergab sich aber an demselben Tage, daß der Altvater Antonius nach der Vesperstunde in das Kloster seiner Jünger kam. Wenn er aber daselbst angekommen war, pflegte er nach seiner Gewohnheit den Abt Makarius zu berufen und fragte dann: „Bruder Makarius, sind fremde Brüder angekommen?" War dieß also, dann sprach dieser: „Ja mein Vater!" Und dann fragte Antonius abermal: „Sind solche aus Aegypten oder aus Jerusalem?" Denn er hatte ihnen ein Zeichen gegeben und gesagt: „Wenn ihr solche sehet, die verwirrten Gemüthes sind, dann sprechet: sie sind aus Aegypten; sind sie aber gut gesittet und fromm, dann saget: „Es sind Hierosolemiten." Er fragte also wie gewöhnlich: „Sind sie aus Aegypten oder aus Jerusalem?" Makarius antwortete: „Sie sind gemischt, mein Vater." Wenn er aber sagte: „Sie sind aus Aegypten," dann befahl der Heilige, ihnen ein Linsengericht vorzusetzen, und wenn sie sich erquickt hatten, betete er über sie und entließ sie hierauf. Sagte aber Makarius: „Es sind Jerosolemiten," dann setzte er sich mit ihnen zusammen und hielt Erörterungen mit ihnen über das Wort Gottes und über die Dinge, die das Heil der Seele betrafen.

Jenen Abend aber setzte er sich und berief alle Brüder vor sich. Als sie nun gekommen waren, da rief er: „Eulogius, Eulogius!" ob auch Niemand ihm gesagt hatte, daß der Pfleger des Aussätzigen

also heiße. Als er ihn aber das drittemal beim Namen rief, da antwortete er ihm noch nicht, weil er erachtete, es führe etwa einer aus den Mönchen denselben Namen. Antonius aber sprach: „Dich, Eulogius, meine ich, der du aus Alexandrien hieher kamst!“ — Es trat also Eulogius hinzu und sprach: „Hier bin ich, Herr, was befiehlst du?“ Antonius aber fragte ihn: „Um welcher Ursache willen bist du gekommen?“ Eulogius aber fragte erstaunt: „Wer hat dir meinen Namen gesagt und den Grund meiner Reise geoffenbaret?“ Da sprach Antonius: „Ich weiß, warum du kommst; doch sag hier die Ursache öffentlich, damit alle Brüder sie hören.“

Da begann Eulogius: „Diesen Aussätzigen fand ich auf der Gasse liegend, und ich nahm ihn auf und gab Gott die Verheißung, daß ich seiner pflegen wollte, damit ich dadurch mein Heil erwirkte und er selbst Linderung in seinem Elende hätte. Dieweil er aber nun nach so vielen Jahren sich von mir trennen will, und mich auf alle Weise schmäht und erbittert, da er, je eher je lieber, fort will, gedachte ich, ihn zu verstoßen, und darum kam ich zu deiner Heiligkeit, damit du mir Rath ertheilest, was ich thun soll, und für mich betest. Denn ich bin in großer Angst und Plage wegen dieser Sache.“ Da sah Skt. Antonius ihn mit strengem Blicke an und sprach: „Du willst ihn verstossen; derjenige aber, der ihn erschuf, verstößt ihn nicht. Verstosse ihn nur; Gott wird schon einen andern erwecken, und zwar einen Bessern, der ihn aufnehmen und trösten wird.“ Und da schwieg Eulogius, von großer Furcht erschüttert. Hierauf aber begann der heilige Altvater den Aussätzigen mit ungleich strengern Worten anzureden und sprach: „Du, an bösen Tagen veralteter Aussätziger, der du weder

des Himmels, noch der Erde werth bist, wirst du nicht endlich aufhören, Gott zu lästern? Weißt du etwa nicht, daß Christus es ist, Der dir dient? Wie also wagst du es, solche Dinge gegen den Herrn zu reden? Hat nicht etwa Christus wegen Eulogius sich selbst zu einem Knecht herabgewürdiget, daß er dir in Demuth diente?" Und nachdem er ihn also scharf zurecht gewiesen, verließ er ihn. Hierauf hielt er eine allgemeine Anrede an Alle und sagte ihnen, was zum Heile ihrer Seele frommte, und ermahnte dann den Eulogius und den Aussätzigen, daß sie sich nicht von einander sondern sollten. Und er sprach: „Gehet in euere Wohnung zurück; denn Gott prüft euch nur. Diese Versuchung kam darum über euch, weil jeder von euch seinem Ende nahe ist, und die Kronen euch bereitet werden. Sehet also zu, daß der Engel bei seiner Ankunft euch an demselben Orte, so wie in dem nämlichen Vorsatze finde, und ihr nicht den Lohn einer so langen Mühseligkeit und eines so guten Werkes verlieret. Auf diese Weise eilten beide nach Hause zurück. Nach vierzig Tagen aber starb Eulogius, und drei Tage hierauf der Aussätzige. Als aber wenige Tage darauf ein Mann, Namens Cronius, von Thebaida in das Kloster zu Alexandrien kam und sah, daß einige Mönche die dritte Todtenfeier für den Eulogius und die erste für den Aussätzigen begiengen, da erstaunte er wundersam und erzählte den Mönchen und betheuerte ihnen mit einem Schwure, daß Antonius beiden dieß also genau vorausgesagt hatte.

113.

Salesius und der Malefikant.

Man bat einmal diesen Heiligen, daß er einen armen, zum Tode verurtheilten Verbrecher in dem Gefängniß besuchen möchte, den man nicht bewegen konnte zu beichten, weil er glaubte, er habe wegen seiner ungeheuren Verbrechen nichts als die Hölle zu erwarten.

Der heilige Mann fand ihn auch wirklich festen Sinnes, die Todesstrafe zu leiden und dann in die Hölle zu gehen, denn er nannte sich selbst eine Beute des Teufels und ein Opfer der Hölle. „Aber mein Bruder," sprach er zu ihm, „möchtet ihr nicht lieber eine Beute Gottes und ein Opfer des Kreuzes Jesu Christi werden?" „Wie mögen Sie daran zweifeln?" erwiederte der Verbrecher. „Allein wie würde Gott je einen Auswurf aller Laster und ein so schändliches Opfer annehmen?"

„O Gott!" sprach der heilige Mann still in seinem Herzen, „sey Deiner uralten Erbarmungen und der Verheißung eingedenk, daß Du den rauchenden Docht nicht auslöschen und das zerquetschte Rohr nicht zerbrechen willst, daß er sich bekehre und lebe. O wende diese letzten Augenblicke zum Heil dieser armen Seele!"

„Saget mir," sprach er zu ihm, „möchtet ihr nicht auf alle Fälle euch lieber Gott, als dem bösen Feind ergeben?" „Wer zweifelt je hieran?" erwiederte der arme Sünder. „Aber was braucht Gott einen solchen Menschen wie ich?" — Der Heilige entgeg=

nete: „Gerade für Menschen, wie ihr, hat der ewige Gott Seinen Sohn in die Welt gesandt; ja auch noch für weit ärgere, z. B. für Judas und für die, die Ihn kreuzigten, denn Christus kam, die Sünder, nicht die Gerechten zu suchen.“ (Matth. 9.) „Versichern Sie mich, daß es keine Unverschämtheit von mir ist,“ antwortete der Verbrecher, „wenn ich zur Barmherzigkeit Gottes meine Zuflucht nehme?“

„Große Unverschämtheit wäre es fürwahr,“ erwiederte der Heilige, „wenn man daran zweifeln wollte, daß Seine Barmherzigkeit unendlich ist; daß sie nicht nur alle möglichen, sondern auch alle erdenklichen Sünden hoch übersteigt, und daß Seine Erlösung so überreichlich ist, daß da, wo die Sünde überhand genommen und das größte Unheil angerichtet hat, die Gnade in überreichlichem Maaße sich ergießen könnte.“

„Umgekehrt vielmehr erhebt Seine Barmherzigkeit, die über alle Seine Werke ist und sich immer über Seine Gerechtigkeit erhöht, sich um so höher, je größer das Maaß unserer Sünden ist. Unser Elend ist das Fußgestelle, worauf der Thron der göttlichen Barmherzigkeit ruht.“

Durch solche und ähnliche auf Gründe des Glaubens gestützte Reden, der in dem Herzen dieses Verbrechers noch nicht ganz erloschen war, gelang es dem Heiligen, die schon erstorbene Hoffnung bey dem Unglücklichen neu zu beleben, und er führte ihn allmählig zu einer so gänzlichen Ergebung, daß er sich Gott mit Vertrauen in die Arme warf, Ihm für den Tod und das zeitliche und ewige Leben sich anheim stellte, damit Er in Zeit und Ewigkeit nach Seinem Wohlgefallen mit ihm schaltete.

„Aber Gott wird mich verdammen," sprach der Mann, „denn Er ist gerecht!"

„Gott wird euch verzeihen," antwortete der Heilige, „wenn ihr Ihn um Gnade anfleht, denn er ist barmherzig und hat allen Verzeihung verheißen, die zerknirschten und demüthigen Herzens darum bitten."

Der Verbrecher versetzte: „So Er mich nun verdammen will, so geschehe Sein Wille, denn ich bin Sein. Kann Er nicht thun mit mir, was der Töpfer mit seinem Thone thut?" (Röm. 9.)

„Sprechet vielmehr," entgegnete der Heilige, mit David: „Ich bin Dein, Herr! errette mich!" Ps. 118. Endlich brachte er ihn dahin, daß er ihm mit großer Reue und Zerknirschung beichtete, und er starb in tiefer Wehmuth über seine Vergehungen und in gänzlicher Ergebung in den heiligsten Willen Gottes. Die letzten Worte, die der Heilige ihn aussprechen ließ, waren: „O Jesu, ich übergebe und überlasse mich Dir gänzlich!"

„Ich muß" schreibt der Bischof von Belley, da er dieses erzählt, „bey dieser Gelegenheit, eines Gedankens erwähnen, den ich oft von dem Heiligen gehört habe. Er glaubte nämlich, es sey dem allmächtigen Gott unmöglich, eine Seele ewig zu verdammen, die beym Austritt aus diesem Leben Seinem göttlichen Willen sich gänzlich unterworfen habe."

„Darum auch bot er, wenn er einem Kranken in den letzten Augenblicken zur Seite stand, alles auf, den Sterbenden zur unbedingtesten Ergebung in den Willen Gottes zu vermögen und er redete von beynahe nichts anderm mit ihm. Er faßte dieß in die wenigen aber salbungsreichen Worte zusammen: „O Gott! Dein Wille geschehe!" Oder:

„Ja Vater, weil es Dir also gefällt, so sey es! O mein Gott! nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!“

114.

Salesius Liebesthränen.

Einst kam ein Mann zu ihm in den Beichtstuhl, der seine Sünden mit so großer Keckheit, um nicht zu sagen, Unverschämtheit erzählte, und so wenig Reue und Leid darüber bezeigte, daß es den Anschein hatte, als erzählte er eine Geschichte, deren Wiederholung ihm Vergnügen gewährte.

Diese Sprache bewies dem Heiligen deutlich, daß die Seele des Beichtlings zu diesem heiligen Werke durchaus unvorbereitet sey, und daß er von den drey Theilen des Sakramentes der Buße nur einen einzigen, nämlich den der Beicht mitbrachte, wiewohl auch dieser sehr unvollkommen war, da jene heilige Verschämtheit und Scham gänzlich daran fehlte, welche die Beicht begleiten muß. Ohne ihn also in seiner Erzählung zu unterbrechen, fing er an zu weinen, zu seufzen und zu schluchzen.

Der Beichtende fragte ihn, was ihm widerfahren sey, und ob er sich übel befinde? „Ach! mein Bruder,“ entgegnete der Heilige, „ich befinde mich, Gott Lob, recht wohl, aber Sie sind sehr krank.“ Der Mensch erwiederte ganz keck, es fehle

ihm nicht das Geringste. „Nun denn,“ sprach der Heilige, „ich weine darüber, daß Sie nicht weinen!“

Der Mensch, der beym ersten Streiche fühllos geblieben war, war es bey dem zweyten nicht mehr; wahrscheinlich war die Stunde seiner Heimsuchung erschienen, und dieser Fels, von solcher Ruthe geschlagen, ergoß plötzlich des Gewässers in Fülle und er rief aus: „Ach! ich elender Sünder, habe nicht die geringste Reue über meine ungeheuren Laster, und sie erpressen den Augen dieses Unschuldigen Thränen!“ Ja, so mächtig ward er nun ergriffen, daß er beynahe in Ohnmacht gesunken wäre, wofern der Heilige ihn nicht durch Trost aufgerichtet hätte. Und hierauf lehrte er ihn einen Akt der Reue erwecken, was er auch mit wunderartiger Zerknirschung that, und bereitete ihn dann gehörig vor, die Gnade des Sakramentes zu empfangen. Von diesem Augenblicke an, ergab er sich Gott gänzlich und war ein Muster der Buße.

Dieser Büßer entdeckte selbst diesen Vorgang einem seiner vertrauten Freunde, der, ohne ihn zu nennen, die Sache erzählte und noch diesen freundlichen Zug beyfügte. „Andere Beichtväter,“ sprach er, bringen ihre Beichtkinder zum Weinen, ich aber habe meinen Beichtvater bis zu Thränen gerührt. Freylich hat er mir dieß reichlich vergolten, und Gott gebe, daß meine Umwandlung zum Heile meiner Seele bleibend sey, und ich die Gnade, die mir durch den Segen zu Theil wurde, nie wieder verliere.“

„Kommet und schauet die wunderbaren Werke

des Herrn, die Seine Macht auf Erden gethan, und die Seine Gnade in den Herzen gewirkt hat!" Ps. 45, 9.

115.

Desselben Herzensgüte.

Seine Herzensgüte war so groß, daß er selbst von den Bösen nicht böse denken konnte. Er that, was er nur thun konnte, die Fehler des Nächsten zu bedecken. Bald führte er die menschliche Schwäche an, bald die Heftigkeit der Versuchung, bald die große Zahl derjenigen, die ähnliche Sünden begehen. Waren die Fehler so offenkundig, daß sie sich gar nicht mehr verbergen ließen, so nahm er die Zukunft in Anspruch und sagte: „Wer weiß, ob sie sich nicht bekehren, und wer sind wir, daß wir unsere Brüder richten? Wenn Gott uns nicht mit Seiner Gnade unterstützte, so würden wir noch weit ärgeres thun, längst wäre unsere Seele in der Hölle." Ps. 93.

„Der Tag zählt 24 Stunden und einer jeden genügt ihr eigenes Elend. Die größten Sünder sind oft die größten Büsser geworden, wie David und viele Andere dessen Beyspiele sind. Sie bauten durch ihre Buße mehr auf, als sie durch ihr Aergerniß niedergerissen hatten. Gott weiß auch aus Steinen Kinder Abrahams zu erwecken. Die wunderbaren Umwandlungen Seiner Rechten bilden Gefäße der Schmach in Gefäße der Ehre um."

Niemals wollte er, daß man an der Bekehrung der Sünder verzweifeln sollte. Er hoffte bis zu ihrem letzten Athemzuge und sagte, dieß Leben sey eine Pilgrimschaft, während welcher diejenigen, die da aufrecht stehen, fallen, und Jene, welche gefallen sind, durch die Gnade wieder sich aufrichten könnten.

Er ging noch weiter, und wollte nicht einmal, daß man von solchen, die ein lasterhaftes Leben geführt hatten, nach ihrem Tode ein böses Urtheil fällte; Jene ausgenommen, von deren Verdammniß die heilige Schrift ausdrücklich spricht. Außer diesen Fällen wollte er durchaus nicht, daß man in das Geheimniß eingreifen sollte, das Gott Seiner Weisheit und Allmacht vorbehalten hat.

Sein vorzüglichster Grund war, weil, gleichwie die erste Gnade dem Menschen ohne sein Zuthun und Verdienst ertheilt ward, also auch die letzte Gnade, nämlich die Gnade der Beharrlichkeit das Verdienst des Menschen übersteigt. „Denn wer hat den Sinn des Herrn erkannt, oder wer ist sein Rathgeber gewesen?“ (Röm. 11.)

Darum sollte man, seiner Meynung nach, selbst nach dem Tode eines Menschen, wie furchtbar dessen letzte Augenblicke auch gewesen seyn mochten, Gutes für ihn hoffen, weil wir, da unsere Muthmassungen immer nur auf die äußerlichen Umstände sich gründen, allzuleicht der Täuschung ausgesetzt sind.

Es kam einmal eine Frauensperson vor ihn in den Beichtstuhl, und nachdem sie ein Leben entfaltet hatte, das ihres Standes unwürdig war, und end-

lich zum Schluße kam, sprach sie zu ihm: „Geliebter Vater, wie werden Sie mich künftighin betrachten?“

„Wie eine Heilige!“ antwortete er.

„Das werden Sie also,“ sprach sie, „wider Wissen und Gewissen thun?“

„Keineswegs, sondern mit Wissen und Gewissen!“ antwortete er.

„Wie ist dieß je möglich?“ fragte sie.

„Was in der Welt vorgeht, ist mir nicht gar so fremd,“ erklärte der Heilige, „daß ich nicht auch durch das öffentliche Gerücht so mancherley von Ihnen gehört hätte, und dieß schmerzte mich gar sehr, sowohl weil Gott dadurch beleidiget ward, als auch weil Ihr guter Ruf darunter litt, den ich nicht wohl verfechten konnte. Nun aber, da ich sehe, daß Sie durch wahre Buße mit Gott versöhnt sind, habe ich Mittel in Händen, Sie zu vertheidigen und zwar sowohl gegen die bösen Geister als gegen die Menschen, und kann mich allen üblen Nachreden gegen Sie kräftig widersetzen.“

„Aber geliebter Vater,“ entgegnete Sie, „hinsichtlich des Vergangenen wird man nur die Wahrheit sagen.“ „Wenigstens,“ sprach der Heilige, „haben Sie von frommen Seelen nichts zu fürchten. Und was das Murren der Pharisäer betrifft, so wird Jesus Christus Sie vertheidigen, wie Er die bekehrte Magdalena vertheidigte.“

„Aber,“ fuhr jene fort, „was werden Sie selbst denn von meiner Vergangenheit denken?“

„Nichts,“ versetzte der Heilige, „denn abgesehen davon, daß dieß uns nicht erlaubt ist, wie sollte ich je mit meinen Gedanken auf etwas verweilen, das vergessen, vernichtet und vor den

Augen Gottes vertilgt ist? — Wie auch sollte ich es anfangen, wenn ich an Nichts denken wollte, außer etwa, daß ich gar nicht dächte?"

„Kümmern Sie sich nicht um das, was ich denken könnte, denn was ich für Sie und über Sie denke, ist auf das Lob Gottes gerichtet. Mit meinen übrigen Gedanken will ich Ihm ein Fest feyern, ja feyern will ich dieß Fest mit den Engeln, die im Himmel der Bekehrung Ihres Herzens sich erfreuen."

Diese Person erzählte dieß seitdem einer Vertrauten, welcher ihre frühere Lebensweise nicht unbekannt war, und fügte noch bey, der Heilige habe dabey reichliche Thränen vergossen.

Da sie nun bemerkte, er weine gewiß über die Schändlichkeit ihrer Laster, habe er geantwortet: „Nimmermehr, ich weine vor Freuden über Ihre Auferstehung zum Leben der Gnade."

Oft hörte man, wie der Heilige die besondere Vorliebe der heil. Theresia für die Lebensbeschreibung solcher Heiligen lobte, die früher große Sünder gewesen, weil sie darin die hoch erhabene Milde der göttlichen Barmherzigkeit über das große Elend derselben leuchten sah.

116.

„Wer sich beklagt, der sündiget."

Einer der gewöhnlichen Sprüche des heiligen Sales war: „Wer sich beklagt, der sündiget." Er

sprach aber von solchen Klagen, die nicht weit von Murren entfernt sind, und sagte, Jene, die auf solche Weise klagten, versündigten sich; weil unsere Eigenliebe so ungerecht ist, daß sie immer das Unrecht vergrößert, das uns angethan wird, und übertriebene Ausdrücke anwendet, geringe Beleidigungen zu bezeichnen, die wir selbst als Kleinigkeiten ansehen würden; wenn wir sie Andern angethan hätten.

Er tadelt es keineswegs, daß wir Beeinträchtigungen, die unsern zeitlichen Gütern, unserem Körper oder unserer Ehre widerfahren, ruhig, friedlich, ohne Leidenschaft vor dem weltlichen Richter verfolgen. Aber die menschliche Schwäche ist so groß, daß es sogar vor den Schranken der Gerechtigkeit selbst sehr schwer ist, alle Aufwallungen zu bezähmen und die nöthige Gleichmüthigkeit zu bewahren, woher den auch das Sprichwort entstand, daß man in einem Zentner Rechtshändel nicht eine Unze christlicher Freundlichkeit finde.

Er wollte auch, daß man in Krankheitsfällen sein Leiden ganz einfach denjenigen angeben sollte, die geeignet wären, demselben abzuhelfen; da dieß dem Willen Gottes gemäß ist, der die Arzneikunde erschaffen, und den Arzt zu ehren befohlen hat.

Mit Ausnahme der Rechts- und Krankheitsfälle aber hielt er Klagen nicht allein für unnütz, sondern auch meist für ungerecht; weil es äußerst schwer ist, daß der Beleidigte und der Leidende bei ihren Klagen die Gränzen der Wahrheit und Billigkeit nicht überschreiten. Denn ob solche Unfälle uns aus unschuldigen oder aus schuldigen Ursachen widerfahr n, müssen wir unsern Blick immer zu der ersten Ursache er heben; diese aber ist der Wille Gottes, der beide nach seiner Weisheit anwendet; die erste auf bestimmte Weise, die

andere aus Zulassung, entweder um uns zu bessern, oder unsern Wachsthum in der Tugend zu fördern; so daß unsere Klagen immer auf gewiße Weise gegen Gott gerichtet sind.

Mehrere Personen, die diesem Heiligen in verschiedenen Krankheiten, besonders aber in seiner Todeskrankheit zur Seite waren, versicherten, man habe niemals eine Klage aus seinem Munde gehört. Er gab ganz einfach an, was er leide, und wie er sich fühle, ohne das Uebel weder zu vergrößern, noch zu verringern; ganz überließ er sich den Anordnungen der Aerzte und nahm die vorgeschriebenen Arzneien mit Muth und sogar mit einer Art Freude.

117.

Eine Erzählung des heiligen Salesius.

Ein Prälat von hoher Geburt war so leicht, Leute in seine Dienste aufzunehmen, daß er derselben dreimal so viel hatte, als er brauchen konnte, und ungeachtet dieser zahlreichen Dienerschaft, sehr schlecht bedient war; wohl aber um so sicherer ruinirt wurde. Denn dieß nöthigte ihn zu Ausgaben, die seine Einnahmen um ein Bedeutendes überstiegen; und er versank, wie wohl er sehr reich war, so tief in Schulden, daß seine Verwalter nur mit großer Noth die laufenden Ausgaben für den Unterhalt des Hauses bestreiten konnten.

Seine Verwandten, die in großem Ansehen standen, und seine mißliche Lage sahen, riethen ihm, we-

nigstens die Hälfte seiner Dienerschaft zu entlassen. Dieser Rath fiel dem guten Herrn sehr schmerzlich; da er indessen gefällig und nachgiebig war, willigte er gleichwohl in ihre Vorstellung.

Nun setzten sie ihm ein Verzeichniß seiner überflüssigen Diener auf; er aber ließ solche vor sich rufen, und befragte sie, ob sie seiner entbehren könnten? Die meisten aus ihnen, die bereits unter der Hand von ihrer Entlassung gehört hatten, fiengen an zu weinen; und Einer, der für alle das Wort nahm, sagte: „Gnädigster Herr! Wir finden in der ganzen Welt keinen bessern Herrn als Sie, und es ist keiner unter uns, der nicht in Ihrem Dienste zu sterben wünschte. Wir können wohl sagen, daß wir mit Ihnen Alles verlieren!“

„Wie,“ erwiederte der Prälat, „so bin ich euch also nothwendig?“ — „Ach! so nothwendig, Gnädigster Herr,“ antwortete jener, „daß wir, wenn Sie uns verstoßen, alle unglücklich sind.“

„Nun denn sage ich euch,“ rief der gute Prälat, „so wird nichts aus dem Rath werden, den man mir ertheilt hat! Bleibt alle bei mir, meine Kinder; die einen, weil ich sie brauche; die andern aber, weil sie mich brauchen, und meiner nicht entbehren können. So lange ich Brot habe, wollen wir miteinander theilen; habe ich keines mehr, so wollen wir alle mitsammen Hungers sterben.“ Und bei diesen Worten weinte er mit seinen armen Dienern zugleich.

Nichts desto minder entließ er sie nach und nach; aber er sorgte für sie, indem er sie bei seinen Freunden unterbrachte. Manche auch fanden durch seine Empfehlung und sein Ansehen sonst ein anständiges Unterkommen.

„Selig die Gütigen und Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“

118.

Die Straße der Frömmigkeit.

Jahrhunderte hindurch wurde eine Straße in Bologna die Gasse der Frömmigkeit (la strada pia) genannt, weil in selber, der Sage nach, ein Werk der höchsten christlichen Frömmigkeit geschehen ist. Dort wohnte nämlich eine adeliche und reiche Wittwe, die Mutter eines einzigen Sohnes, der die Freude ihres Lebens war. Als dieser Sohn, ein Knabe noch, spielend auf der Gasse sich aufhielt, und gegen einen Fremden, der im Vorbeigehen ihn gestört hatte, sich entrüstete, ward dieser gleich von solchem Jähzorne entflammt, daß er seinen Degen zog und dem Knaben den Todesstoß versetzte. Kaum war die unsinnige That geschehen, als der Mörder von Angst und Entsetzen überfallen ward; mit der Klinge in der Hand, die noch vom Blute rauchte, sprang er in das nächste Haus, dessen Pforte eben offen stand, eilte die Stiege hinauf, fand die Frau des Hauses, warf sich ihr zu Füssen und beschwor sie bei der Liebe Gottes, ihm einen Zufluchtsort zu gönnen, wo er sich verbergen könnte. Obwohl von Entsetzen durchschauert, gewährte sie seine Bitte; aber während sie einen solchen Ort ihm zeigte, waren auch die Gerichtsdiener, dem Thäter nachspürend, ins Haus gekommen. Die Matrone, da sie durch ihr Verspre-

chen gebunden zu seyn meinte, beantwortete ihre Fragen nicht, sie überreichte ihnen alle Schlüssel und sprach: „Es steht euch frei zu suchen, sehet selber!“ Da sie aber nach vergeblichem Suchen wieder das Haus verließen, rief Einer von ihnen: „Diese gute Dame scheint nicht zu wissen, daß es ihr eigener Sohn ist, welcher ermordet worden; sonst wäre sie die Erste gewesen, die den Mörder uns ausgeliefert hätte, statt ihn zu bergen.“ Die unglückliche Mutter hörte das, der Leichnam ihres Sohnes ward ihr endlich auch gezeigt; ihr Blut erstarrte, der Schauder des Entsetzens rüttelte ihre Glieder. Sie verschloß sich in ein einsames Zimmer; da warf sie sich auf ihre Kniee, und ihr Auge fieng an, zu Gott zu thränen. Bald wieder durch die Gnade, die im reichen Maße ihr gegeben war, gestärkt, brachte sie die herbe Kränkung dem Herrn als ein Opfer dar, und gelobte zur Ehre des göttlichen Gesetzes und des Evangeliums, nicht allein dem Mörder gänzlich zu verzeihen, sondern auch zum Zeichen dieser herzlichen Verzeihung ihn statt des Getödteten zum Sohne anzunehmen; und sie verwendete für ihn so viele Bitten, und brachte so namhafte Opfer für das gemeine Beste, daß die Richter um ihretwillen dem Verbrecher die Freiheit beließen, an welchem sie auch, was sie gelobt, ans Werk gesetzt hat.

So erzählt es die alte Sage von der Wittwe zu Bologna. Doch was diese an Einem Menschen heldenmüthig gethan, hat Maria die allerseligste Jungfrau an Unzähligen erwiesen. Sie hatte einen einzigen Sohn, einen göttlichen Sohn, den einzigen, Den seine Mutter nicht blos lieben, sondern auch anbeten durfte. Wer hat diesen Sohn getödtet? Jeder Sünder, wir Alle; denn die Sünde ist es, welche Ihn

gekreuziget hat, und nach der Rechtfertigung von neuem Sünde begehen, heißt jedesmal soviel, als Ihn von neuem kreuzigen. Wenn wir nun nach der That unsere Gefahr erkennen, wenn die Rachegeister uns verfolgen, wenn wir ahnen, wie schrecklich es sey, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen: wohin flüchten wir dann, wem werfen wir uns zu Füssen, wessen Fürsprache rufen wir an? O wunderbare Anordnung der göttlichen Langmuth! Wir flüchten zu jener, welche die Kirche nicht umsonst eine Zuflucht der Sünder grüßet, zur Mutter des Versöhnten, des Beleidigten, des Gekreuzigten selbst, und siehe, so hat es ihr Sohn verordnet, sie gewähret uns ihren Schutz, sie versagt uns nicht ihre liebreiche Fürsprache, sie nimmt als ihre Kinder uns auf.

119.

Maria Elisabeth von Ranfain.

(Stiftung des Ordens unserer lieben Frau von der Zuflucht Notre Dame du refuge in Nancy.)

Leben der Stifterin.

Wir sehen in dem Leben der Stifterin dieses Ordens die allgemeine Erfahrung bewährt, daß Menschen, die Gott zur Ausführung großer geistlicher Wohlthaten erwählte, meistens eine Lebensbahn voll der heftigsten Hindernisse, Demüthigungen, Leiden und Anfechtungen zu durchkämpfen hatten. Seit Gott

für die Schuld des Menschen der Erde geflucht, daß sie ihm Disteln und Dorn trage, und er im Schweiße seines Angesichtes sein Brod esse, muß auch der, der gute Werke auszuführen berufen ist, zuerst den Acker mit großer Mühseligkeit bauen. Ja es scheint, als müsse die große Gnade, das Gute thun zu können, in ernsten Kämpfen erst errungen werden. Sich selbst und die Welt und ihren Fürsten müssen die Helden besiegen, und es scheint eine finstere, dem Guten feindselige Macht in stetem Kampfe gegen sie, als ahne und fürchte sie das Gute, das diese Seelen einst wirken sollen. Aber alle diese von Gott zugelassenen Anfechtungen selbst sind, überstanden, die Schule, aus welcher die Meister des Guten hervorgehen.

Maria Elisabeth von Ranfain, geboren zu Remirmont am 30. Oktober 1592, war das einzige Kind des Johann Leonhard von Ranfain und seiner Gemahlin Claudia von Magnira, beyde aus altadelichem Geschlechte dieser Stadt. Von ihrer zartesten Jugend an führte sie eine innere Stimme zu großer Frömmigkeit, Selbstüberwindung und mancherlei Abtödtungen, welche von einem Kinde ihres Alters nicht zu erwarten, und im jungfräulichen Alter verdoppelt, erst von ihren Eltern bemerkt wurden, da sie im Begriffe, ihre sehr schöne, geist- und talentvolle, durch Tugend und Sitte gleich anmuthige Tochter in die Welt einzuführen, deren demüthige Erklärung empfingen, sie fühle sich dem Ehestande durchaus abgeneigt, und zum klösterlichen Leben berufen.

Maria Elisabeth war damals 14 Jahre alt, und sie, das gehorsamste ehrerbietigste Kind, betrat nun eine Laufbahn steter Quälereien und Verfolgungen von Seite ihrer Eltern, deren bisherige große Liebe sich in offenbaren Haß verwandelt zu haben schien.

Ihre Mutter verbrannte ihr alle Erbauungsbücher, zwang sie, Romane zu lesen, drang ihr weltsinnige Gefährtinnen auf, und bemühte sich durch den ausgesuchtesten Putz die große Schönheit ihrer Tochter noch glänzender zu machen. Endlich ließ sie dieselbe eine Zeitlang in dem Hause einer Freundin leben, in welchem sie fortwährend glänzenden Gesellschaften von jungen Weltleuten beywohnen mußte, durch deren Schmeicheleien sie den Ernst ihrer Tochter zu erschüttern suchte. Diese aber besiegte alle Versuchungen durch Gebeth, Enthaltsamkeit, und den häufigen Gebrauch der heiligen Sakramente. Als sie nach Hause zurückgekehrt, nicht im mindesten anders gesinnt erschien, erbitterte das Herz ihrer Mutter auf eine traurige Weise. Wenn Maria Elisabeth die unaufhörlichen Schmähungen und Schimpfreden ihrer Mutter still wie ein Lamm ertrug, ergrimmte diese in dem Maße, daß sie ihr armes Kind oft mit Schlägen so lange mißhandelte, bis es wie todt zur Erde sank. Einmal überließ diese verkehrte Frau sich der Wuth, sie zu mißhandeln in solchem Grade, daß ihre Anstrengung sie selbst zwey Monate lang auf das Krankenlager warf. Während dieser Zeit genoß die arme Maria einen kurzen Frieden, und stärkte sich im Gebethe zu neuen Leiden. Die Mutter, kaum genesen, begann ihre Verfolgungen von neuem; sie bedeckte ihre Tochter mit den schmutzigsten Lumpen, führte sie selbst durch die volkreichsten Straßen von Remirmont, und erklärte sie vor allen Menschen, welche still stehend den seltsamen Aufzug anstaunten, für wahnsinnig. Maria Elisabeth, öffentlich verhöhnt, dankte in ihrem schuldlosen Herzen ihrem göttlichen Meister für die Gnade, eines seiner Leiden theilen zu dürfen, und wuchs durch die Geduld, mit

welcher sie diese bittere Mißhandlung ertrug, in allen christlichen Tugenden.

Ihre Eltern, fest entschlossen, sie zum Ehestande zu zwingen, schlossen ohne ihr Mitwissen einen Ehe-Contract zwischen ihr und einem bejahrten Ehemanne, Hrn. Dubois, ab, der viele Kinder aus früherer Ehe hatte. Sie bedrohten ihr Leben, wenn sie nicht einwillige; sie aber antwortete mit Thränen, daß sie Klosterfrau werden wolle, und ward in dieser großen Bedrängniß sehr krank. Herr Dubois, durch das Gerücht von ihren Leiden unterrichtet, besuchte sie, und erbot sich, von seinen Bewerbungen abzustehen, wenn sie nicht darein willige. Sie gestand ihm aufrichtig, man wolle sie zwingen zu heurathen, da sie doch einen dringenden Beruf fühle, sich Gott ausschließlich zu weihen. Auf die Redlichkeit dieses Mannes vertrauend tröstete sie sich und begann zu genesen. Aber er hatte nur geheuchelt, um sie auszuforschen; ihre Erklärung setzte ihn in Wuth, und kaum vermochten seine Freunde, seinem Zorne Einhalt zu thun. Er drang auf die Verheurathung; die Eltern ließen die Unglückliche, die kaum auf ihren Füßen stehen konnte, aus dem Bette heben und zur Kirche führen, und da sie unter den Drohungen der Ihrigen keine Hülfe mehr wußte, nahm sie das schwere Kreuz auf sich, ihren Eltern gehorsam, einem Manne, den sie haßte, ihre Hand vor dem Altare zu reichen.

Hatte sie vieles durch ihre Aeltern erlitten, so erlitt sie noch mehr durch die grausame Gemüthsart ihres Eheherrn. Er bewies ihr seine Verachtung vom Anfange ihrer Verbindung an. Er besaß in ihr die schönste, tugendhafteste, liebenswürdigste Frau des Landes, und trieb seine Verhältnisse mit andern Wei-

dern, um sie zu kränken, bis in ihre Gegenwart. Er nahm ihr die Führung des Hauswesens und gab die Schlüssel den Dienstboten, welche unter ihren Augen die größte Verschwendung trieben. Ihre unerschütterliche Sanftmuth und Geduld steigerte seine Verfolgung von Verachtung bis zu den heftigsten Schimpfreden und endlich zu Schlägen und grausamen Mißhandlungen. Oefters ließ er seine Frau trotz ihrer sehr zarten Constitution, wenn er über Land ritt, zwei bis drei Meilen Wegs neben sich her zu Fuß gehen. Mehrmals zwang er sie, ihrer hohen Schwangerschaft nicht achtend, auf unbändigen Pferden, die er selbst nicht zu besteigen wagte, neben ihm herzureiten. Einmal an einem sehr kalten Tage mit ihr über Land reitend, zwang er sie, mit ihm einen reißenden Fluß zu durchreiten. Sie saß auf einem kleinen schwachen Pferde, und er auf einem sehr starken. Ihre Vorstellung half nichts, sie mußte ihm folgen; das Wasser riß sie mit dem Pferde weit stromabwärts, ohne daß dieser grausame Mensch ihr irgend zu helfen suchte; nur durch den Beistand einiger barmherzigen Bauern ward ihr Leben gerettet. Er erlaubte ihr nicht, da sie von Wasser triefte, sich in einem Hause zu trocknen, sie mußte in der heftigen Kälte noch zwei Meilen mit ihm fortreiten.

Ihre Dienerschaft und ihre Stiefkinder ahmten der Gemüthsart ihres Mannes nach. Besonders litt sie von einer Stieftochter das Aeußerste. Aber ihre Sanftmuth und Geduld, und ihre stete Vereinigung mit Gott empörten diese Werkzeuge der Hölle. Ihre Stieftochter reichte ihr, da sie im Begriffe war, mit ihrem Manne über Land zu reiten, eine vergiftete Suppe. Sie eckelte ihr an, sie wollte sie ablehnen, aber dem Befehle ihres Gemahls gehorchend, aß sie die

Hälfte. Kaum war sie eine halbe Meile geritten, als das Gift zu wirken begann. Auf ihre Klagen verhöhnte sie ihr Mann als ein verzärteltes Geschöpf, und nur mit der höchsten Anstrengung erreichte sie den Ort ihrer Bestimmung. Kaum abgestiegen mußte man sie unter großen Schmerzen zu Bette bringen. Ihr grausamer Eheherr vergönnte ihr die Ruhe nicht lange, und sie mußte auf seinen Befehl, trotz der heftigsten Colik bei der Mahlzeit erscheinen. Aber bald fiel sie in so heftige Convulsionen, daß man sie nach Hause zurückbringen mußte. Hier kam sie bis zum Rande des Grabes, und nur ein heftiges Erbrechen die ganze Nacht hindurch bewahrte sie zu noch größeren Leiden. Diese Vergiftung war nicht die einzige, aus welcher die Vorsehung ihr Leben rettete.

Alle diese Mißhandlungen vermochten nie, ihr auch die mindeste Klage gegen andere zu entreißen, noch ihre Liebe gegen ihren Gemahl zu schwächen. Die glücklichste liebendste Frau konnte ihrem Manne nicht treuer, dienender und unterwürfiger anhängen. In Hitze und Kälte machte sie die beschwerlichsten Wege mit ihm, wie sehr sie auch dabei litt. Er lag oft sechs Wochen am Podagra krank zu Bette, sie verließ ihn nie, sie diente ihm wie eine Magd. Er aber war nie zufrieden, und verdoppelte er seine Beleidigungen gegen sie, so verdoppelte sie ihre Ehrerbietung, Liebe und Sorgfalt. Sie übte einen Gehorsam gegen ihn, so willenlos, als er je unter geistlichen Gelübden geübt wird. Sie gehorchte seinen Winken, ja kam ihnen zuvor. So sehr sie in ihrer Jugend zu Bußübungen geneigt war, so unternahm sie doch nichts dergleichen ohne seine Erlaubniß.

Gott krönte ihre Sanftmuth und Geduld mit dem schönsten Lohne, er gab ihrem Eheherrn die Gnade

der Bekehrung. Die göttliche Kraft der vollkommen christlichen Liebe zeigte sich wunderbar an ihm, ihr Ringen und Bethen um sein Heil ward erhört. Er ward sanftmüthig, friedfertig und barmherzig gegen die Armen, und starb im April 1616 mit den Zeichen einer aufrichtigen Reue und Buße.

Als eine 23jährige Wittwe, Mutter von drei Töchtern, die ihr von sechs Kindern geblieben waren ging sie größern Leiden als vorher entgegen. Ihr Gemahl ließ ihr Schulden zurück; ihrem Vater, der sich wieder verehelichte, opferte sie das beste Theil ihres mütterlichen (Vermögens) Erbes. Sie widerstand mehreren Ehegesuchen, gelobte Unehelichkeit, legte alle seidene Stoffe ab, kleidete sich in Wolle, und da sie nun unabhängig war, ergab sie sich mit dem ganzen Eifer ihres Herzens den geistlichen Uebungen. Aber ihre Leiden waren noch nicht erschöpft, war das Kreuz, das ihr in der Jugend aufgelegt worden, in ihrem Ehestande viel schwerer, so wuchs es in ihrem Wittwenstande, um sie schier zu erdrücken. In ihrem 25sten Lebensjahre kamen furchtbare, seelische und körperliche Leiden über sie, jener Art, welcher die Wissenschaft allerlei Namen und keine Hülfe gibt, die die Kirche aber dämonische nennt. Ihre Zustände und Martern waren von den schrecklichsten dieser Gattung, doch auch sie vermochten ihr keine Klage zu entreißen, und sie bat Gott, wenn es sein heiligster Wille sey, sie ewig in dieser Marter zu lassen. Oft ward sie in ihren Anfällen so heftig emporgerissen, daß fünf der stärksten Männer sie nicht zu halten vermochten, sie kletterte auf hohe Bäume, und ward wie ein Eichhorn schnell von Zweig zu Zweig getrieben. Die Aerzte erklärten ihren Zustand außer dem Bereiche ihrer Kunst, und der Bischof von Toul übergab sie dem Exorzismus,

und rieth ihr, da dieser durch höhern Befehl unterbrochen wurde, ihr Heil wallfahrtend an Gnadenorten zu suchen. In Begleitung eines frommen Priesters, ihrer ältesten Tochter, und zwei weiblichen und zwei männlichen Dienstboten besuchte sie während 9 Monaten viele Kirchen. Oft mußte sie mehrere Wochen wegen der Heftigkeit ihrer Zustände an einem Orte bleiben. Endlich fand sie zu Liesse in der Kirche Notre Dame de Liesse die Befreiung von ihrem Uebel und ward völlig gesund. Durch ihre Leiden ward sie in das Gerede des ganzen Landes gekommen, und sie, die nach nichts mehr, als nach Verborgenheit strebte, war den verkehrtesten Urtheilen Preis gegeben. Sie sollte dem Widerspruche ausgesetzt seyn, daher schrieb man, als sie krank war, gegen die Wahrheit ihrer Krankheit, und als sie genesen war, gegen die Wahrheit ihrer Genesung.

Da sie nun gänzlich hergestellt mit ihren drei Töchtern in Nancy lebte, zögerte sie nicht länger, ihrem frühern Berufe zum klösterlichen Leben endlich entgegen zu gehen. In der Wahl verschiedener Klöster traten ihr mannigfache Hindernisse entgegen. Sie betete, um den Willen Gottes zu erkennen, und wurde überzeugt, daß sie in die Fußstapfen des guten Hirten treten solle, der das verlorne Schäflein zurückträgt. Ja es ward ihr diese Erkenntniß so lebhaft gegeben, daß sie im Gebete die Empfindung erhielt, als werde ihr ein solches verlornes Schaf wirklich auf die Schultern gelegt. Hiedurch nun ward sie zu einem Gelübde bewogen, für gefallene Mädchen und Frauen, die sich bekehren wollten, zu sorgen.

Im Jahre 1623 ward Elisabeth von einer Frau aufgesucht, deren große Barmherzigkeit bekannt war.

Diese erzählte ihr: zwey unsittliche Mädchen, die sie auf der Straße gefunden, und von ihrem Elende gerührt, zu einem bessern Leben ermahnt habe, hätten ihr weinend versichert, sie wollten ja gerne ihren schändlichen Wandel verlassen, aber sie seyen überall ausgestoßen, keine Zuflucht stehe ihnen offen, als die Häuser des Lasters. — Gerührt sprach Frau Dubois: „Wir müssen für sie sorgen, oder Gott wird schwere Rechenschaft von uns fordern."

Sie nahm diese zwei elenden Geschöpfe in ihr Haus und behandelte sie mit ungemeiner Liebe und Sanftmuth. Bald suchten an zwanzig solcher Sünderinnen die eröffnete Zuflucht aus dem Verderben. Mit Lumpen bedeckt, baarhaupt und baarfuß von schändlichen Krankheiten zerstört, fanden sie Hülfe, Nahrung, Kleidung, Unterricht und Aussöhnung mit Gott bei Fr. Dubois, die sie mit der herzlichsten Liebe und rührendsten Sanftmuth aufnahm, denn sie sah in ihnen nichts anderes, als verführte und verlassene Glieder der Kirche, des Leibes Jesu Christi und hätte gern ihr Leben selbst für ihr Heil hingegeben. Wenn sie nicht selbst bei diesen armen Geschöpfen seyn konnte, so mußten ihre drei Töchter, von welchen die jüngste erst fünfzehn Jahre alt war, ihnen dienen. Die eine kochte für sie, die andere diente ihnen zu Tische, die dritte las ihnen erbauliche Bücher vor, und betete mit ihnen. Die Welt schmähte sie wie sie den Erlöser schmähte, Der Sich liebevoll der öffentlichen Sünderin erbarmte, aber die große Gnade, die sich in ihrem Werke zeigte, erweckte ihr auch Freunde. Der Bischof von Toul ermunterte sie zur Ausdauer und gab der Genossenschaft den ehrwürdigen Vater Poire von der Gesellschaft Jesu zum Gewissensführer. Der folgende Bischof aus dem Hause

Lothringen war durch die ernste Umwandlung der Büßerinnen in diesem Hause so sehr von dem Segen dieser Genossenschaft überzeugt, daß er sie nach mannigfacher Berathung in einen geistlichen Orden zur Bekehrung verlorener Mädchen erhob. Neun aus den Büßerinnen, welche die christliche Liebe gleich andern Magdalenen in Freundinnen Jesu verwandelt hatte, wurden ausgewählt unter der Leitung einiger sittenreiner Personen, welche bei der Gründung die Mutter Dubois und ihre drei Töchter waren, die Gelübde abzulegen, und so empfingen am 1. Jänner 1631 eilfe von ihnen, worunter die Stifterin und ihre drei Töchter, das Kleid als Chorschwestern und zwei als Laienschwestern aus der Hand des Vaters Poire, welcher die Stelle des damaligen Superiors Viandin, Domscholasten von Toul vertrat, weil dieser krank war. Die Mutter Dubois wurde Maria Elisabeth vom Kreuz; die älteste Tochter Maria Paula von der Menschwerdung, die zweite Maria Dorothea von der heiligen Dreifaltigkeit, die dritte Maria Columba von Jesu genannt. Der Pabst Urban VIII. bestätigte 1634 den Orden durch eine Bulle, und am 1. Mai dieses Jahres thaten die Mutter Elisabeth, ihre drei Töchter und deren Halbschwester aus des Herrn von Ranfain, zweiter Ehe unter den Namen Maria Angela vom Kreuz und zehn Büßerinnen Profeß in die Hände des Herrn Dallamont, Abts von Beaupré, der damals Superior ward. Die übrigen Büßerinnen blieben in der Gesellschaft als in ihrer einstweiligen Zuflucht. Der Abt Dallamont that ein Gelübde, seine Hülfe nie von dem Hause abzuwenden, und nie eine Veränderung in den Hauptpunkten seiner Regel zu dulden. Sechs andere Ehrenmänner, worunter Herr Rennel, Staats-

rath des Herzogs von Lothringen, gelobten dasselbe. Bald darauf wurde das Kloster der Magdalonetten zu Nancy, in welches ausschweifende Personen zur Züchtigung gethan wurden, durch den Bischof der neuen Regierung des neuen Klosters unserer lieben Frau von der Zuflucht untergeben, und diese Personen kamen alle in dasselbe Haus und nahmen dieselbe Regel und Kleidung an.

Nach einiger Zeit verlangte Avignon ein Haus dieses Ordens. Die Mutter Elisabeth reisete nebst ihrer ältesten Tochter in Begleitung des Abts Dallamont dahin, gründete das Haus, und ließ ihre Tochter als Oberin zurück. Nach Nancy zurückgekehrt, rief der Herr seine treue Nachfolgerin von ihrem Dienste ab. Die gute Mutter Elisabeth vom Kreuz starb am 6. Jänner 1646 im 56 Jahre ihres Lebens, nachdem sie ihre Klosterfrauen und alle armen Töchter der Zuflucht unter dem Beispiele der Demuth, der Geduld, des Gehorsams und aller Tugend mit großer Sanftmuth und christlicher Liebe regieret hatte. Drei Tage lang mußte ihre sterbliche Hülle in der Kirche ausgesetzt bleiben, um die fromme Neugier des Volkes zu befriedigen, welches durch ihren Wandel und den Segen ihres Werkes eine vollendete heilige Seele in ihr geliebt hatte. Man setzte sie hierauf in einem bleiernen Sarge, der von einem hölzernen umgeben war, unter dem Choraltar der Klosterkirche bei. Ihr Herz aber, das von so heiliger Nächstenliebe bewegt war, wurde als ein rührendes Pfand des Dankes und der Erinnerung in das Kloster nach Avignon gebracht und dort in einem silbernen Behälter würdig bewahrt. Wohl würdig einer solchen Ehre war dieses Herz; denn wenn wie in unsern Tagen einen Rechtsstreit zwischen zwei Städten

erlebten, welche aus ihnen das Herz des Tonkünstlers Gretry bewahren sollte, so geschah dieses doch wohl wegen der angenehmen Harmonieen, womit einst der Besitzer dieses Herzens die Herzen seiner Zuhörer rührte. Aber das Herz der Elisabeth von Ranfain hat größere Wunder der Rührung gethan; der christlichen Liebe, welche darin spielte, konnten die Felsen und wilden Thiere, die verhärtesten Gemüther und die wildesten Leidenschaften nicht widerstehen. Der Einklang dieses Herzens mit dem Herzen Jesu Christi verwandelte die Härte und Grausamkeit eines heftigen Mannes in Milde und Barmherzigkeit, und rief viele von den unreinen Leidenschaften in die Wüste getriebene Seelen zu den Füßen des Erlösers in die Gesellschaft Magdalenas zurück. Ein Gelingen, welches die Welt, der das Verführen der Unschuld und das Privilegiren des von ihr geschaffenen Lasters so leicht wird, eben so leichtsinnig für schier unmöglich hält. Im Jahre 1652 ward der Leib Elisabeth festlich erhoben und in ein anderes Grab übersetzt, das man im Jahre 1667 mit Gemälden verzierte. Ein Monument von schwarzem Marmor, wurde mit ihrem Lobe bezeichnet, und mit einem Gitter umgeben und die Ruhestätte der frommen Stifterin des Zufluchtsortes für Sünder ward für Viele ein gesegneter Zufluchtsort des Gebetes und Viele verließen ihn erquickt und getröstet. — Ausser Nancy und Avignon erhielt der Orden Häuser zu Toulouse, Rouen, Arles, Montpellier, Dijon, Besancon, Puis, Nismes und St. Roche. — Unter den Schutz der heiligen Jungfrau den Zufluchtsort der Sünder stellend, folgten sie der Regel des heil. Augustinus, den sie für ihren Patron erkannten, so wie den heil. Ignatius, aus dessen Satzungen ein Theil ihrer Re-

gel entnommen ward, weil sein Eifer in der Bekehrung der Sünderin zu Rom ihrer Lebensaufgabe verwandt war. — Ihre Gesellschaften umfaßten immer einen dreifachen Rang. Erstens eine bestimmte Anzahl von untadelhaften sittenreinen Personen, welche sich der Rettung und Führung verlorner Frauenzimmer weihten. Aus ihnen wurden die Oberinnen und Vorsteherinnen anderer hohen Aemter durch die Bestimmung der geistlichen Obrigkeit ernannt, und sie legten ausser den gewöhnlichen Ordensgelübden auch jenes ab, ihre Anzahl nie vermehren zu lassen, damit den Büsserinnen nie die Zufluchtsstellen fehlen konnten. — Der zweite Rang bestand aus jener Auswahl der Büßerinnen, welche in der Tugend am weitesten gefördert, zum Klosterleben geschickt waren ꝛc. diese wurden zu demselben Gelübde zugelassen, und lebten mit dem ersten Range in vollkommenem Vereine. — Der dritte Rang enthielt jene Freiwilligen und gezwungenen Büßerinnen, welche weder durch Willen, noch Zustand zu den Gelübden geeignet waren. Sie wurden in getrennter Clausur von Personen des ersten Ranges in einer Lebensweise regieret, von welcher sich diese allein durch die Feierlichkeit der Gelübde und die Heiligkeit des Kleides unterschieden.

Eine verheirathete Büßerin konnte ohne Einwilligung ihres Mannes oder gerichtliche Scheidungsurkunde nicht aufgenommen werden. Die Armuth der Häuser allein, wenn alle Mittel zu ihrem Unterhalte erschöpft waren, durfte auch manchmal solche abweisen, die gar nichts beitragen konnten, und die Weisheit wies jene zurück, welche der Genossenschaft gefährlich werden konnten. Den Klöstern war ein Rath aus regulirten Priestern und Laien der Stadt zugeordnet, welche dieß Amt aus christlicher Liebe ver-

walteten. Dieser Rath wählte mit der Oberin den geistlichen Superior, den der Bischof bestätigte. — Die Hauptbeförderer dieser Ordensgründung waren Karl IV. Herzog von Lothringen und der Kardinal Bevülle, der Bischof zu Toul Johann des Porzelez de Maillane, der Generalvikar von Toul Hr. v. Mouleon, der Archidiakon von Langres Herr Rose, und Herren Viardin, Dallamont und Renel, welche drei letztere im Rufe der Heiligkeit starben. Ihre großen Wohlthaten und das Leben der Stifterin und ihrer drei Töchter hatten die dankbaren Klosterfrauen niedergeschrieben. Diese Klosterfrauen trugen ein Kleid von röthlich brauner Serge mit weißem Skapulier, darüber im Chore und bei Ceremonien einen röthlich braunen Mantel. Einige hatten ein Cruzifix in der Gegend des Herzens befestigt. Ihr Siegel war der Name Jesus. Innocenz XI. erlaubte ihnen am 30. Jänner mit eigenen Amte das Fest der heiligen Maria von Zuflucht zu feiern und verstattete ihnen eine Bruderschaft unter demselben Namen. Es gab auch noch andere Häuser, eben so genannt, und zu ähnlichem Zwecke, aber sie waren meist nur weltliche Vereine.

Wir haben diesen so rührenden und wohlthätigen nun zerstörten Orden etwas ausführlicher berührt, (so fährt der würdige Erzähler dieses fort,) weil er ein Erbarmen thätig übte, das nur in der Kirche in solchem Grade geübt werden konnte. Nur die Kirche vermochte dem heldenmüthigen Entschlusse keuscher und frommer Jungfrauen, sich mit verworfenen ehrlosen Sünderinnen schwesterlich zu vereinigen, und um ihre Schande zu bedecken, und ihre Buße zu ehren um Jesu willen, den ehrwürdigen, heiligen Charakter der geweihten Bräute Jesu Christi aufzudrücken. Nur die Kirche konnte durch Weihe und geschlossenen

Stand den armen Büßerinnen den heiligen öffentlichen Charakter der Aussöhnung mit Gott und den Menschen, konnte ihnen die Ehre allein wieder geben. Wie selten, wie schwer finden solche Verlorne in der Welt den Rückweg aus dem Laster und, hat sie die Gnade Jesu Christi im äussersten Elend einmal augenblicklich gerührt, so bleibt ihnen doch alle Zuflucht verschlossen, und nur die Häuser des Lasters öffnen den Schwachen, Versuchten, Verworfenen, Verarmten ihre verfluchten Thüren. Solche verlorne Wesen, zu deren Untergang die Welt alle Mittel, schlechte Kinderzucht, übles Beyspiel der Eltern, Verfall religiöser Bildung, Verbreitung weltlicher weichlicher Leserei, Kleiderpracht, Tanz und Schauspiel und sogenannte Aufklärung, wie übergoldete Netze des Bösen mit großen Unkosten und großer Hoffahrt aufstellt, solche verlorne Wesen, denen die Welt so viele Veranlassungen des Lasters öffnet, werden im Gerichte Gottes den Verführern, den direkten und indirekten Beförderern der Verführung, den Verhinderern der Besserung und den Zerstörern der Häuser der Zuflucht gegenüber stehen. Wie werden dann diese bestehen, welche sie in einen Stand gesetzt, sie darin erhalten, und ihnen daraus die Rückkehr schier unmöglich gemacht haben, in einen Stand, den die Gesellschaft ausstößt, und der selbst jenen die Schmach der Verläumdung anheftet, die sie daraus retten wollen.

Unselige Geschöpfe! welche in Häusern verzweifelnd sterben, in welche der Priester in vielen Fällen nicht eingehen darf, die Sakramente der Aussöhnung und Vereinigung mit dem Leibe Christi an der Todespforte zu spenden. Gerechter, nothwendiger aber schrecklicher Fluch, der diesen Häusern angeheftet ist! Heilige Kirche! du Brautleib des Erlösers, der trocke-

nen Fusses über das Meer wandelte, der die büßenden Sünder Seine lieben Brüder nannte, und sie zu Seinen Heiligen erhob; heilige Kirche! nur du hast Zufluchtshäuser gegründet und geöffnet, mitten in den bodenlosen, rettungslosen Wogen des weltlichen Lebens, wo ein Gnadenwort der Reue dieser Verlornen, wie ein himmlisches Saamenkorn in gutem Boden, gehütet von gesegneten Mauern der Zucht, gepflegt von heiligen Händen christlicher Liebe, begossen von den Gnadenströmen des Gebets, gestüzt an der Lehne des heiligen Beispiels, aufkeimen, emporwachsen, die duftende Blüthe der Aussöhnung gewinnen, und die Früchte der Heiligung in wiedergeborener Ehre tragen konnte. — Ach! wo sind diese deine Zufluchtshäuser hingekommen, welche Klugheit des Fürsten der Welt hat sie zerstört? — Die Verführer haben die frommen Stiftungen zur Rettung der Verführten aufgefressen, um die Häuser der Schande zu erhalten. — Aber noch ist möglich, was die selige Mutter Elisabeth vom Kreuz vermochte, denn noch sind viele Elende da, die wie jene beiden zu Nancy sprechen: „Wir wissen nicht wohin, nur die Häuser der Schande stehen uns auf.“ O möchte diese Betrachtung irgend wohlwollende Herzen rühren, daß sie sich verbinden, zu thun, wie Elisabeth that! Er, der ihr Hülfe, Freunde und eine beseligende Lebensaufgabe gegeben, wird sie auch ihren Nachfolgern geben.

120.

Menschliche Gebrechlichkeit.

Ein Mitglied eines geistlichen Vereins hatte sich, wiewohl nur aus Schwäche einer schweren Ver-

irrung schuldig gemacht. Die Sache wurde sehr schneidend beurtheilt und mit den bittersten Ausfällen gerügt. Der heilige Salesius, der Zeuge dieser strengen Zensur war, sagte nichts weiter, als: „Menschliches Elend, menschliches Elend!“ Ein anderesmal brach er in die Worte aus: „Wir sind von lauter Schwächen umgeben!“ Bei einer andern Gelegenheit sagte er entschuldigend: „Wir können aus uns selbst nichts, als sündigen.“ Noch ein anderer Vorfall drängte ihm die Aeußerung ab: „Wir würden es noch weit ärger treiben, wenn Gott uns nicht mit Seiner Rechten hielte und uns nicht durch Seinen heil. Willen führte.“

Als er zuletzt sah, daß man des herben Tadels kein Ende finden konnte, die Sache immerfort vergrößerte und heller ausmalte, rief er aus: „O! der glücklichen Verirrung, die so viel Gutes erzeugt. Diese Seele würde mit vielen Andern verloren gegangen sein, wenn sie dieses Fehltrittes sich nicht schuldig gemacht hätte. Dieser Fehltritt wird für sie zum Gewinne werden, und überdieß noch vielen Andern zum Vortheil gereichen.“ Dieses prophetische Wort wurde von Einigen sehr übel aufgenommen. Doch die Folge bewies, daß der Heilige recht hatte, denn diese beschämte Sünderin bekehrte sich auf eine so ausgezeichnete Weise, und wirkte durch ihr Beispiel so heilbringend auf ihre ganze Gemeinde ein, daß die Ehre Gottes dadurch nicht wenig befördert wurde.

121.

Versöhnung am Schlachtfelde.

Während der Belagerung von Namur, welches Oesterreicher und Engländer im Anfange des vorigen Jahrhunderts belagerten, kannte man in dem Regiment des Obersten Hamilton, einen Unteroffizier Namens Union, und einen gemeinen Soldaten, der sich Valentin schrieb. Diese beiden Männer waren Nebenbuhler, und unversöhnliche Feinde. Union, der Valentins Unteroffizier war, ergriff alle möglichen Gelegenheiten, ihn zu quälen, und an ihm seinen Haß auszulassen. Der Soldat duldete Alles ohne Widerstand; aber öfters hörte man ihn sagen, er würde sein Leben darum geben, um an diesem Tyrannen sich rächen zu können. Mehrere Monate waren sie in diesem Zustand des wechselseitigen Hasses geblieben, als sie Beide zu einem Ausfalle kommandirt wurden. Die Franzosen griffen an. Da erhielt Union einen Schuß in den Schenkel. Er stürzte, und mußte, da die Franzosen von allen Seiten gegen die Verbündeten andrangen, befürchten, von ihren Fußtritten zertreten zu werden. In dieser Noth wandte er sich an Valentin. „Ach Valentin," schrie er, „kannst du mich verlassen?" Valentin lief hastig hinzu, nahm ihn mitten unter dem heftigsten Feuer auf die Schultern, und trug ihn muthig auf die Höhe der Abtei Salsine. Hier tödete ihn eine Kanonenkugel, ohne den Unteroffizier zu berühren. Valentin sank unter dem Körper seines Feindes, den er gerettet hatte, zusammen. Dieser aber raffte sich auf, und warf sich seine eigne Wunde vergessend, über den Leichnam.

„Ach, Valentin,“ schrie er, ein Stillschweigen brechend, das tausendmal rührender war, als alle Thränen, „Valentin, du stirbst für mich, für mich, der dich so grausam behandelt hat. Ich kann dich nicht überleben, ich will es nicht. Nein . . . .“ Es war unmöglich, Union von dem blutigen Leichnam Valentins zu trennen, trotz aller Mühe, die man anwendete. Endlich hob man ihn auf; er aber umschlang den Körper seines Wohlthäters, den man mit ihm forttragen mußte. Während man sie Beide nun durch die Reihen trug, vergossen alle ihre Kameraden, die ihre Feindschaft gekannt, Thränen des Schmerzens und der Bewunderung. Als Union in sein Zelt gebracht wurde, mußte man mit Gewalt seine Wunde verbinden; aber den folgenden Tag starb der Unglückliche unter der Last des Doppel-Schmerzens, immer „Valentin“ rufend.

122.

Ereigniß bei der Cholera.

Das vielköpfige Ungeheuer, die Cholera morbus, hatte die westlichen Gränzen von Rußland erreicht. Verheerungen, Schrecken und Verwirrungen, wälzten sich in ihrem Gefolge. Es war im Spätherbste 1830, als die Nachricht zu dem einsamen Forsthause im Kohlenwalde gelangte, daß diese ansteckende Krankheit bereits in dem zwei Stunden entfernten Dorfe Soposchock ausgebrochen sey. Der

Bezirksjäger Alexis Wilkomirx saß eines Abends mit seiner jungen Gattin im erwärmten Kämmerlein, und Beide besprachen sich über die Vorkehrungen, welche sie treffen wollten, um diesen gemeinsamen Feind von ihrem stillen Wohnhause abzuhalten. Zwei blühende Knaben, von 2 bis 4 Jahren, hold wie Engel schlummerten bereits in ihren Bettchen. Plötzlich schlugen die Hunde an, und der Jägerjunge meldete, daß der Bergmüller vom Dorfe Soposchock vor der Thür stehe und um Einlaß bitte, indem er in dieser abgesonderten Waldhütte Schutz vor der Cholera suche. „Der Bergmüller!“ rief der Jäger verwundert aus, „unser Todfeind, wagt es, Schutz unter diesem Dache zu suchen, auf welches er seinen Fluch ausgesprochen, seit ich Dich als Weib heimgeführt? Doch wir waren niemals feindselig gegen ihn gesinnt, und wenn er unser Haus als ein Asyl betrachtet, so hat er seinen Fluch gewiß wieder zurückgenommen. Wir wollen dieß als ein Zeichen seiner Versöhnung betrachten und ihm Einlaß und Schutz gewähren.“ Der Bergmüller trat in die Stube, mit bleichem erstarrtem Gesichte. Er bat mit reumüthigem Tone beide Gatten um Vergebung seines lang genährten Hasses wegen. Er reichte ihnen die Hand zur Aussöhnung, und wiederholte sein Ansuchen, so lange im Forsthause verweilen zu dürfen, bis die Wuth der Seuche im Dorfe nachgelassen habe. Der Jäger und seine Frau behandelten ihren Gast wie einen langentbehrten Freund, und boten Alles auf, ihm Beweise von ihrer guten Gesinnung zu geben. Nach der Bewirthung bereiteten sie ihm eine Lagerstätte und wünschten ihm eine angenehme Ruhe. Nach einigen Stunden weckte der Waldjunge den Jäger vom Schlafe auf und sagte,

daß der Müller durch ein bedenkliches Uebelbefinden alle Symptome der Cholera äußere. Der Jäger springt aus dem Bette, um sich von der Wahrheit dieser Nachricht selbst zu überzeugen. Bald gaben ihm seine Beobachtungen die gräßliche Gewißheit, daß beim Müller die Cholera in voller Macht ausgebrochen sey. Die Waldjungen machten sich anheischig, den Erkrankten auf einer Bahre in das Dorf hinabzubringen, damit der Ansteckungsstoff im Hause keine nachtheiligen Folgen erzeugen könne. Der Jäger ließ diesen Vorschlag nicht zur Ausführung kommen. Das Recht der Gastfreundschaft, die Pflicht, Unglücklichen zu helfen, erhielten die Oberhand. Er befahl seiner Frau, sich mit beiden Kindern, der größern Sicherheit wegen, in das obere Stockwerk zu begeben, und nachdem er seine Hausapotheke herbeigeholt, brachte er die möglichsten Hausmittel in Anwendung, welche in dieser furchtbaren Krankheit von russischen Aerzten vorgeschrieben wurden. Selbst die Frau, nachdem sie die schlummernden Kleinen in die oberste Stube getragen, leistete ihrem Manne bei diesem ärztlichen Beistande Hilfe.

Die Krankheit hatte ihren Culminationspunkt erreicht. Das Gefühl seines nahen Todes befiel den Unglücklichen. Er raffte alle seine Kräfte zusammen, und sprach: „Zerschmettere mich, o Himmel, mit deinem Blitzstrahl, und strafe mich mit allem Zorne für meine unmenschliche Verbrechen! Tödte mich! Der Tod ist mir jetzt mehr Wohlthat, als Eure Menschenfreundlichkeit. Ich habe schrecklich an Euch gesündigt. Wisset, daß ich den Keim der Cholera schon früher in mir fühlte, und daß in demselben Augenblick der Gedanke an Rache in mir aufwachte. Mit diesem Giftstoffe schlepp-

te ich mich in Eure friedliche Hütte, mit dem teuflischen Bewußtseyn, euch Beyde durch Ansteckung zu ermorden, und mit mir in die Grube hinabzuziehen. Ich habe dieses Ziel erreicht; nun aber, am Rande des Grabes, erfaßt mich die Reue mit Tiegerklauen, und läßt mich nicht sterben, bis Ihr mich hinausschleppt in den Wald, mich Ungeheuer den Wölfen zum Fraße. Euch, meine Wohlthäter! wollte ich morden, o gebt mir den Todesstoß!" Auf diese Weise floßen seine Klagen, bis er ermattet und bewußtlos in sich zusammenfiel, während den beiden Gatten vor Entsetzen des Gehörten kalte Schauder durch die Glieder rieselten. „Werfen wir den Hund hinaus, den Wölfen zum Fraße!" riefen die Waldjungen, „oder hängen wir ihn an einen Baum, daß die Raben sein vergiftetes Herz aushacken, in welchem die Sünde ihren Pfuhl hatte." „Das Unglück, die Verwirrung, die Sünde gibt kein Recht, den Weg der Sünde zu betreten," sprach der Jäger. „Es ist ein Mensch, der hier unsere Hülfe erheischt, und dem Todfeinde Gutes thun, ist eine Tugend göttlichen Ursprungs." Beide verdoppelten nun ihre Bemühungen an dem Kranken, und sie genossen die Freude, ihre Heilmittel nicht ohne Erfolg verschwendet zu haben. Der Müller wurde vollkommen hergestellt. Der Dank dieses Reumüthigen übertrifft jede Beschreibung. Er erhielt in dem Hause das Leben, wohin er den Tod bringen wollte. Der Himmel aber breitete seinen schützenden Fittig über das edle Ehepaar, das mit Aufopferung das Leben des Todfeindes gerettet, und ließ das Ungeheuer der Epidemie vor diesem Hause schweigend vorübergehen. Nach einigen Wochen wurde ein eigenes Fest der Rettung und der Versöhnung in dem Forsthause gefeiert, und die Ge=

schichte der Rache und des Edelmuthes ward von Mund zu Mund getragen.

123.

St. Gelasius.

Der heilige Gelasius hatte eine sehr vortreffliche Abschrift der Bibel. Seine Freude darüber war um so größer je größer seine Ehrfurcht gegen die göttliche Schrift war, aus der sein Geist sich Leben schöpfte und Weisheit.

Diese Abschrift entwendete ihm aber Jemand, und trug das Gestohlene in die benachbarte Stadt, um es dort zu verkaufen. Der Dieb fand einen Liebhaber dieser Abschrift; jedoch, ehe dieser sie vollends kaufte, wollte er sich zuvor noch überzeugen, ob die Abschrift das Geld werth sey, und verlangte, daß ihm dieselbe zur Probe auf einige Zeit überlassen würde. Der Dieb willigte gern ein.

Der Käufer ging zu Gelasius, zeigte ihm die Abschrift, und fragte ihn, ob sie so viel werth sey. Der Heilige kannte die Abschrift, sagte aber nur: „Sie ist sehr gut, und allerdings das verlangte Geld werth.“

Als der Dieb wieder zum Käufer kam, um das bestimmte Geld abzuholen, sagte ihm dieser: Gelasius, dem ich die Abschrift gezeigt habe, hat mich zwar versichert, sie sey sehr gut; aber zugleich hat er bemerkt, sie sey dennoch zu theuer.“ Dieß sagte

der Käufer um die Abschrift wohlfeiler zu bekommen. Betroffen fragte der Dieb weiter, ob Gelasius sonst nichts gesagt habe. Als aber der Käufer erwiederte, Gelasius habe sonst nichts gesagt, da wurde der Dieb von lebhafter Reue durchdrungen, nahm das Werk zurück, und brachte es dem Heiligen wieder. Dieser ehrwürdige Greis, in dessen Angesicht der Ausdruck himmlischer Geistesruhe lag, wollte jedoch die Bibel nicht mehr zurücknehmen. Der Reuevolle bat ihn aber dringendst, dieselbe anzunehmen, und betheuerte, die Ruhe seines Herzens und Lebens hänge von dieser Annahme ab."

Der Heilige gab zur Antwort: „Nun so nehme ich denn die Abschrift zurück, wenn die Ruhe Deines Herzens und Lebens davon abhängt."

Voll Verwunderung über die Sanftmuth und Liebe des Heiligen bat und beschwor der Dieb ihn weiter, er möge ihm doch verzeihen, und ihm erlauben, bei ihm zu verbleiben. Gelasius erlaubte ihm dieß. Der Bekehrte blieb wirklich bis an das Ende seiner Tage bei dem Heiligen, und übte sich in Werken beständiger Buße und in allen Tugenden.

Sieh da, welche Wunder der Umkehr die Sanftmuth gegen reuige Sünder wirkt!

124.

Die heilige Agnes.

Leider wenig, aber herrliches wissen wir von dem Martertode der heiligen Agnes, bey deren Lob die heiligen Väter so gerne verweilen, von welcher Hieronymus sagt, daß ihr Leben in den Sprachen und in den Kirchen aller Völker gerühmet werde, deren Namen täglich im Kanon der heiligen Messe, unter den Namen jener vollendeten Gerechten genannt wird, in deren heilige Gemeinschaft aufgenommen zu werden, wir, nach Darbringung des Allerheiligsten Opfers, vom Allbarmherzigen zu erflehen hoffen.

Der heilige Augustinus empfiehlt sie den Jungfrauen, zum Vorbild der Reinheit und des sanften Sinnes in einer an ihrem Feste (dem 21sten Jänner) gehaltenen Predigt; umständlich spricht von ihr Prudentius, ein alter Dichter, in einer seiner Hymnen, sehr schöne Züge hat uns Ambrosius aufbewahrt.

Nach diesem Kirchenvater war sie nur zwölf, nach Augustinus dreyzehn Jahre alt, als sie mit dem Tode Jesum Christum zu bezeugen berufen ward, dem mit desto reinerem Dienste sich zu widmen, sie schon verschiedene Heirathsanträge ausgeschlagen, und beständige Jungfrauschaft gelobet hatte.

Zu Rom ward die schöne, zarte Jungfrau vor Gericht geführt, mit Ketten beschwert. Ihr ward liebkosend, ihr ward dräuend zugeredet, sie

beharrte beym freudigen Bekenntnisse des Bräutigams ihrer Seele. Die Gegenwärtigen weinten, nur sie war froh.

Sie wird enthauptet.

Nach Prudentius ward sie vom Richter bedrohet, in ein schändliches Haus geführt zu werden, und auf seinen Befehl unmittelbar vor der Enthauptung, dem Volke öffentlich zur Schau ausgestellt. Der Dichter erzählt, die Zuschauer hätten, von Ehrerbietung ergriffen, den Blick abgewandt, einen Jüngling ausgenommen, welcher sie lüstern angeschaut, und darauf halb todt zur Erde gefallen sey.

Zur selbigen Zeit, wahrscheinlich auch zu Rom, wenigstens in Italien, ward Soteris eine Blutzeugin Jesu Christi. Auch sie war jung und schön, und von einem Geschlecht, aus welchem sehr vornehme und berühmte Männer hervorgegangen, aus welchem auch der heilige Ambrosius entsprossen ist, der sie seiner Schwester Marcella zum Vorbilde jungfräulicher Tugenden empfiehlt.

Als der Richter, zum Götzenopfer sie zu zwingen, ihr Backenstreiche zu geben befahl, enthüllte sie freudig ihr Angesicht, welches sie sonst immer unter dem Schleier zu verbergen pflegte. Unverwandt hielt sie es und thränenlos den Streichen hin, litt darauf verschiedene andere Martern und ward enthauptet.

Beyspiel aus der neuesten Zeit.

Eine tugendhafte und heldenmüthige Jungfrau war Gertraud Angerer, welche im Jahre 1816 in einer einsamen Gegend unweit der Stadt Hall in Tyrol von einem Bösewicht überfallen und zu etwas Schändlichen gereizt wurde. Weil sie aber seinem gottlosen Begehren standhaft widerstand, drohete er ihr mit dem Tode und versetzte ihr wirklich zuletzt einen tödtlichen Stich, worauf sie nach wenigen Stunden ihrem Mörder verzeihend, unter großen Schmerzen ihren jungfräulichen Geist aufgab.

O überselig sie, die würdig befunden war, den doppelten Kranz des Marterthums und der Reinigkeit zu erringen!

125.

Borromäus.

Carl Borromäus, Kardinal und Erzbischof zu Mailand, war einer der vortrefflichsten Männer seiner Zeit. Von seiner frühesten Jugend an war er der Frömmigkeit aufrichtig ergeben. Schon im sechzehnten Jahre seines Alters wurde er auf die Universität nach Pavia geschickt, um dort die Rechte zu studieren. In dieser Stadt überließ man sich da-

mals der gränzenlosesten Zügellosigkeit. Studenten aus verschiedenen Ländern lebten daselbst, und die Verführung drang bis in die Hörsäle. Ohne moralisches Wunder konnte keiner unbefleckt entrinnen; man setzte einem von allen Seiten, zu allen Stunden, an allen Orten zu — und doch erhielt Borromäus seinen Körper und sein Gewissen rein. Sein Bestreben war immer, etwas Gründliches zu lernen, und seine Tugend unversehrt zu erhalten. Er machte auch in seinen Studien ausgezeichnete Fortschritte. Wenn andere im Schauspielhause, auf dem Tanz- und Fechtboden, oder in liederlichen Häusern ihre Zeit verschwendeten, arbeitete und bethete er. Freylich sagten mehrere, er sey ein schwacher Kopf; denn er war kein artiger Schwätzer, und schwieg oft, wenn andere redeten. Nicht anhören konnte er fade Tändeleyen; bey unanständigen, zweydeutigen, unzüchtigen Reden litt er sichtlich. Sein ganzer Körper zitterte bey einer Gefahr, seine Unschuld zu verlieren. Er kannte die Reizbarkeit seines Fleisches, die Schwäche seiner Natur zu gut, als daß er der Gefahr hätte trotzen sollen; sein Sieg bestand in der Flucht.

126.

Hieronymus.

Der heil. Hieronymus, den wir hier als ein Muster anführen, ist weit heftiger versucht worden, als viele jemals werden angefochten werden. Und vielleicht ist er unter allen Dienern Gottes derje-

nige, dessen Jugend durch die Anfälle des Teufels die schwersten Prüfungen ausgehalten hat.

Nachdem er einige Zeit in der Welt zugebracht hatte, ward er ihres Geräusches überdrüssig, reiste, in der Absicht die heiligen Städte zu besuchen, nach Jerusalem und verbarg sich nachher in einer Einöde, worin er einige Jahre zubrachte. Diese Zeit über, ob er gleich mit seinem Leibe äusserst streng verfuhr, ward er doch von so oftmaligen und schrecklichen Versuchungen befallen, daß die, welche es hörten, bis zu Thränen gerührt wurden.

Laßt uns hören, was er hierüber selbst an die heilige Jungfrau Eustochium schreibt:

„O wie oft haben sich in dieser wüsten Einöde, welche wegen der unerträglichen Sonnenhitze kaum zu bewohnen ist, die bösen Gedanken und Begierden mir dargestellt! Wie oft haben sie sich meiner Einbildung bemächtigt und sie befleckt! Der Schmerz und die Bitterkeit, davon meine Seele überfloß, trieb mich in unwirthbare Wüsteneyen, um leichter wider die Anfechtungen zu kämpfen und meine Sünden zu beweinen. Ich hüllte meinen gräßlich verstalteten Körper in ein rauhes Bußkleid, vergoß ganze Thränenbäche, und seufzte Tag und Nacht. Ich hatte kein anderes Bett, als die kalte Erde. Meine Nahrung waren nach der Sitte der Einsiedler selbst in Krankheiten die rohen Kräuter, und mein Getränk das Wasser von der Quelle. Und doch in dieser schaudervollen Einöde, in diesem Körper, zu dem ich mich selbst verdammt hatte, um der Hölle zu entgehen, in dieser Wüste sage ich, in der Gesellschaft der Skorpione und wilden Thiere befand ich mich oft in Gedanken, und im Geiste mit-

ten unter der Welt zu Rom. Mein Angesicht war von stetem Fasten bleich, eingefallen und entstaltet, und meine Seele braun von unziemlichen Begierden. In einem schmachtenden Körper, in einem Fleische, das schon vor mir gestorben zu seyn schien, lebte noch die Begierlichkeit, und die Flamme des unreinen Vergnügens loderten hoch in mir auf."

So groß waren die Versuchungen dieses Heiligen und die Anfälle, die er aushalten mußte; aber alles Lobes werth ist es auch, wie sich dieser muthige Kämpfer Jesu Christi im Streite betragen hat. „In diesem beweinenswürdigen Zustande," so fährt er fort, „warf ich mich zu den Füßen Jesu hin, benetzte sie mit Thränen, und suchte mein aufrührisches Fleisch durch ein Wochen- und Wochenlanges Fasten zu bändigen. Ich heulte oft ganze Tage und Nächte, rief den Himmel um Beystand an, und hörte nicht auf zu beten und an meine Brust zu schlagen, bis nicht die Versuchung besiegt, und das Ungewitter gestillet war und Gott durch Seine Gnade meinen Geist wieder beruhiget hatte."

„Und Gott ist mein Zeuge," fährt er fort, „nachdem ich viel geweinet, lang gebetet und meine Augen gen Himmel gehoben hatte, verbreitete sich oft eine so sanfte Ruhe in meiner Seele, daß ich in der Gesellschaft der Engel zu seyn wähnte."

Wiekräftig ist nicht dieses Beyspiel, uns zum tapfern Widerstande in den Versuchungen aufzumuntern! Wir können eine dreyfache Lehre daraus ziehen.

Erstlich, daß es uns nicht befremden muß, wenn wir versucht werden, weil dieser große Hei-

lige bey seiner strengen Abtödtung doch so heftig ist angefochten worden.

Zweytens, zeigt er auch die Art, wie man gegen die Versuchungen kämpfen muß, nemlich mittels der Abtödtung, der Einsamkeit, der Thränen und eines demüthigen und ausdauernden Gebetes.

Drittens, sehen wir, welche Freude und welchen Trost Gott denen gewährt, die die Versuchung mit Muth und Standhaftigkeit besieget haben. —

Ein weltlich gesinnter Diakon schrieb eines Tages an den heiligen Zyprian, Erzbischof von Karthago, um sich zu entschuldigen, daß das Tanzen eine erlaubte, ja löbliche Sache wäre, weil die Schrift bezeugte: daß David vor der Bundeslade getanzt habe. Dieser unwissende Diakon irrte gröblich, weil der Tanz Davids kein eitler Tanz, keine zerstreuende und leichtfertige Handlung war.

David tanzte aus allen Kräften vor der Arche, um seine Freude wegen der Uebersetzung der Bundeslade nach Jerusalem, an den Tag zu legen und es war dieser Tanz eine gottselige Handlung. Es ist dann eine Gottesschänderische Anwendung, wenn man diese Verrichtung Davids mit den weltlichen Tänzen vergleicht.

Deßwegen antwortete der heilige Zyprian diesem Diakon: „daß es eine große Vermessenheit sey, den Sinn der heiligen Schrift auf eine so ärgerliche Weise zu verdrehen, und daß es besser für ihn wäre, so er die heiligen Bücher niemals gelesen hätte, als daß er sie so mißbrauche.“

Eine römische Dame berathete den heiligen Hieronymus beynahe über den nämlichen Gegenstand. Sie schrieb ihm, daß sie in Verlegenheit wäre, gewissen Leuten zu antworten, welche ihre Sittenlehre mißbilligen, und sie öffentlich tadeln, weil sie behauptet hätte, daß man den freyen Umgang mit Leuten des andern Geschlechtes vermeiden solle.

Der heil. Hieronymus, um die Unwissenheit dieser falschen Lehrer scharf zu rügen, antwortete, daß die, welche in diesem Tone redeten, und solche Bekanntschaften begünstigten, mit dem Thiere, welches den Heiland bey Seinem Einzuge in Jerusalem trug, verglichen zu werden verdienten.

Wenn dieser Heilige diejenigen so behandelt, welche einen öftern Umgang begünstigten, was würde er nicht über die zu sagen gehabt haben, welche die vertraulichen Bekanntschaften und die leichtfertigen Tänze gutheißen?

Es läßt sich hierin nichts anders sagen, als daß man mit dem Geiste seiner Religion, mit den Grundsätzen Jesu Christi wohl schlecht bekannt seyn müsse, wenn man Handlungsweisen für unschädlich hält, welche die Schrift, die Kirchenversammlungen, und die heiligen Väter einhellig mißbilligen und als gefährlich, wenn nicht als sündhaft, erklären.

127.

Der schöne Jüngling und die stinkende Leiche.

Es wandelte einstmals ein Engel in fleischlicher Gestalt mit einem heiligen Einsiedler durch die Wüste; und da stießen sie auf ihrem Wege auf einen verwesenden Leichnam, der bereits viele Tage lang daselbst unbegraben lag und einen so unleidlichen Gestank verbreitete, daß der Einsiedler die Nase mit seinem Tuche verhielt, um vor diesem abscheulichen Geruch sich zu verwahren. Und es fragte ihn der Engel, warum er sich also verwahrte; er aber sprach: „damit ich vor so unleidlichem Gestank nicht vergehe, der diesem todten Körper entweht.“ Da sie nun eine Strecke weiter gegangen waren, da trabte ein schöner Jüngling auf prächtigem Rosse an ihnen vorüber, der in ein kostbares Gewand gekleidet war. Als er aber in ihre Nähe kam, da verwahrte der Engel den Geruchssinn seines angenommenen Leibes auf eben dieselbe Weise; worüber der Einsiedler verwundert fragte, „warum er vor diesem Jüngling also thue, und sich nicht vielmehr dann verwahrt habe, als sie bei jener faulenden Leiche vorübergegangen wären.“ Es antwortete ihm aber der Engel und sprach: „Dieweil du Fleisch bist, empfindest du den üblen Geruch des Fleisches; wir aber, die wir Geister sind, empfinden den Gestank des Geistes, der aus der Sünde entweht; und dieser ausschweifende Jüngling stinkt vor Gott und den Engeln ungleich mehr, denn alle verwesenden Leichen, wie abscheulich immer ihr Geruch sey.“

128.

St. Salesius von den Bällen.

Tänze und Bälle, schreibt dieser Heilige, sind, ihrer Natur nach, gleichgültige Dinge; wie sie aber gewöhnlich getrieben werden, neigen sie sich sehr zum Uebel hin, und sind folglich voll Gefahren. Man veranstaltet sie zur Nachtszeit; im Dunkeln aber und in der Finsterniß schleicht gar leicht manches Finstere und Böse sich in eine Unterhaltung ein, die ihrer Natur nach sehr geeignet zum Bösen ist. Man wacht dabei anhaltend, wodurch denn die Morgenstunden des folgenden Tages, und mit denselben, wie natürlich, die Mittel verloren gehen, Gott in dieser Zeit zu dienen. Ueberhaupt ist es immer eine Thorheit, den Tag in Nacht, das Licht in Finsterniß und die guten Werke in Thorheiten umzuwandeln. Um die Wette bringt Jeder Eitelkeit zum Balle mit, und die Eitelkeit ist eine so große Vorbereitung zu böser Sinnesart und zu gefährlichen und sträflichen Liebschaften, daß dieselben gar leicht über dem Tanzen angesponnen werden.

Ich sage dir von dem Tanze, gottliebende Seele! was die Aerzte von den Schwämmen. Die besten, sagen sie, taugen nichts; auch ich sage dir, daß die besten Tänze nicht viel taugen; mußt du jedoch Schwämme essen, so sieh wohl zu, daß sie gehörig zubereitet seyen. Wenn du aus irgend einer Ursache, gegen die du nicht leicht etwas einwenden kannst, auf den Ball gehen mußt, so sieh dich wohl vor, daß der Tanz gut zubereitet sey. — „Womit soll er denn zubereitet seyn?“ — Mit Sittsamkeit, mit Würde

und guter Absicht. Iß wenig davon und selten (also sagen die Aerzte von den Schwämmen), denn wie gut sie auch zubereitet seyn mögen, so ist doch die Menge derselben schon Gift. Tanze wenig und nicht oft; denn handelst du anders, so setzest du der Gefahr dich aus, eine große Vorliebe für den Tanz zu gewinnen.

Da dem Plinius zufolge die Schwämme voll Sauggefässe und kleiner Oeffnungen sind, so saugen sie leicht alles Gift ein, das in ihrer Nähe ist; und sind sie in der Nähe von Schlangen, so nehmen sie das Gift derselben an. Die Bälle, die Tänze und andere ähnliche Versammlungen der Finsterniß ziehen gewöhnlich die Laster und Sünden, die an einem Orte herrschend sind, Zänkereien, Neid, Spott und thörichte Liebe an sich; und wie durch die körperlichen Bewegungen der Tanzenden die Schweißlöcher des Körpers sich öffnen, so öffnen sich im nämlichen Verhältnisse auch ihre Herzen. Naht demnach in einer solchen Gelegenheit eine giftige Schlange, und flüstert ein geiles Wort oder eine buhlerische Schmeichelei ins Ohr, oder blickt irgend ein Basilisk mit unkeuschen Blicken und verliebten Winken: wie leicht lassen da die Herzen sich fangen und vergiften!

Diese unanständigen Unterhaltungen, fromme Seele! sind gewöhnlich sehr gefährlich; sie verscheuchen den Geist der Frömmigkeit, schwächen die Kräfte der Seele, erkalten die Liebe, und wecken tausend böse Regungen im Herzen; man muß daher denselben mit großer Klugheit beiwohnen.

Die Aerzte sagen, man müsse, wenn man Schwämme gegessen habe, vor allen Dingen starken und köstlichen Wein trinken; ich aber sage, man soll

nach dem Tanze heilige und heilsame Dinge zu Gemüthe führen, welche geeignet sind, die gefährlichen Eindrücke zu verscheuchen, die das flüchtige Vergnügen des Balls unserem Gemüthe einprägen konnte. Was sollen wir aber zu Gemüthe führen?

1) Indeß du tanztest, brannten viele Seelen in der Hölle, um der Sünden willen, die sie auf dem Balle oder wegen des Tanzes begingen.

2) Viele Ordensgeistliche und fromme Seelen waren in derselben Stunde vor Gott versammelt, sangen sein Lob und bewunderten seine unendliche Schönheit. O wie unvergleichbar glückseliger verwendeten diese ihre Zeit, als du die deinige!

3) Während du tanztest, verschieden so viele Seelen in großer Todesnoth, und viele tausend Menschen von jedem Geschlechte litten schwere Schmerzen in ihren Betten, in Spitälern und auf den Gassen, am Podagra, an Sand und Stein, und in glühendem Fieber. Ach, keine Ruhe hatten sie; wirst du nicht von Mitleid gegen sie gerührt? — Und denkest du gar nicht daran, daß du einst seufzen wirst, wie sie, während Andere tanzen werden?

4) Unser Herr Jesus, die hochheilige Jungfrau, die Engel und Heiligen sahen dich auf dem Balle. O wie bedauerten sie dich, als sie dein Herz schauten, das so großer Thorheit sich hingab, und so aufmerksam auf diese Albernheit war.

5) Ach! während du dort weiltest, verstrich die Zeit und näher rückte der Tod heran. Sieh, wie er deiner spottet und zu seinem Tanze dich einladet, wo reumüthige Seufzer über deine Sünden dir Musik seyn werden, und wo du nur einen Sprung, den Sprung vom Leben zum Tode, thun wirst, da der

Uebergang von der Zeit zu der Ewigkeit der Freuden oder der Qualen nur einen Augenblick währt. Diese Betrachtungspunkte lege indessen ich dir vor; mehrere und wichtigere wird Gott der Herr dir einflößen, wenn seine Furcht in deinem Herzen ist.

129.

P a ë s i a.

Manchen pflichtvergessenen, in Sünden und Lastern aller Art frech dahin lebenden Christen könnte man das zurufen, was einst der heilige Einsiedler Johann, mit dem Beinamen der Zwerg, der zwar gottesfürchtig und tugendhaft erzogenen, nachher aber in Ueppigkeit und Laster tief versunkenen P a ë s i a zurief: „Was hast du," sprach der eifrige Diener Gottes zu ihr, „was hast du an Jesu zu tadeln, daß du Ihn also verlassen und dich in einen so beweinenswerthen Zustand versetzt hast?"

Wer immer noch Muth genug hätte, mit einem Herzen voll reiner Liebe (nicht aus verdecktem Stolze) ähnliche Worte den Leichtsinnigen unserer Tage zuzurufen, dürfte freilich auch dem Gespötte unserer Modechristen und ihrer Anhänger eben so ausgesetzt seyn, wie dieß der Fall war, als der heilige Einsiedler Johannes in das Haus der Paësia getreten war, und um die Erlaubniß gebeten hatte, derselben seine Aufwartung machen zu dürfen. Wiederholt wurde der fromme Diener Gottes von der Dienerschaft der Paësia abgewiesen, weil selbe schon aus der Klei-

dung des Mannes Gottes folgerte, wie unangenehm dessen Besuch ihrer leichtsinnigen und üppigen Gebieterin seyn würde. Und als Johannes immer dringender, immer flehentlicher darum bat, erlaubte man sich wider ihn frechen Spott und Hohn und freventliches Urtheil. Er aber verlangte immer neuerdings, vorgelassen zu werden, und endlich wurde er denn, vielleicht auch nur, um Ruhe vor ihm zu haben, gemeldet und zur Paësia geführt.

Diese erschrack schon bei dem bloßen Anblick des heiligen Einsiedlers. Nachdem sie aber aus dessen Munde eben erwähnte Worte, in einem mitleidsvollen Tone gesprochen, vernommen und bemerkt hatte, welch häufige Zähren derselbe fortwährend vergoß, erkannte sie plötzlich die Abscheulichkeit ihres bisherigen Lebens, und sprach zu ihm: „Glaubst du, daß ich noch Buße thun könne? Ist dieß; wohlan! leite mich, wie immer, denn ich bin bereit, der Sünde zu sterben.“

Paësia folgte dem Rathe des heiligen Dieners Gottes, und zwar zu ihrem größten, — das ist zu ihrem ewigen Glücke; denn schon in der folgenden Nacht starb sie unvermuthet, und ihre Seele wurde von den heiligen Engeln, wie es dem heiligen Johannes geoffenbaret wurde, vor den Richterstuhl Gottes getragen, um dort den Lohn ihrer zwar sehr kurzen, aber doch aufrichtigen Buße zu erhalten.

Möchten doch Alle, die durch die Welt hallende Stimme der Buße vernehmen und annehmen zur Stunde ihrer Heimsuchung! — Möchten sie aus dem Schlafe der Sünde erwachen und gleich dem wundervoll bekehrten Völker-Apostel Paulus in ihrem Herzen ausrufen: „Herr! was willst du, das ich thun soll?“ (Ap. Gesch. 9, 6.) O gewiß, sie würden sich nachher gedrungen fühlen, gleich eben diesem Apostel laut

vor aller Welt zu bekennen: „Es ist eine wahrhafte, und alles Beifalls würdige Rede, daß Christus Jesus in diese Welt gekommen ist, die Sünder selig zu machen, worunter ich der erste bin.“ (1, Tim. 1, 15.)

130.

Die Büsserin heilige Margaritha von Cortona. *)

Margaritha zu Alviano im dermaligen Großherzogthume Toskana, gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts geboren, wurde von ihren Aeltern gottesfürchtig erzogen. Da sie indessen schon im achten Jahre ihrer Kindheit durch einen zu frühzeitigen Tod ihre Mutter verloren, und ihr Vater es zwar nicht unterlassen hatte, der heran reifenden Margaritha wohlmeinende Lehren zu ertheilen, besonders nachdem er in ihr eine Neigung und Vorliebe zu einer freieren Lebensart, ja vielleicht selbst schon erwachte Leidenschaften bemerkt, hierin aber mehr als strenger Vater, und weniger als liebevoll belehrender und väterlich warnender Freund sich bewiesen hatte, entfloh unsere junge Margaritha auf Anreizung eines jungen adelichen Menschen aus dem väterlichen Hause, und von diesem zu aller Gottlosigkeit angeführt, war sie

*) Diesen Beinamen erhielt sie zur Unterscheidung mehrerer Heiligen dieses Namens, theils auch, weil sie in dieser Stadt so bußfertig gelebt hat, und gestorben ist.

nicht mehr zu vermögen, vernünftigen und religiösen Vorstellungen Gehör zu geben.

Der reiche Wüstling sorgte für ihren Unterhalt, und Margaritha hieng ihm dagegen in ihrer verblendeten Weise mehrere Jahre hindurch an. Eines Tages hatte dieser reiche, adeliche Jüngling eine kleine Reise zu machen, und weil er Margaritha nicht mit sich nehmen konnte, sollte wenigstens ihr Hündchen ihn begleiten. Margaritha war dieß zufrieden, der Wüstling reiste mit dem Hündchen ab; letzteres kam aber allein am dritten Tage zurück, heulte, wimmerte und zog die Margaritha mit sich am Rocke fort, so zwar, daß diese ahndete, es möchte etwa dem Reisenden ein Unglück widerfahren seyn. —

Margaritha irrte sich in ihrer Vermuthung nicht, denn derselbe war in der That auf dem Wege von Räubern ermordet worden, und lag unbeerdigt an einem Graben. Das Hündchen lief immer voraus, wimmerte und heulte fortwährend, blieb endlich an dem Orte stehen, wo der Leichnam lag, der bereits in Fäulniß übergegangen, weit und breit einen häßlichen Geruch verbreitete. Margaritha erkennt sogleich in dem Ermordeten den adelichen Wüstling, der sie zur Sünde verführt hatte, und während ein Schauer vor dessen gräßlichem Körperzustande sie überfiel, durchschnitt ihr gleichsam ein zweiter, für sie noch schauerlicherer Gedanke das Herz: „Wo wird seine Seele seyn?"

Margaritha war damals 21 Jahre alt, und Gott, der nicht den Tod des Sünders will, sondern daß er sich bekehre, weckte in diesem Augenblicke ihr eingeschlummertes Gewissen so mächtig auf, daß sie auf der Stelle den ernstlichsten Entschluß faßte,

der Sünde zu sterben und künftighin würdige Früchte der Buße zu wirken. Sie eilte daher sogleich der Wohnung ihres Vaters zu, bat denselben unter Vergießung häufiger Thränen um Verzeihung ihres Ungehorsames und der leichtsinnigen Verlassung des väterlichen Hauses; flehte auch seine Vaterliebe an, ihr in seinem Hause einen sichern Aufenthaltsort zu gönnen, unter der heiligen Versicherung, ihm gewiß keinen neuen Kummer verursachen zu wollen. Die Art und Weise, wie Margaritha sich hierin benahm, bewogen auch ihren Vater sogleich zu einem solchen Mitleid, daß er in alles willigte, was seine tief gebeugte, bußfertige Tochter von ihm verlangt hatte.

Nicht so gerne sah ihre Stiefmutter die reumüthige Margaritha im väterlichen Hause. Diese gehörte zur Zahl jener Christen, welche sich mit einer äußerlichen Rechtschaffenheit begnügen, und, weil sie sich keine erwiesene schlechte Handlungen erlauben, deßwegen allein schon mit der Hoffnung der Seligkeit schmeicheln, während sie ohne ächte Liebe und wahre Herzensänderung ihr Leben vertändeln. Ihr mißfiel schon das traurige Wesen und das öftere Weinen der reumüthigen Margaritha. Als aber diese eines Tages in einem Bußkleide und einem Stricke um den Hals sich an die Kirchthüre von Alviano stellte, um das gegebene Aergerniß gut zu machen und ihre jetzige Gesinnung öffentlich zu bezeigen,*) gerieth ihre Stief-

*) Die strenge Art zu büßen, hat erst in unsern Zeiten aufgehört, nicht aber die Sünden und Laster. Niemand stelle demnach die Sittenlosigkeit unserer Tage mit Vergehen früherer Zeit zusammen; es kommen jetzt wohl die Sünden Davids vor, selten aber sein Bußeifer.

mutter darüber in einen solchen Aerger, daß sie nicht bloß die Margaritha öffentlich eine Närrin schalt und sie mißhandelte, sondern auch so lange nicht nachließ, bis sie ihren Mann dahin gebracht hatte, seiner Tochter anzuzeigen, daß sie nicht länger im väterlichen Hause bleiben dürfe.

Margaritha erfuhr hier allerdings die Wahrheit der Worte Jesu: „Und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen seyn." Math. 10, 36. Noch waren ihr einige Tage vergönnt, im Hause bleiben zu dürfen, und, um ihrer Stiefmutter nicht Anlaß zu neuen Vorwürfen zu geben, brachte sie den Tag größtentheils im Garten ihres Vaters zu, wo sie über das ihr bevorstehende Schicksal nachdachte und endlich ausrief: „Ach mein Heiland! Du Erlöser meiner Seele! Willst Du denn meine Seele zu Grunde gehen lassen? Sie hat Dich ja eben so viel gekostet, als die Seele Magdalenens. Ach, der Du mich mit dem Werthe Deines Blutes erlöset hast, verlaß mich nicht in meinem armseligen Stande, sondern erbarme Dich meiner!"

Kaum hatte Margaritha dieß Gebet zu Gott aus der ganzen Fülle ihres zerknirschten Herzens verrichtet, so war es ihr, als sagte ihr eine Stimme: „Geh nach Cortona, beichte dort alle Sünden deines ganzen bisherigen Lebens, und dort wird man dir sagen, was du ferner thun sollst." Margaritha folgte der Einsprechung, reiste nach Cortona, verrichtete da eine General-Beicht von ihrem ganzen Leben unter Vergießung eines Stromes von Thränen; und von ihrem Beichtvater belehrt, was sie ferner zu thun habe, um ihre Seele zu retten zum ewigen Leben, bat sie um die Aufnahme in die Zahl der büssenden Schwestern, des Ordens des heiligen Franz von

Assis; und da ihrer Bitte unter göttlicher Leitung willfahrt worden war, erfuhr sie, daß Gott keines Menschen Flehen unerhört lasse, wenn er um das bitte, was seinem Seelenheile nützlich und nothwendig ist.

Das übrige ganze Leben, welches sich noch auf 23 Jahre erstreckte, war nichts anderes, als eine beständige Uebung der christlichen Tugenden, besonders der Abtödtung, Bußfertigkeit, Demuth und Geduld. Gar oft genoß sie nichts, als etwas Wasser und Brod. Ihre Lagerstätte war die Erde, und ein Stein ihr Kopfkissen. Den größten Theil der Nacht brachte sie im Gebete zu. Die Betrachtung des bittern Leidens und Sterbens Jesu Christi war ihre tägliche Beschäftigung, selbst unter der Arbeit. Diese Betrachtung weckte immer neuerdings ihre dankbare Liebe gegen Gott, ihren Erlöser, so wie ein heftiges Verlangen, um Jesu willen etwas leiden zu können. Daher übertrug sie mit einer, mehreren ihrer Mitschwestern Bewunderung abnöthigenden Geduld alle Vorwürfe, die ihr zuweilen wegen ihrer vorher verübten Sünden und Schandthaten gemacht wurden. Kein Tag verging, wo sie nicht ihrem erbarmungsvollen Gott den herzlichsten Dank für die Gnade dargebracht hätte, daß Er sie nicht in ihren Sünden habe sterben lassen, sondern einen Blick des Mitleids auf sie geworfen habe. Mit jedem Tage, mit jeder Stunde bereute sie, so vollkommen, als sie es immer vermochte, ihre verübten Sünden und Laster, und dieß oft in solcher Bitterkeit ihres Herzens, daß sie nicht nur dabei häufige Thränen vergoß, sondern zuweilen sogar in Ohnmacht fiel.

Doch Margarithas Sinnesänderung sollte durch die Probe der Versuchungen, wie Gold im Feuer geprüft werden. Bald rieth ihr der Feind ihres Seelen-

heils an, den Ort zu verlassen, wo sie war, zum wenigsten die Bußwerke in etwas zu mäßigen, und zwar unter dem täuschenden Vorwande, sie würde dann Gott weit länger noch dienen und mehreren Menschen ein Muster der Buße seyn können. Doch Margaritha erkannte sich nicht selbst trauend, durch Gehorsam gegen ihre Führer den Betrug, und mäßigte nicht allein ihre Bußwerke nicht, vermehrte vielmehr dieselben.

Als der Feind ihr außerordentlich zusetzte, warf sie sich vor dem Bildnisse des Gekreuzigten und Auferstandenen in der vollen Angst ihres Herzens nieder, und rief um Hülfe. Sie flehte nicht umsonst, denn Christus würdigte sie, wie ihre h. Geschichte erzählt, einer Erscheinung, und sprach folgende trostvolle Worte zu ihr: „Sey gutes Muthes, meine Tochter! Ich bin bei dir in deinen Versuchungen. Mittelst des Beistandes meiner Gnade wirst du jederzeit die Versuchung besiegen.“ *)

Es war indeß diese weder die erste, noch die einzige Erscheinung, welche Margaritha gehabt, sondern sie wurde öfters durch die Gnade erfreut, bald der Erscheinung Jesu Christi selbst, bald jener der seligsten Jungfrau Maria, bald endlich ihres heiligen Schutzengels und anderer Heiligen gewürdigt zu werden. Ihr heiliger Schutzengel versicherte sie einst wegen vollkommen erlangter Verzeihung ihrer vorherbegangenen Sünden, und wer kann sich lebhaft genug die Freude schildern, welche das Innerste der Margaritha durchglühte? Diese Versicherung indeß spornte sie nur zu desto größeren Bußwerken an. Auch erschienen der heiligen Büße-

*) Unserer wunderlichen Zeit halber nur das Wort: Wenn Christus dem Saulus erschienen ist, konnte er nicht auch Andern erscheinen? — —

rin mehrere aus dem Reinigungsorte durch ihr Gebet und andere gute Werke erlöste Seelen; denn sie hatte den Gebrauch, täglich alle ihre Werke auch zum Troste derselben aufzuopfern.

Die angenehmste trostvollste Erscheinung Jesu Christi ist jene für Margaritha gewesen, bei welcher der Heiland ihr die Zeit ihrer herannahenden Auflösung aber auch zugleich angezeigt hat, daß sie sich der zuversichtlichen Hoffnung ihrer Seligkeit überlassen solle, mit dem Zusatze: daß bei ihrem Ende jene Seelen sie empfangen und vor Seinen Richterstuhl geleiten würden, die durch ihre Fürbitte früher erlöst worden wären. Von dieser Stunde an brannte Margarithens Herz vor Begierde, Gott, ihren Herrn, Schöpfer, Erlöser und Seligmacher bald anschauen und vollkommen lieben zu können.

Ihr seliges Ende erfolgte am 22. Hornung im Jahre 1297, da sie ungefähr 48 Jahre alt war. Ihre sterbliche Hülle verherrlichte Gott mit vielen bewährten Wundern, weswegen man sie mit großem Gepränge in der Kirche ihres Ordens zu Cortona beerdigte. Noch dermalen ist ihr Körper unverwesen.

Mehrere unverwerfliche Wunder, welche Gott mittelst dieser heiligen Büßerin an ihrem Grabe wirkte, bewogen den Papst Benedikt XIII., sie im Jahre 1728 in die Zahl der Heiligen zu setzen. *) Die Kirche Jesu feiert ihr Andenken jährlich am 22. Febr. als dem Tage ihres seligen Hinscheidens.

---

*) Nachdem schon Leo der X. die Wunder, welche durch ihre Fürbitte sind gewirkt worden, bewahrt gefunden hatte, erlaubte er der Stadt Cortona, ihr Fest zu feiern. Urban VIII. dehnte im Jahre 1623 diese Erlaubniß auf den ganzen Orden des heiligen Franziskus aus.

Margaritha lebte neun Jahre lang in schweren Sünden, sie häufte Sünden auf Sünden, Laster auf Laster, Missethaten auf Missethaten, doch bekehrte sie sich endlich, wirkte würdige Früchte der Buße und ward selig. Der Jüngling dagegen, welcher eben so lange in Sünden und Laster gelebt hatte, starb unvermuthet in seinen Sünden, und fiel dem Gerichte Gottes anheim. Wie unergründlich sind doch die Urtheile Gottes! An einem zeigte Er Seine Heiligkeit und Gerechtigkeit, an der andern Seine Barmherzigkeit.

Sünder, der du dieß liesest, denke hierüber nach, flehe zu Gott um Erbarmung und gedenke der Worte des Propheten: „Wache auf, der du schläfst, und stehe auf von dem Tode (der Sünde), so wird dich Christus erleuchten.“ (Jsai. 61, 1. Siehe in dieser Geschichte nach der Aufforderung des Apostels, „die Güte und Schärfe Gottes. Gegen jene zwar, die gefallen sind, die Schärfe; gegen dich aber, (der du noch lebst) die Güte Gottes. Wenn du aber doch unerachtet der unendlichen Güte Gottes im Bösen verharren wirst, so wirst auch du ausgehauen werden.“ (Röm. 11, 22.)

Margaritha ist troz der heftigsten Versuchungen in ihre vorige Sünden nach ihrer Bekehrung nicht zurückgefallen, sie verharrte standhaft in Verrichtung strenger Bußwerke, selbst dann, nachdem sie wiederholt versichert worden war, Gott habe ihr ihre verübten Sünden und Laster vergeben, und sie werde zur ewigen Anschauung Gottes gelangen. Sie übte sich strenge im Fasten. Sie befolgte treu, was der große Johannes Chrysostomus sagt: „Faste, weil du gesündigest hast; faste, damit du nicht sündigest; faste, damit du die erlangte Gnade bewahrst und nicht wieder verlierst.“ Sie betete viel und oft; sie be-

weinte mit häufigen Zähren ihren vorigen sündhaften Wandel. „Sündige nicht, nachdem du Verzeihung erlangt hast! Verwunde dich nicht auf ein neues, nachdem die vorigen Wunden sind geheilt worden! Verunreinige dich nicht wieder, nachdem du rein geworden bist! Gedenke, daß deine nach erlangter Verzeihung begangene Sünde weit schwerer, die neue Wunde weit gefährlicher, und die Reinigung von neuen Mackeln viel beschwerlicher sey! Wer nach erhaltener Vergebung wieder sündigt, erzeigt sich gegen die göttliche Gnade höchst undankbar. Der ist nicht werth, wieder gesund zu werden, der sich selbst nach erlangter Gesundheit muthwilliger Weise wieder verwundet; und wer sich nach geschehener Reinigung wieder verunreiniget, verdient nicht mehr die Gnade, sich von seinen Sünden reinigen zu können."

„Doch verzage nicht, Sünder! der du dich in diesem Falle befindest, dieser Untreue, dieser neuen Verwundung dich schuldig gemacht hast. Du lebst noch, dieß diene dir gleichsam zu einem Beweise, daß Gott dir noch gnädig seyn will. Er, der nicht den Tod des Sünders will, sondern daß du dich bekehrest, wird dich wieder zu Gnaden annehmen, wenn du nur jetzt noch bußfertig zu Ihm zurückkehrst. „Kehre wieder zurück zu mir (spricht Gott durch den Propheten Jeremias 5, 1.) so will ich dich aufnehmen." Und der heil. Johannes Chrysostomus sagt: „Gott hat an keiner Sache eine solche Freude und ein solches Wohlgefallen, als an der Buße und Bekehrung eines Sünders."

131.

Die heilige Afra.

Unter den heidnischen Kaisern Diokletian und Maximinian Herkuleus erstreckte sich die Verfolgung der Christen bis an das alte Vindelizien und Rhätien, in die Gegend am Lechflusse, wo Augsburg liegt. Wie groß aber Gott in Seinen Erbarmungen selbst gegen alte, lange im Sündenwege gefesselte Menschen sey, beweiset unter anderm auch die Bekehrungsgeschichte der heiligen Afra, ihrer Mutter Hilaria, und ihrer Mägde Digna, Eunomia und Eutropia.

Hilaria, aus einem cyprischen Geschlechte entsprossen, hatte nicht nur den Götzen des Heidenthums selbst gehuldigt, sondern sie war auch so weit gegangen, daß sie ihre eigene Tochter Afra dem Dienste der Sünde zuführte, und ihr das Gasthaus, in dem sie bisher gewohnt hatte, ganz überließ zur schändlichsten Lebensweise mit einigen jungen Mägden.

Afra, höchst wahrscheinlich zu Augsburg geboren, sollte indeß ein Beyspiel werden, daß kein Mensch, habe er auch noch so viele und selbst die größten Laster verübt, an seinem Seelenheile zu verzweifeln habe, wenn er nur eilig an dem Tage seiner Heimsuchung, von ganzem Herzen sich bekehret.

Die göttliche Vorsehung hatte es so geleitet, daß der aus Spanien auf der Flucht begriffene Bischof Narcissus mit seinem Diacon Felix bei seiner Ankunft in Augsburg gerade in jenem Gasthause Herberge nahm, worin, was ihm unbekannt war, Afra sich

durch ein der Vernunft und Würde des Menschen entehrendes Leben gefällig zu machen suchte. Die Fremdlinge wurden freundlich aufgenommen, man bereitete eine Abendmahlzeit, und dachte sich anfänglich ganz andere Beweggründe ihrer Einkehr. Doch kam Afra auf andere Gedanken. Der hohe Ernst des Narcissus und die Zurückgezogenheit des Diacons Felix fielen ihr schon auf; als sie aber kurz vor dem Abendessen bemerkte, daß beide andächtig ihr Gebet verrichteten, ward sie ganz betroffen; ein Strahl göttlicher Erleuchtung und Erbarmung weckte im Innersten der Afra eine Erkenntniß ihres bisherigen schändlichen Lebenswandels, so wie den Entschluß, ihrem Sündenleben zu entsagen.

Vor Allem forschte sie nach, wer denn eigentlich ihr Gast sey, und auf die Nachricht, daß Narcissus ein Bischof der Christen sey, ergriff sie plötzlich eine heilbringende Scham; sie eilte, getrieben von Reue, und belebt von einem aufrichtigen Vorsatze, der Sünde zu sterben, und nur dem Gotte des ehrwürdigen Bischofes in Zukunft zu leben, zu den Füßen des heiligen Bischofes hin und unter einem Strom von Thränen erklärte sie sich für das unwürdigste und leichtsinnigste Weib der ganzen Stadt. Narcissus, sich wohl erinnernd an die Worte Jesu: „Ich bin nicht gekommen, Gerechte zu berufen, sondern Sünder", ermuthigte Afra. Er richtete ihr beklommenes Herz durch die Versicherung auf, daß unser Herr und Heiland durch die Thränen und die Salbung der ehevor schändlichen Sünderin nicht nur nicht verunreiniget worden sey, sondern ihr, ob ihrer tiefen Reue und reinen Liebe alle Sünden verziehen habe. Ja, er ermunterte sie, nur ihre Augen dem Glaubenslichte zu öffnen, und dieses dankbar aufzufassen, wo dann mittelst der Tauf-

gnade ihre Sünden gewiß würden getilgt, und die ewigen Freuden ihr sicheres Erbe seyn würden.

So sehr diese herzlichen Zusicherungen — geschöpft aus der unaussprechlichen Erbarmung, die in Jesum Christum dem Menschen erschienen ist — die Afra erfreut hatten, so große Bedenklichkeiten äußerte sie dagegen, weil sie sich dieser Gnaden zu unwürdig erachtete. „Ich habe", sprach sie, „mehr Sünden begangen, als Haare auf meinem Haupte sind; wie kann ich nun von solchem Wuste befreiet werden?" Narcissus entgegnete: „Glaube nur und lasse dich taufen; und Seligkeit wird dein Erbe seyn." Afra eilt nach Anhörung dieser Worte fort, um, während ihre heiligen Gäste assen, ihren Mägden Digna, Eunomia und Eutropia die angenehmen Zusicherungen des Narzissus mitzutheilen. „Der Mann" sprach sie, „der da zu uns gekommen, ist ein Bischof der Christen und hat mich versichert: so ich glaube in Christus und mich taufen lasse, würde ich von meiner Sünde gereiniget werden. Was bedünket nun euch?" — Alle erklärten sich ohne Verzug bereit und willig, ihr in ihrer Bekehrung zu folgen. „Du bist unsere Gebieterin", sagten sie, „wir waren deine Frevelgenossen; warum sollten wir nicht dir auch folgen, da uns Vergebung der Schuld angeboten wird?"

Afra eilte nun zu dem heiligen Bischofe, um ihm Nachricht von der Erklärung ihrer Hausgenossen zu geben, und da Narzissus und Felix nun nichts zu befürchten hatten, fingen sie an, theils Psalmen und Hymnen die Nacht hindurch zu singen, theils die heißesten Gebete zu verrichten. Beides feuerte den Muth der Afra und ihrer Mägde an, und alle waren innigst gerührt.

Mit dem Anbruche des Tages eilte Afra zu ihrer Mutter Hilaria, erzählte dieser mit sichtbarer Freude Alles, was sich in ihrem Hause zugetragen habe, und wie sie entschlossen sey, Christin zu werden, und ihre Sünden durch die Taufe zu tilgen. Hilaria hörte ihre Tochter mit innigster Rührung an, und von dieser gebeten, sie möge doch den beiden Christen in ihrer Wohnung ein sicheres Obdach geben, erklärt sie sich dazu bereit, ja sie äußert sogar ein sehnliches Verlangen, den Bischof in ihrem Hause zu sehen und mit ihrer Tochter der Taufgnade auch würdig zu werden.

Diese Vorsicht war um so nöthiger, weil das Haus der Afra schon am Abende zuvor weit früher, als sonst geschlossen, auch alle Wüstlinge waren abgewiesen worden. Dieses machte die Gerichtsdiener aufmerksam, und da man die Fremdlinge in diesem Hause Tags vorher gesehen hatte, kam man auf den Gedanken, diese Fremdlinge dürften höchst wahrscheinlich Christen seyn. Wirklich ward eine Hausuntersuchung angestellt. Doch war es der Afra gelungen, beide Christen unter einigen Flachsbündeln so zu verbergen, daß sie nicht entdeckt wurden, und bei anbrechender Nacht flüchteten sich Narzissus und Felix auf dringende Bitten der Afra in die Wohnung der Hilaria. Diese nahm den Bischof und dessen Gefährten mit Freude und Ehrfurcht auf, warf sich zu ihren Füßen, bekannte mit Scham und Reue ihre Sünden, und beschwor ihn, auch sie davon zu reinigen.

Narzissus sprach zu ihr: „Selig, die du geglaubt, und ehe du das Wort der Wahrheit vernommen, die Wahrheit selbst schon aufgefasset hast.“ Da übrigens der heilige Bischof sie Alle zur Annahme des göttli-

chen Wortes fähig und bereit fand, fing er sogleich den Unterricht an, befahl ihnen sieben Tage lang zu fasten, und durch Gebete sich zum Empfange der heiligen Taufe vorzubereiten. Afra sorgte redlich, daß ohne Aufsehen zu erregen, sowohl sie selbst, als ihre Mägde während der sieben Tage dem Unterrichte beiwohnen konnten, und so wurden sie denn alle am achten Tage vom heil. Bischof getauft und in die Gemeinde der Christen aufgenommen.

Narzissus, der nicht länger in Augsburg verweilen konnte, ließ es an Aufforderungen zur Beharrlichkeit im Bekenntnisse Jesu nicht fehlen, und da ihm Alle zugesichert hatten, sie würden eher sterben als Jesum verläugnen, reiste er getrost mit seinem Diener Felix ab.

Diese Veränderung der Afra sammt den Ihrigen konnte in Augsburg nicht lange ein Geheimniß bleiben. Die früheren Besucher ihres Hauses — für immer abgewiesen — ergrimmten und zweifelten nicht länger, daß Afra eine Christin geworden wäre, und klagten sie deshalb bei dem heidnischen Richter Gajus an.

Afra erschien mit freudigem Muthe vor dem heidnischen Richter. Gefragt, ob sie eine Christin sey, antwortete sie offen mit „Ja.“ Gajus, der es nicht glauben konnte, daß eine Person, die vorher so schändlich gelebt habe, dem Christenthume treu bleiben dürfte, sprach mit Verachtung gleichsam zu ihr: „Opfere den Göttern, es ist besser leben, als unter Marterqualen sterben.“ Afra antwortete: „Leider habe ich, so lange ich den wahren Gott nicht erkannte, Sünden genug begangen. Aus eben dieser Ursache werde ich das, was du von mir verlangst, nie thun, um die Zahl meiner Sünden nicht zu vermehren.“

Gajus versetzte: „Weigere dich nicht lange, nähere dich dem Opfertische und streue dem Jupiter Weihrauch.“ Afra aber erwiederte: „Jesus Christus ist der Gegenstand meiner Anbethung. Ihn habe ich beständig vor Augen, Ihm bekenne ich täglich meine Sünden und meine verübten Laster, und da ich mich unwürdig achte, Ihm Opfer zu bringen, so ist mein sehnlichster Wunsch, Seines Namens wegen mich selbst zu opfern, damit mein Leib, das Werkzeug der häßlichsten Laster, die verdiente Strafe dulde, und so gereiniget werde.“

Ganz erstaunt über diese Erklärung, sagte Gajus: „Was geht denn dich der Christengott an, dich, die du eine feile, öffentliche Buhlerin bist.“ Afra antwortete: „Wahr ist es, ich bin eine große Sünderin; aber Jesus Christus ist vom Himmel herabgestiegen, um die Sünder zu erlösen. Das Evangelium, welches einer öffentlichen Sünderin erwähnt, welche aus Reuegefühl über ihre Sünden die Füsse Jesu mit ihren Thränen wusch und mit ihren Haaren abtrocknete und so Verzeihung erhielt, und das Beyspiel Jesu, Der die größten Sünder nicht von Sich stieß, sondern sogar mit ihnen zu speisen Sich gewürdiget hat, gibt auch mir Hoffnung der Gnade.“

Gajus wird bitter und sagt zu ihr spöttelnd: „Opfere, denn nur dann wirst du viele Liebhaber erhalten und dich bereichern können.“ Doch Afra erwiederte: „Verflucht sey das Geld, welches auf eine solche Weise gewonnen wird! Alles, was ich noch davon hatte, warf ich mit Verachtung von mir. Ich hatte es einigen armen christlichen Brüdern angeboten, ja, ich hatte sie gebeten, dieses Geld anzunehmen, und für mich um Vergebung meiner Sünden zu bitten, allein Keiner von Allen wollte es auch nur be-

rühren. *) Indem ich nun das schon Gehabte von mir entfernt, ist es mir nicht möglich, wieder zu suchen, was ich als Unrath geachtet und weggeworfen habe."

Der heidnische Richter ward ernst und sprach: „Euer Christus wird kein Verlangen nach dir haben. Umsonst siehst du Ihn, als deinen Gott an, eine Buhlerin kann nie eine Christin genannt werden." **)

Afra antwortete: „Freilich verdiene ich diesen Namen nicht, ich bin desselben vielmehr gänzlich unwürdig; allein die unendliche Barmherzigkeit Gottes, die uns nicht nach unsern Verdiensten, sondern nach Seiner bewunderungswürdigen Huld und Güte behandelt und richtet, hat mich des Namens und der Religion der Christen gewürdigt."

Gajus wollte wissen, wie sie sich mit Gewißheit eine Christin nennen dürfe, und Afra erwiederte darauf: „Darin finde ich einen sichern Beweis, daß Gott mich nicht von Seinem Angesichte verstoßen wird, weil er mir die Gnade erwiesen, mich zum seligen Bekenntnisse Seines heiligen Namens, durch welches ich Vergebung meiner Missethaten zu erlangen hoffe, zu berufen."

---

*) Die Kirche wollte nach der uralten Zucht nicht einmal zur Unterstützung der Armen, die Gaben öffentlicher Sünder, oder das Geld, welches auf unerlaubte Weise erworben worden, annehmen. (Siehe die Verordn. der Apostel Nr. 4. 5. 6.) Die jetzt zur Mode gewordenen Unterstützungssammlungen der sonst zu hartherzigen Genußwelt — durch Bälle, anstößige Schauspiele rc. — zu Gunsten der Armen, dürften wohl auch in diese Kategorie gehören.

**) Gewiß ein schönes Zeugniß für die Heiligkeit des Christenthums, aus dem Munde eines Heiden.

Der Richter nannte dieß Erdichtung und wiederholte den Befehl zu opfern. „Opfere,“ sprach er, „nur wenn du den Göttern opferst, werde ich dich retten.“ Afra sagte: „Mein Retter ist Jesus, Der am Kreuze dem bußfertigen Schächer, welcher Ihn erkannte, das Paradies versprach.“ Gajus drohte nun und sprach: „Opfere, oder ich lasse dich mit Ruthen streichen.“ Afra antwortete: „Nichts, als das Andenken an meine verübten Sünden kann mir Schmerz und Beschämung verursachen.“ Gajus sprach erzürnt zu ihr: „Noch einmal fordere ich dich zum Opfern auf, denn ich schäme mich, mit einem Weibe, wie du eines bist, so viele Zeit zu verlieren. Wenn du nicht gehorsamst, so schreite ich zu deiner Todes-Verurtheilung.“ Afra rief voll Freude: „Das ist eben mein sehnlichster Wunsch, weil ich nichts Anderes verlange, als durch ein öffentliches Bekenntniß Jesu die ewig beseligende Ruhe zu erhalten.“

Als nun der heidnische Richter das Todesurtheil, daß sie solle verbrannt werden, aussprach, sagte Afra: „Möge dieser Leib, der durch so viele Laster ist befleckt worden, tausend Qualen leiden, er hat sie verdient; meine Seele aber wird rein bleiben und nie sich den Götzen zuwenden.“

Sogleich ergriffen die Gerichtsdiener die Verurtheilte, führten sie auf eine Insel des Lechflusses und banden sie an einen Pfahl, um welchen sie Reisholz in Menge legten. Gefesselt war nun ihr Leib, frei aber schwang sich ihr Geist in die Höhe und ihre Lippen öffneten sich unter Thränengüssen zu folgendem Gebete: „Allmächtiger Gott, Herr Jesu Christe, Du kamst auf die Erde, nicht die Gerechten, sondern die Sünder zur Buße zu rufen; Du, dessen Verheißung klar und untrüglich ist, sagtest Selbst, in eben

der Stunde, in welcher der Sünder den Sündenweg verläßt, und sich zu Dir bekehrt, werdest Du ihm seine Sünden vergeben und derselben nicht mehr gedenken. Sieh denn gnädig in dieser Stunde des Kampfes und Leidens meine Buße an und befreie mich durch dieses zeitliche, meinem Körper zubereitete Feuer von jenem ewigen, welches Leib und Seele zugleich ewig quält."

Afra hatte kaum diese Worte gesprochen, als das Reisholz angezündet ward, und die Flamme hoch in die Höhe stieg. Sie fuhr aber getrost im Gebete fort und sprach: „Herr! ich danke Dir, daß Du mich gewürdiget hast, für Deinen Namen ein Opfer zu werden. Sieh, Herr! Der Du Dich für die ganze Welt zum Opfer darbrachtest, der Gerechte für die Ungerechten, der Schuldlose für die Sünder, Dir bringe ich das Opfer meines Lebens dar, Der Du mit dem Vater und dem heiligen Geiste lebst und regierest von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen."

Kaum hatte Afra dieses Gebet vollendet gab sie auch ihren Geist auf im J. 304. Da der Leichnam der heiligen Martyrin nicht von der Flamme verzehrt, sondern nur erstickt und unverletzt war, bemühte sich die Mutter der heiligen Afra, desselben zu Nachtszeit sich zu bemächtigen, was ihr auch gelang. Sie begrub dann ihren Leichnam in einer Gruft, welche sie für sich und ihre Familie in einiger Entfernung von der Stadt Augsburg hatte errichten lassen. (Dieser Ort ist nach der Uebereinstimmung der Geschichtschreiber Augsburgs und nach der Tradition kein anderer, als der, auf dem die Kirche des heiligen Ulrich und Afra steht, welche noch in der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts außerhalb der Stadt gewesen war.)

Gajus erhielt bald Kunde von allem, was vor-

gefallen war, und daß Hilaria nebst den drei Mägden der Afra die Gruft nicht verlassen wollten, vielmehr ihr Gebet da verrichteten; er schickte daher Gerichtsdiener dahin mit dem Befehle, sich der Hilaria und der drei Mägde zu bemächtigen und sie aufzufordern, sogleich den Göttern Weihrauch zu streuen. Im Falle ihrer Bereitwilligkeit sollten sie selbe mit Beobachtung alles Anstandes zu ihm führen, damit er sie belohnen könne; würden sie sich aber etwa weigern, so sollten sie selbe ohne alle Förmlichkeit verbrennen. Die Soldaten wandten anfangs Versprechungen aller Art an, um die am Grabe der heiligen Afra Betenden zur Verläugnung Jesu und des Christenthums zu bewegen; als sie aber sahen, daß ihre Vorstellungen fruchtlos waren, droheten sie ihnen mit eben jener Todesart, mit welcher auch Afra bestraft worden sey. Weil nun Hilaria und die drei Mägde keinen sehnlichern Wunsch hatten, als selig, wie Afra zu sterben, so erklärten sie sich zum Tode bereit und ließen es geschehen, daß die Gerichtsdiener die Gruft mit dürren Gesträuchen anfüllten, und drohten selbes anzuzünden. Hilaria und die drei Mägde beharrten indeß auf ihrer Erklärung, daß sie nie mehr als Christinnen Götzen opfern würden; und so steckten denn die Soldaten endlich das Gesträuch an, und verschlossen den Eingang zur Gruft, wo denn Hilaria, Digna, Eunomia und Eutropia des gleichen Todes, aber auch des gleichen Glückes ihrer Tochter und Gebieterin theilhaftig wurden. Die Ueberreste der heiligen Digna, Eunomia und Eutropia wurden bei dem Kirchenbau im Jahre 1064 von dem Bischofe Embriko, aber das Haupt der heiligen Hilaria mit mehreren Reliquien derselben erst vom seligen Abte Egino im Jahre 1109 gefunden.

Ihr Andenken wird auch am 7. August jährlich in Augsburg gefeiert, anderwärts aber theils am 5., theils am 9. August.

132.

Die heilige Büßerin Thais.

Thais, welche wir dermalen als eine heilige Büßerin verehren, war anfänglich eine obgleich im Christenthume erzogene, doch äußerst leichtsinnige, leider aber von ihrer eigenen pflichtvergessenen Mutter zum Laster angeführte Buhlerin. Ihr Vaterland war Egypten und sie lebte nach dem Zeugnisse mehrerer heiliger Kirchenväter im vierten Jahrhundert.

So lange ihr Vater lebte, war Thais fromm und tugendhaft; aber leider starb dieser zu früh, und da ihre Mutter die Hauswirthschaft nicht verstand, dabey an den Vergnügungen und Freuden der Welt hing, war das bald aufgezehrt, was der arbeitssame und gottesfürchtige Vater hinterlassen hatte. In möglichster Sparsamkeit und Zurückgezogenheit zu leben und durch Händearbeit die tägliche Nahrung in Gottesfurcht zu verdienen, dieß wollte der Mutter unserer Thais gar nicht behagen; sie sann also auf ein anderes Mittel, sich und ihrer herange

wachsenen Tochter den nöthigen Unterhalt zu verschaffen, und sie entschloß sich daher, das letzte von ihrem verstorbenen Manne zurückgelassene Eigenthum zu veräußern, davon sich und ihrer Tochter kostbare Kleidungen anzuschaffen, um die Aufmerksamkeit aller Wüstlinge auf ihre Tochter zu richten.

Die Mutter der Thais erreichte leider ihren teuflischen Zweck. Kaum war sie nebst ihrer ausserordentlich wohlgestalteten Tochter an den öffentlichen Vergnügungsorten erschienen, so staunte man auch schon Thais an; man näherte sich ihr, fand an ihr überdieß ein sehr geistvolles und in der Unterhaltung äußerst angenehmes Mädchen, und gar bald fing man an, ihrer Unschuld und Tugend Fallstricke aller Art zu legen.

Thais, in deren Innerem noch einiges Gefühl von Religiosität vorherrschend war, gefiel sich anfänglich keineswegs in dieser Lebensart, doch ihre Mutter wußte ihr Vorwürfe ob ihrer allzuängstlichen Schamhaftigkeit, wie sie es nannte, zu machen, und gestattete ohne weiters leichtsinnigen jungen Leuten freyen Zutritt in ihrer Wohnung, unter dem betrügerischen Vorwande: man könne nicht wissen, ob nicht einer oder der andere etwa Neigung zu ihr habe, und ihr seine Hand zu einer glücklichen Versorgung anbieten würde.

Thais, nichts Böses ahnend und mit Liebe an ihrer Mutter hangend, glaubte ihren Worten und benahm sich gegen alle, die nun ihr Haus besuchten, mit zuvorkommender Artigkeit, ohne sich anfänglich zu vergessen, und sie wußte ihre vorgeblichen Buhler so im Zaume zu halten, daß keiner so leicht es wagte, auch nur ein unsittliches Wort zu sprechen.

Der Wüstlinge Schaar steckte sich also hinter die Mutter, und diese keineswegs ängstlich, nahm Geschenke aller Art an, die man der Tochter noch nicht zu überreichen getraute; aber Thais durch die kostbaren Geschenke geblendet, gefiel sich in dem Putze, und ihre Sittsamkeit verschwand nach und nach.

Sobald indeß nur bemerkt wurde, daß Thais der Mutter Rath folgte, da wetteiferten auch die Wüstlinge unter einander, — und Geschenke aller Art, eines kostbarer als das andere, füllten bald ihre Wohnung an.

Thais, die an ihrer Mutter mehr eine teuflische Verführerin, als eine wahre Freundin und mütterliche Rathgeberin hatte, hatte ihre Unschuld und Tugend bald verloren. Ihre Mutter aber starb bald nach dieser unglücklichen Epoche, um vor Gottes heiligem Richterstuhle den gerechten Lohn ihrer schändlichsten Gottvergessenheit, so wie der teuflischen Verletzung ihrer Mutterpflicht zu erhalten. Die sich selbst überlassene Thais fuhr auf dem begonnenen Wege fort, so daß nur jene in ihr Haus Eintritt fanden, die die höchsten Geschenke gebracht hatten. Mehrere Familiensöhne hatten ihr ganzes väterliches Erbe der nunmehrigen allgemein bekannten Buhlerin aufgeopfert, und nicht selten geschahen Ermordungen in und vor ihrer Wohnung, je nachdem unter ihren Buhlern Eifersucht herrschte. Die Folge davon war, daß Thais nun bald der Gegenstand des allgemeinen Aergernisses in den Augen aller jener wurde, welche nur noch einiges Gefühl für Gottesfurcht und Tugend hatten. —

In diesem Zeitpunkte war es, wo Gott, der

mit Erbarmung besonders auf jene Sünder herabsieht, die nicht sowohl aus eigner Schuld, als durch Verführung lasterhaft geworden sind, nach seiner unbegränzten Milde beschloß, die verblendete Thais auf den unglücklichen Zustand ihrer Seele aufmerksam machen zu lassen, und dann Gefühle der Reue über ihre bisher verübten Sünden und Laster in ihr zu wecken. Die göttliche Vorsehung bediente sich hiezu eines frommen Einsiedlers mit Namen Paphnutius, der in Aegypten sehr bekannt und geschätzt war. Dieser begab sich in weltlicher Kleidung in die Stadt, worin Thais ihr schändliches Leben führte, und nachdem er sich um ihre Wohnung genau befragt hatte, begab er sich in ihr Haus und fragte um die Bewohnerin desselben.

Thais, welche nichts anders vermuthete, als einen freylich schon ergrauten Wüstling vor sich zu sehen, öffnete ein geheimes Gemach, wohin sie den vermeinten Buhler führte, während sie ihrer Bedienung abwinkte. Paphnutius äusserte Furcht, Thais aber wies mehrere Zimmer; Paphnutius fuhr fort, immer Furcht äußernd, da sprach Thais in spöttelnder Laune: „Von Menschen kannst du hier nicht beobachtet werden, fürchtest du aber von Gott gesehen zu werden, so wisse, daß es keinen Ort gibt, der von Seiner Gegenwart nicht erfüllt würde.“

Paphnutius fiel hier in die Rede und sprach: „Weißt du denn, daß es einen Gott gibt?“ „Nicht bloß dieses,“ erwiederte Thais, „weiß ich, ich weiß auch, daß es einen Ort der Seligkeit, so wie einen Ort zur Bestrafung der Verdammten gibt.“

„Wenn du aber," versetzte Paphnutius, „dieses weißt, warum hast du so viele Seelen um ihre ewige Glückseligkeit gebracht? Wisse, nicht blos wegen der von dir verübten Sünden und Laster wirst du verdammt werden, sondern auch wegen aller jener Laster, die andere mit dir und wegen deiner verübt haben, wirst du einst Gott Rechenschaft geben müssen."

Als Thais diese Erklärung hörte, erkannte sie, erleuchtet durch eine kräftige Gnade Gottes die Abscheulichkeit ihres bisherigen Wandels, warf sich unter Vergießung häufiger Thränen zu den Füssen des frommen Abtes nieder, von welchem sie nunmehr richtig erkannte, daß er blos allein ihrer Seligkeit wegen zu ihr gekommen sey. Sie verstand sich freywillig zu jeder Buße, welche er ihr auferlegen würde, um sie mit Gott wieder zu versöhnen, und bat sich nur noch 3 Stunden aus, um ihre Sachen in Richtigkeit bringen zu können. „Sind diese verflossen, dann bestimme mir den Ort, wohin ich mich zur Wirkung würdiger Früchte der Buße begeben soll, und du wirst mich dazu bereitwillig finden."

Paphnutius, der seinen gewünschten Zweck in so weit erreicht hatte, die Thais auf die Schändlichkeit ihres bisherigen Wandels aufmerksam gemacht, und sie zu solch einem frommen Entschluß unter göttlicher Leitung gebracht zu haben, bestimmte ein entferntes Jungfrauenkloster als den Ort, wo er sie erwarten, und das weitere anordnen würde.

Sogleich verließ er ihre Wohnung, und eilte in das angegebene Kloster, wo er einsweilen die nöthigen Vorbereitungen zu ihrem Empfange traf.

Thais befolgte redlich, was sie versprochen hatte. Die 3 Stunden benützte sie, um alle Möbel, Kleidungsstücke und Kostbarkeiten, die sie sich durch ihr schandvolles Leben erworben hatte, zusammenpacken und auf einen öffentlichen Platz tragen zu lassen, wo sie denn endlich selbst erschien, und während sie den Sündenlohn in Brand steckte, mit lauter Stimme, unter Vergießung häufiger Thränen, alle jene, die sie geärgert hatte, flehendlichst bat, daß sie nun auch an diesem Opfer und ihrer Buße Theil nehmen sollten. Dann aber begab sie sich noch in derselben Nacht nach dem ihr angezeigten Kloster, wo der Abt Paphnutius bereits ihrer wartete.

Dort angekommen, wies ihr der fromme Abt eine Zelle an, aus welcher sie in so lange nicht heraus zutreten wagen sollte, bis er wieder kommen, und die Thüre, welche er verschließen werde, selbst öffnen würde. Dieser Buße unterwarf sich Thais, nur machte sie die Bemerkung, ob es ihr denn nicht erlaubt sey, in die Kirche zu gehen, und da ihrem Gott das Opfer der Anbetung darzubringen.

„Nein," antwortete Paphnutius, „du bist der Gnade nicht würdig, den Namen Gottes auszusprechen, weil deine Lippen durch die Missethat befleckt worden; auch bist du nicht würdig, deine Hände gen Himmel auszustrecken, weil sie voll der Unlauterkeit sind; nichts anderes erlaube ich dir, als gegen Sonnenaufgang dich wendend, oft mit Mund und Herz auszurufen: „Herr, Der Du mich erschaffen hast, erbarme Dich meiner!"

So hart nun auch diese Kirchenbuße war, so willig unterwarf sich doch Thais derselben. Sie erkannte immer deutlicher die Schändlichkeit ihres bis-

herigen Wandels, und sie wagte es daher nicht, weder den Namen Gottes auszusprechen, noch Gott ihren Vater zu nennen, weil sie durch ihre Laster verdienet habe, des Rechtes der Kindschaft verlustig zu werden; auch wagte sie nicht, Ihn Herr, Richter und Gott zu nennen, nicht einmal wagte sie es, ihren Blick gegen Himmel zu richten. Immer auf die Erde hinblickend, rief sie mit dem königl. Sänger aus: „Deine Hände haben mich gemacht und bereitet, gib mir Verstand, daß ich Deine Gebote lerne." Ein kleines Fenster hatte die verschlossene Zelle, worin Thais sich befand, durch welches ihr eine Klosterschwester täglich nebst Wasser die nothdürftigste Nahrung reichte.

Drey ganze Jahre verlebte die Büsserin Thais in dieser Zelle, ohne auch die geringste Klage zu äußern. Paphnutius, der davon getreue Kunde hatte, eilte also zum heil. Einsiedler Antonius hin, um denselben zu befragen, ob er wohl glaubte, daß Gott der Thais ihre Sünden würde vergeben haben, ob man sie nun wieder in die Kirche aufnehmen und ihr den Empfang der heiligen Sakramente gestatten könne. Der heilige Antonius foderte, nachdem Paphnutius ihm den ganzen Vorfall erzählt hatte, alle seine Mitbrüder auf, die folgende Nacht im Gebete zuzubringen, indem Gott sie vielleicht würdigen würde, einem unter ihnen zu offenbaren, was Ihm wohlgefällig sey. Der Erfolg entsprach ganz der Erwartung des berühmten heil. Einsiedlers Antonius. Man sah einen Thron zubereitet, und als einer der Schüler des heil. Antonius glaubte, dieser Thron sey jener, welchen einst ihr heil. Meister einnehmen würde, antwortete die göttliche Stimme: „Nein, sondern

für die Büsserin Thais steht er in Bereitschaft, wegen ihrer außerordentlichen Treue in Befolgung der ihr auferlegten Buße."

Sobald Paphnutius hierüber von dem heil. Antonius belehrt worden war, eilte er mit Freude in jenes Kloster, worin die Büßerin Thais sich befand. Er öffnete die Thüre und fand die Büßerin in jener Stellung, die er ihr anbefohlen hatte. Da er fragte: „Was sie während dieser 3 Jahre gethan habe," antwortete Thais: „Nichts anderes, als daß ich die große Zahl und Abscheulichkeit meiner Sünden unablässig mir vor Augen gestellt, und wie du mir befohlen hast, dann ausgerufen habe: Herr, der du mich erschaffen hast, erbarme dich meiner!" „Eben darin," versetzte Paphnutius, „liegt die Ursache, daß Gott dir deine Sünden vergeben hat, komme also nun heraus, bete deinen Gott in Seinem heil. Tempel an und empfange die heil. Sakramente."

Zu letzterem war die Büßerin sehr bereitwillig. Ihr Herz hatte sich schon lange darnach gesehnt, aber die Zelle wollte sie nicht mit einer andern vertauschen. Darin wollte sie bleiben bis ans Ende ihres Lebens. Weder dem Paphnutius noch sonst Jemanden ahnete es nur entfernt, daß ihr Lebensende so nahe sei. Denn sie überlebte ihre Befreiung nur noch um 14 Tage, nach deren Verlauf sie gottesfürchtig im Herrn entschlief.

Der heil. Ephräm machte über die Buße der heil. Büßerin Thais folgende Bemerkung: „Wie tief muß doch die Betrachtung des bevorstehenden

Gerichtes in ihr Herz eingeprägt gewesen sein! Eben dieses ist es auch, was uns zur Entschließung bringt, nichts zu unterlassen, um unsere Sünden auszulöschen. Und in der That: Dieser Tag ist so erschrecklich, und der dann bekannt gemachte Ausspruch des göttlichen Richters von solch' wichtigen Folgen, daß man sich über die wenige Aufmerksamkeit nicht genug verwundern kann, welche die Menschen darauf verwenden. Nach meiner Meinung soll ein Einsam-Lebender an nichts anderes als daran denken. Aber in welchem Stande und an welchem Orte ihr auch immer leben möget, denket auch ihr an das künftige Gericht. Bewahret stets in dem Innersten euers Herzens die Erinnerung des euch bevorstehenden Gerichtes. Befraget euch selbst, denket darüber nach, erwäget selbst, was die Worte: Finsterniß, höllisches Feuer, und der Wurm, der niemals stirbt, bedeuten mögen. Stellt euch das Gericht Gottes lebendig vor Augen, und sicher, wenn ihr schwer, wie Thais gesündiget habet, werdet ihr euch auch angetrieben fühlen, gleich ihr, würdige Früchte der Buße zu wirken."

Wer nun dieß weiß, hört oder liebt, selig wird er sein, wenn er auch darnach handelt! —

133.

Die wahre Schönheit.

Im vierten Jahrhunderte lebte eine Frau von hohem Stande, großer Schönheit, ausgezeichneten Geistesgaben, aber einer vollkommenern Tugend noch

und Frömmigkeit. Gott gefiel es, Seine Dienerin, die Er so hoch begnadigt hatte, in eine schwere Prüfung zu führen, welche jedoch nicht über ihre Kräfte war. Sie wurde von dem scheußlichsten Aussatze befallen. Alle ihre Verwandte und Freunde weinten und wehklagten um die Verwandlung des holdseligsten Menschenbildes in ein Bild des Gräuels und Eckels; sie aber lobte Gott vom Herzen und dankte Ihm voll Heiterkeit, daß Er ihr solche Gabe zum Heile ihrer Seele gegeben habe. Ein Bischof, der sie besuchte, brach in Thränen bei dem Anblick des furchtbaren Leidens einer so heiligen Frau aus, welche allen ein Beispiel und Trost gewesen war, und er erstaunte über die geheimnißvollen Wege der Vorsehung; aber es schien die Schönheit ihrer Seele durch die Entstellung ihres Leibes nur noch größer geworden zu seyn. Die gottselige Kranke lächelte dankend für die mitleidigen Thränen des Bischofs und sprach zu ihm: „Warum weinet Ihr, o Herr! und staunt so sehr über dieses Geschenk, diese seltene Gnade, welche mir mein geliebter Heiland gemacht und erwiesen hat. Saget mir, hochwürdigster Herr! wäre Jemand unter der Bedingung im Kerker eingeschlossen, nur dann erst wieder die Freiheit zu erlangen, wenn alle Mauern und Wände seines Kerkers bis zu den Fundamenten zusammengestürzt seyen und er sähe nun, wie die Mauern nach und nach zu seiner Befreiung zerfielen, würde ihn da nicht eine recht innerliche Freude durchbeben? So auch erfreut sich die christliche Seele, die — gefangen im Kerker des sterblichen Leibes — sich nach der Freiheit der seligen Freunde Gottes sehnet, wenn sie sieht, wie ihr Leib das Lebensende bereitet, und sie bald aus dem Kerker des sterblichen Fleisches befreit seyn wird.“ —

Von Jugend auf hatte Gerald, Graf von Orleans, wie der heilige Odo, Abt von Cluni, erzählt, Herz und Gedanken rein bewahrt, bis plötzlich auch in seinem Gemüthe böse Leidenschaft entbrannte, seit er mit fürwitzigen Blicken die Tochter eines Bauern, der sein Leibeigener war, angesehen. Nach langem innern Kampfe, halb schon erliegend, wollte er an einem Winterabend zur Hütte dieses Landmannes reiten; gedachte jedoch noch am Wege nicht ohne Angst und Kummer seines bisherigen Wandels, und seiner Vorsätze und seines Umganges mit Gott; weßhalb er auch, wiewohl nur unbestimmt, die heiligste Jungfrau bat, sie möchte ihn in dieses Elend nicht ganz versinken lassen. — Als er in die niedrige Stube trat, stand das Mägdlein eben um sich zu wärmen, am Kaminfeuer, und, war es nun die helle Flamme, die ihr Gesicht so grell beleuchtete, oder war es der göttlichen Gnade Fügung, sie erschien ihm in diesem Augenblicke so häßlich, daß er seinen Augen nicht traute; — in eben diesem Momente kam er auch zur rechten Besinnung wieder; ohne zu zögern, trat er über die Thürschwelle zurück, schwang sich aufs Pferd, und ritt absichtlich Schritt für Schritt in grimmiger Nachtkälte seinem Schlosse zu, um durch äußern Frost die Gluthen zu büßen, die er in sich hatte aufglimmen lassen. — O daß es jedem Christen zur rechten Zeit einfiele, jedes unlautere, aber in reizenden Farben sich darstellende Gedankenbild, ja auch jeden lebendigen Gegenstand eines unlautern Verlangens, beim grausen Lichte der höllischen Flamme, des brennenden Kamins der strafenden Gerechtigkeit (Math. 13.) zu betrachten!

Als der Held der Kreuzzüge und erste König von Jerusalem, Gottfried von Bouillon, einstmals gefragt wurde, woher seine Hand, die mit einem Schwertstreiche gar oft einen Sarazenen vom Scheitel bis zur Brust zerhieb, eine solche Stärke gewänne? erhob er die Rechte, und sprach: „Dem Herrn sey Dank, weil diese Hand bisher allzeit rein geblieben ist.“ — Wie Gottfried von Bouillon gegen die Sarazenen, so soll jeder Christ gegen den Feind seiner Seele streiten; wie jener siegreich in Jerusalem einzog, so soll auch einstmal der Christ in das himmlische Jerusalem einziehen, ja es erobern mit ihm gegebener göttlicher Kraft; denn „das Himmelreich leidet Gewalt, und die Gewaltigen reißen es an sich.“ Den Weg dazu und die Mittel lehrt der 23. Psalm. „Wer wird emporsteigen, o Herr! zu deinem heiligen Berge? Wer wird stehen auf Deiner heiligen Stätte? — Wer unschuldige Hände bewahrt und ein reines Herz, wer seine Seele nicht für Nichts achtet, und seinem Nächsten nicht betrüglich schwört“ — wer also weder sich, noch andere durch Heuchelei betrügt, und Herz und Hände, Willen und Werk rein bewahrt, oder, wenn er sie jemals befleckte, wieder rein gewaschen hat durch aufrichtige Buße, selbst von der Gewöhnung der gering scheinenden Fehler. „Lasset reinigen uns von allem Schmutze des Leibes und des Geistes, und unsere Heiligung vervollkommnen in der Gottesfurcht.“ 2. Kor. 7.

Der heilige Ambrosius rathet den Jungfrauen, besonders mit ihren Blicken sehr haushälterisch umzugehen, damit die Räuber, d. h. die bösen Gedan-

ken und bösen Begierden nicht durch diese Fenster in ihre Seele einstiegen. „Deine Blicke,“ spricht er, „müssen gleichgültig an den Männern vorüber gehen und auf keinem verweilen;“ d. i. mit Salesius: „sie sehen, ohne sie anzuschauen, herumzusuchen 2c.“

Alexander, ein heidnischer Fürst, wollte weder die Gemahlin des Perserkönigs, der mit ihr in seiner Gefangenschaft war, noch die Frauen desselben sehen, und sagte, „die persischen Frauen schadeten den Augen.

Der heilige Augustinus bewunderte an seinem Freunde Alipius, daß, obwohl er die ehelichen Genüsse ehevor gekannt, doch nachher nie die mindeste Begierlichkeit aus seinen Augen gesprochen, und wenn er auch in verschiedener Gesellschaft gewesen war.

134.

Bekehrung Ephräm's.

„Als ich noch ein Jüngling war“, erzählt der heilige Ephräm, „hatte ich sehr ausgelassene und böse Sitten. Es hatten einst meine Eltern mich in einem Geschäfte ausgesandt, und als ich durch einen Wald ging, weidete daselbst eine trächtige Kuh, die einem armen Manne angehörte; ich aber hob Steine auf, verfolgte sie durch den Wald und warf sie so lange, bis

sie todt darnieder fiel. Kurz darauf begegnete mir der Eigenthümer des armen Thieres, und fragte mich, ob ich sie nicht gesehen hätte; ich aber gab ihm nicht nur keine Auskunft, sondern schimpfte und schmähte ihn, und zog meinen Weg weiter."

„Nach etwa einem Monat sandten meine Eltern mich abermal in einem andern Geschäfte aus, und weil ich mich etwas verspätete, war es Nacht, als ich auf die Straße kam; ich nahm daher die Einladung einiger Hirten an, mit denen ich zusammen traf, und wollte die Nacht bei ihnen zubringen; doch dieß kam mir theuer zu stehen, denn die Heerde ward von wilden Thieren überfallen und im Walde zerstreut, ich aber ward gefangen genommen. Wie sehr ich auch gegen die Eigenthümer der Heerde mich rechtfertigte, und betheuerte, ich hätte kein solches Uebel begangen, es half mir nichts, ich ward vor den Richter geführt, welcher befahl, mich in das Gefängniß zu werfen, wo ich zwei andere Gefangene antraf, von welchen Einer einer Mordthat, der Andere eines Ehebruchs war angeklagt worden; wiewohl beide unschuldig waren."

„Nach vierzig Tagen, die ich in diesem Gefängniß zugebracht hatte, erschien mir im Traum ein Jüngling, sehr strengen Angesichts, der aber ganz freundlich zu mir sprach: „Nun Ephräm, was thust du hier?" Ermuthigt durch seine freundliche Ansprache, erzählte ich ihm, was mir widerfahren war, und erklärte ihm meine Unschuld. Da lächelte er und sprach: „Ich weiß sehr wohl, daß du in dieser Sache ganz unschuldig bist, allein gedenke des Schadens, den du jenem armen Manne zugefügt hast, als du seine Kuh im Walde zu Tode warfst, und wisse, daß bei Gott keine Ungerechtigkeit ist. Auch die Beiden, die mit dir hier gefan-

gen sind, sind hinsichtlich jener Dinge, deren man sie anklagte, unschuldig; doch sind sie es nicht hinsichtlich anderer Verbrechen. Befrage sie nur, und du wirst von der göttlichen Gerechtigkeit dich bald überzeugen, die keine Schuld unbestraft läßt. Und nach diesen Worten verschwand er.“

„Als nun der Morgen gekommen war, da befragte ich meine Mitgefangenen, in Gemäßheit dessen, was der Engel zu mir gesprochen hatte, um zu erfahren, welcher Verbrechen sie schuldig wären. Da antwortete der erste: „Man hat mich, wiewohl mit Unrecht, eines Todschlags beschuldigt, denn fürwahr, ich habe solchen nicht begangen.“ Auf dieselbe Weise sprach auch der Andere: „Sie beschuldigen mich eines Ehebruchs; und ich bin, Gott weiß es, unschuldig.“ Ich aber sprach hierauf zu ihnen: „Ich bitte euch, meine Brüder, verhehlet mir nicht, ob ihr irgend eine andere schwere Schuld beginget, für welche die göttliche Gerechtigkeit nun durch diese fälschlichen Anklagen euch bestraft.“

„Und es antwortete der Erste: „Ich will meine Sünde bekennen. Es sind nun einige Tage, daß ich außerhalb der Stadt über die Brücke ging. Nach mir kamen zwei, die im heftigsten Zanke begriffen waren, und von welchen der Eine den Andern von der Brücke in den Fluß hinabstürzte. Obwohl auch derselbe kläglich um Hilfe rief, und ich wohl im Stande gewesen wäre, ihm zu helfen, rührte ich mich dennoch nicht, weshalb er denn auch alsbald ertrank. Möglich ist's, daß Gott wegen der Sünde dieser Grausamkeit es zuließ, daß ich nun mit euch eingekerkert wurde.“

„Auch ich will dir meine Sünde offenbaren, sprach der Andere, der des Ehebruches beschuldigt war. Es

waren zwei Brüder, beide Kriegsleute, die ein großes Vermögen zum Erbe empfangen sollten; sie hatten aber eine verwittwete Schwester, die sie von dieser Erbschaft ausschließen wollten, und sie verläumdeten dieselbe, beschuldigten sie des Ehebruches, und gaben mir fünfzig Silberlinge, daß ich, wie ich denn auch that, falsches Zeugniß gegen sie ablegte. Und sie ward durch diese Beschuldigungen und Zeugnisse überführt, blieb in der Schande, und ward von der Erbschaft ausgeschlossen. Dieß ist meine Sünde, und ich erkenne hier die Strafe der göttlichen Gerechtigkeit; denn sonst bin ich unschuldig. Und hierauf forderten sie auch von mir, daß ich meine Schuld bekenne, ich aber that Genüge, und erzählte der Ordnung nach, was geschehen war."

„Am folgenden Tage kamen die Gerichtsdiener und führten uns vor den Richter, damit wir über unsere Verbrechen verhört, und wofern wir nicht bekennen wollten, auf die Folter gespannt würden. Dieß widerfuhr zuerst demjenigen, der des Todschlages beschuldigt war, der sie standhaft aushielt. Ich war dem Tode nahe bei dem Gedanken, daß es mir eben so ergehen sollte, und weinte über mein Mißgeschick, das noch durch die Schmähungen der Umstehenden erschwert war, die zu mir sprachen: „Nicht wahr, du junger Bösewicht, nicht also klagtest du, als du den Räubern handreichtest? Warte nun, jetzt gleich kommt die Reihe an dich!" Unterdessen ward der zweite gepeinigt, der ebenfalls die Folter standhaft aushielt, und die Anklage läugnete, weswegen auch er gleich dem ersten losgesprochen und frei entlassen ward; ich aber wurde an diesem Tage nicht gefoltert, sondern ins Gefängniß zurückgeführt, in welchem mir zum zweiten Male jener Jüngling erschien und zu mir sprach: „Was machst Du

Ephräm? Hast du jene beiden befragt, die mit dir im Gefängnisse saßen?" „Ja," antwortete ich. „So hast du also erkannt, wie gerecht Gott ist! Nun will ich dir aber auch sagen, wer die Drei sind, die heute in dieses dein Gefängniß gebracht wurden. Wisse also, Einer aus ihnen ist derjenige, der jenen von der Brücke in den Fluß hinabstürzte; die beyden andern aber sind jene Brüder aus dem Kriegerstande, welche die Ehre ihrer Schwester brandmarkten, und sie durch Verläumdungen von der Erbschaft ausschlossen." Als er dieß gesprochen hatte, war er verschwunden.

„Am folgenden Tage, als der Richter zu Gerichte saß, ließ er alle Folterwerkzeuge bereiten, wir aber, mit Ketten beladen, wurden aus dem Gefängnisse gezerrt und vor ihn geführt. Und alsbald wurden jene beiden Brüder auf die Folter gespannt, worüber ich durch und durch erschüttert ward; zumal da die Folterknechte zu mir sprachen: „Sey nun gewiß, daß du dießmal selbst diesen Peinen nicht entkommen wirst, ob es dir auch das letztemal gelang, frei auszugehen." Während ich in dieser Todesangst war, wurden jene Unglückseligen unbarmherzig gepeiniget, und dieß dauerte einige Stunden hindurch, bis sie endlich die Gewalt der Peinen nicht mehr ertragen konnten, und die beiden Ersten die Verläumdungen gegen die Schwester, letzterer aber den Mord eingestand, den er auf der Brücke begangen hatte. Und es ward den Ersten die rechte Hand, dem letzten aber beide Hände abgehauen, und alle Drei wurden zum Tode am Galgen verurtheilt."

„Nach diesem strengen Urtheile befahl der Richter, man solle mir meine Kleider ausziehen und mir zerrissene anthun und mich vor ihn führen. Da erhob ich in bittern Klagen mein Herz zu Gott und

sprach: Allmächtiger Gott! befreie mich aus dieser Angst, daß ich das geistliche Gewand anziehen könne, Dir zu dienen! Als ich so gebetet hatte, befahl der Richter den Schergen, sie sollten mich niederlegen und mit Ochsensehnen schlagen. Doch der Beisitzer sprach: Erlaube Herr, daß die Sache des Jünglings auf einen andern Tag verschoben werde, denn es ist schon spät, und die Zeit ist bereits vorüber."

„Und so ward ich mit Ketten beladen, ins Gefängniß zurückgeführt, wo ich noch andere fünf und zwanzig Tage blieb, während welcher mir der Engel zum drittenmale erschien und zu mir sprach: „Was machst du Ephräm? Bist du noch überzeugt, daß Gott die Welt mit Gerechtigkeit regiert?" „Ach, wie sehr bin ich's, Herr!" sprach ich; und ich sehe, daß die Werke Gottes überaus wunderbar, ja ein ganz unerforschlicher Abgrund sind. Erbarme Dich meiner, Herr, und errette mich aus diesem Gefängnisse, daß ich unserm Herrn Jesu Christo im klösterlichen Stande dienen könne." Da lächelte der Jüngling und antwortete: „Du wirst noch einmal zum Verhör geführt, und dann frei entlassen werden." „Herr! ich zittere vor Angst über die furchtbaren Drohungen des Richters und die Qualen der Folter!" Er aber lächelte abermal und sagte: „Du mußtest sittsamer werden, als du es jetzt warest! Indessen wirst du leicht davon kommen. In Kurzem kommt ein anderer Richter, der dich befreien wird." Also sprach er und verschwand, ich aber blieb voll Aengsten und Sorgen, wann meine großen Trübsale ein Ende nehmen würden."

„Nach fünf Tagen endlich ward ein anderer Richter gesandt, der ein vertrauter Freund meiner Eltern war. Dieser erkundigte sich sogleich um die

Gefangenen, die im Kerker saßen; und als er erfuhr, es sey daselbst ein Jüngling, der über gewisse Vergehungen angeklagt wäre, ließ er mich nach einer Woche, gefesselt wie sonst, vor sich kommen. Er erkannte mich auf den ersten Anblick; indessen aber verhörte er mich dennoch, um sich nicht von dem zu entfernen, was die Gesetze vorschreiben; und nachdem er sich überzeugt hatte, beruhigte er mich, ließ mir die Fesseln abnehmen, und mich frey abziehen. Ich aber ging geraden Weges auf den Berg, warf mich dem Abt zu Füßen, erzählte ihm meine unglücklichen Abentheuer, die das Verlangen in mir erweckt hatten, Gott zu dienen, und ward daselbst als Mönch im Kloster aufgenommen."

135.

„Hütet euch vor den Götzen!"*)

Hart bedrängt war einstmals die Stadt Posen, deren Einwohner mit einer übergroßen Brandschatzung vom Feinde belegt worden waren. Unmöglich schien es, auch bei der äußersten Aufopferung aller Bürger, die gefoderte Summe zu erschwingen. Da lebte eine Dame in derselben Stadt, die Wittwe eines Fürsten, der Feldmarschall gewesen, mit unermeßlichem Reichthume. Sie allein hätte ohne Beschwerde die ganze Brandschatzung der armen

*) 1. Joh. 5, 21.

Bürgerschaft tragen können. — Demüthig und flehentlich wendeten sich daher die Bürger zu ihr, ihr großes Leid vortragend. Doch sie — hörte nicht. Die Bitten wurden wiederholt, denn die Noth drängte. — Da schloß sich die Unbarmherzige ein, Niemand sah sie mehr. Da sie endlich zu lange vermißt wurde, suchte man sie, suchte — und fand sie in einem Keller vor einer Kiste Geldes, — das Auge auf die Münze gekehrt, aber erstorben.

Auffallend und belehrend ist es für die, so auf den Finger Gottes und Seine leisen Mahnungen merken, was sich unlängst in einer Pfarre unsern L. zugetragen. Unter vielen andern ließ sich auch ein übrigens gutmüthiges Bäuerlein beikommen, es dem Beispiele der andern nachzumachen, und den rechtmäßigen Zehent von einem oder mehreren Dutzend Ferkel einmal nicht zu geben. Das sich regende Gewissen ward immer übertäubt durch den Gedanken, die zurückbehaltene Gabe sey ja nicht so bedeutend, der Zehent ferner eine, wie die Welt sagt, sehr unbillig drückende Last, und endlich durch das Beispiel so vieler Anderer. Allein gerade dießmal blieb dem Bauer kein einziges Stücklein; alle krepirten schnell aufeinander. — Geschwind änderte sich jetzt sein ehevor wankender Sinn; — „dieser Gewinn ist wahrlich nicht zu wünschen,“ sagte er. „Wenig und das mit Recht — sey mein Wahlspruch für immer!“ Und er dankte in seinem Herzen für diese Lehre des Himmels, und ersetzte auf der Stelle den Zehent dem, dem er gebührte. (Dieses erzählte der Zehentherr selbst, bei dem sich dieses zugetragen hat.)

Ein anderes Beispiel trug sich vor wenigen Jahren ungefähr zwanzig Stunden von einer Hauptstadt zu. Es hatte nämlich ein Mann, der gute Pferde hatte, in jenem entfernten Orte einer unbemittelten Person, die bis zu einer bestimmten Zeit mit all ihren Habseligkeiten in der Hauptstadt eintreffen und dort ihr künftiges Unterkommen finden sollte, versprochen, um billigen, bereits ausgesprochenen Preis den Transport zur bestimmten Zeit zu übernehmen. Wie scheint, wurde der gute Mann jedoch von Andern aufgeredet, der Lohn für die Fahrt sey zu gering ꝛc., so daß eben, als die Zeit des Umzuges da war, derselbe sein Wort gänzlich zurücknahm — und gegen alles Bitten und Flehen der nun sehr bedrängten Person taub blieb, ja selbst um größern Preis zu fahren ausschlug. Um viel höhere Bezahlung endlich fand man einen andern Fuhrmann, und der Umzug gieng doch vor sich. Zur nämlichen Zeit, — ob das schon vermuthet ward, oder nicht, ist uns unbekannt, — wollte ein fremder, reisender Herr ein Gefährte vom selben Orte aus bis zur Hauptstadt, und der nämliche Mann, welcher ehevor jenen Umzug verweigert hatte, übernahm die Reise, gab jedoch seinen noch unerfahrnen Sohn mit als Kutscher, der wohl mit den arglosen Pferden seines Vaters, aber nicht mit den schlauen Wegen der Menschen umzugehen wußte. Der Vater war indeß mit Feldarbeit zu Hause beschäftigt. Der Preis der Fahrt war bestimmt — und glücklich langte man in der Hauptstadt an; doch während der kleine Kutscher beschäftigt war, daselbst die Pferde zu besorgen, war der leichte Reisende, der nur wenig Bagage hatte, mit seiner Habe verschwunden, und in der volkreichen Hauptstadt durchaus nicht mehr zu finden. — Die ganze Fahrt blieb dem Führer unbe-

zahlt, und leer kehrte zum großen Erstaunen des Vaters das Söhnlein zurück.

136.

Man kann nicht zugleich dem Mammon und Gott dienen.

In den weiten, einst mit den zahlreichen Hütten der Einsiedler bebauten Wüsteneien Aegyptens starb einer dieser frommen Einsiedler, nach langen, zwischen Gebet und Arbeit getheilten Jahren. Als man nun seine Leiche bestatten wollte, fand man unter der Schilfmatte, die ihm zum Lager gedient, einen Geldsack mit hundert Silbermünzen. Da versammelten sich die Aeltesten der Gemeinde, um sich zu berathen, was mit dem Gelde zu beginnen wäre. Einige wollten es für die Armen verwenden, Andere zum Bau einer Kirche oder für Abschriften der Evangelien; allein die Väter der Gemeinde, die heiligen Aebte Macarius und Pacabo entschieden es anders; sie sprachen: „Leget den Geldsack zu ihm hinein ins Grab, schüttet Erde darüber und rufet dabei: „Dein Geld sey ewig mit dir zu deinem Verderben.“ (Apostelg. 8.) Und die Einsiedler entsetzten sich darüber so sehr, daß Niemand mehr an solch ein Sparen und Bewahren sich wagte. Diese strenge Maaßregel des großen Macarius könnte sehr hart und grausam erscheinen, wenn man nicht darauf sieht, daß jene Einsiedler, durch das strenge Gelübde der Armuth gebunden, nichts besitzen durften, und also das Laster des Geizes hier bis zum

Sacrilegium stieg, daher es auch eine schreckende Warnung foderte. — Wir aber, die wir an Judas ein noch schauerlicheres Schreckbild vor uns haben, sollten wir noch einer andern Warnung bedürfen? — Drei Laster, sagt Scribanius, sind es, welche den Menschen ins Verderben stürzen: Hoffarth, Wollust und Geiz; doch aber so, daß durch das Sakrament der Buße von hundert Hoffärtigen wohl fünfzig, von hundert Wollüstigen wohl dreißig, von hundert Geizigen aber kaum drei selig werden, und dieß nur deßhalb, weil bei den letzteren ein wesentlicher Theil der Buße im Wiederersatze besteht, der dem Menschen so überaus schwer fällt. Denn es wird (nach den Worten des heiligen Augustinus) die Sünde nicht vergeben, wird das fremde Gut nicht zurückgegeben, und wer das ungerechte zurückstellen oder ersetzen kann, und es dennoch nicht thut, dessen Buße ist keine Buße, sondern ein Gaukelspiel."

O selige Einfalt und Treue des Zöllners zu Jericho, der kaum, da er das Antlitz Christi gesehen, an den vollen Ersatz des ungerechten Gutes dachte. O unselige Verblendung des Apostels Judas Iscarioth, der, obschon in steter Gesellschaft Christi, dennoch auf zahllosen Stufen der Lüge und des Betruges bis zur empörendsten Schandthat herabstieg, der zwar auch zuletzt das ungerechte Gut ersetzte, als er das Blutgeld den hohen Priestern zurückschleppte, es sogar, als sie es nicht annehmen wollten, vor sie hinwarf, aber zu spät, weil Jesus schon gefangen, schon überliefert war; zwar nicht zu spät von Seite Jesu, auch nach Seinem Tode nicht zu spät; aber zu tief war die Finsterniß schon in seine Seele gedrungen, seine Reue war nicht er-

leuchtet mehr vom Glauben an Jesus, also eine Reue ohne Liebe, ohne Liebe und Hoffnung.

„Judas Iscarioth, was hast du gethan?“ — „Ich habe meinen Meister und meinen Herrn, meinen Gott und meine Seligkeit verkauft um dreißig Silberlinge.“ — „Judas Iscarioth, warum hast du dieses gethan?“ — „Fluch über dich! was rufst du mich? Rufe meine Brüder oben auf Erden, dort sind meiner Brüder genug!“ — O Judas, du hast wahr geredet. Denn dreißig Silberlinge herrschen noch auf Erden. Was dreißig nicht vermögen, das vermögen dreihundert, was dreihundert nicht bewirken, das bewirken drei tausende, was drei tausende nicht erzwingen, das erzwingen dreißig tausend. Für solche dreißig Silberlinge verkauft eine nichtswürdige Mutter ihr zartes Töchterlein, und wen verkauft sie anders, als den Herrn der Unschuld, Jesum Christum? — Für dreihundert Silberlinge verkaufen gewinnsüchtige Bücherkrämer und literarische Mordbrenner Religion und Ordnung; wen verkaufen sie anders, als den Herrn des Friedens, Jesum Christum? — Für drei tausend Silberlinge verkauft ein niedriger Geschäftsmacher seine eigene Pflicht und das Recht seines Nächstens; wen verkauft er anders, als den Herrn der Gerechtigkeit, Jesum Christum? „Was nützt es aber dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, und leidet Schaden an seiner Seele? Oder welchen Preis wird er für seine Seele dargeben, um solche wieder zu gewinnen?“ (Math. 16.) Ist diese Seele nicht erkauft durch einen großen, durch einen unendlichen Preis, durch das Blut des Gottmenschen? — Gehe hin, meine Seele, und frage die Natur, und frage die Welt und frage den Satan: Was wollt ihr mir geben, damit ich

die Gnade Christi, mein Leben, mein Heil, meinen Gott euch verkaufe? Was wollt ihr mir geben, damit ich eine Todsünde, ja nur eine ganz freiwillige läßliche Sünde begehe? Einen Augenblick voll thierlicher Lust? einen Schatten von eitler Ehre? eine Hand voll Gold? oder die Fülle des Reichthums? Und endlich die Verlassenheit von Gott und die Verzweiflung? — „Erleuchte, o Herr! mein Auge, damit ich nicht entschlummere in den Schatten des Todes. Sprich zu meiner Seele: „dein Heil bin Ich." (Ps. 12.) Du hast Deine unendliche Glorie für nichts geachtet, um mich zu gewinnen. Dein Knecht Paulus hat alle irdischen Güter für nichts geachtet, um Dich zu gewinnen. D'rum durfte er sagen: „Christus ist mein Leben, und Sterben mein Gewinn!" „Dein bin ich, o Herr, erlöse mich, denn Deine Gerechtigkeit habe ich gesuchet." (Ps. 118.)

Es hat der Mensch auf Erden freie Wahl,
Nach Irdischem, nach Himmlischem zu ringen;
Weh ihm, sucht er in dreißig Silberlingen
Sein Capital.

Der rechte Wucher in der flücht'gen Zeit
Ist mit dem Pfund, so Jeglichem bemessen;
Einst offenbart die wahren Interessen
Die Ewigkeit.

137.

Die Wittwe zu Zehra.

Der Richter zu Zehra, Benbâchir, begegnete einer Wittwe, welche einen Esel vor sich her trieb, und weinte.

„Warum weinst du, armes Weib?"

„Wohl ein armes Weib," antwortete sie, „dieser Esel, der leere Sack, welcher darauf liegt, und die Kleidung, welche meine Blöße deckt, sind der ganze Reichthum meiner Habe; alles übrige hat mir der Kaliph (Kaiser) genommen."

„Und worin bestand deine übrige Habe?" fragte Benbâchir verwundert.

„Ich besaß eine kleine Meierey, sie war das Erbtheil der Vorfahren meines verstorbenen Mannes und der meinigen; sie war uns über alles lieb, wir waren hier geboren und erzogen; verehelichten uns hier und genossen die Zufriedenheit treuer Liebe und unermüdeter Arbeitsamkeit. — Noch auf dem Sterbebette bat mich mein guter Mann, dafür zu sorgen, daß unser kleines Gut, welches uns unsere Väter hinterlassen hatten, an Niemand anders gelange, als an unsern Sohn, welcher vielleicht in dem Augenblicke in dem Heere des Kaliphen sein Blut für einen Herrn vergießt, welcher seiner Mutter Alles raubt."

„Und aus welchem Grunde," fragte der Richter, „nahm der Kaliph dein väterliches Erbtheil?"

„Er will sich ein Lustgebäude auf unser Grundstück bauen lassen," antwortete die Wittwe. Guter Gott, dacht der Richter bei sich selbst, er hat so viele

Palläste und Lustgebäude, und auf den bloßen Einfall, noch eines mehr zu haben, vertreibt er ein armes Weib aus ihrem Eigenthume!

„Und welchen Ersatz gab er dir?“ fragte Benbächir. „Ersatz? — keinen!“ antwortete die Wittwe, „er ließ mir anfänglich eine kleine Summe anbieten; wie ich aber das mir so theuere Grundstück nicht verkaufen wollte, so nahm er es mir mit Gewalt.“

„Hast du ihm deine Lage nicht vorgestellt?“ erwiederte der Richter.

„Ich warf mich vor ihm nieder,“ antwortete die Wittwe, „benetzte mit meinen Thränen seine Füsse, und bat und flehte — ich sagte ihm alles, was mir Schmerz, Kummer und Verzweiflung eingab!“ — Sie konnte vor Schluchzen nicht mehr fortfahren.

„Und deine Bitten vermochten nichts über ihn?“ fragte Benbächir theilnehmend.

„Er wies mich mit aller möglichen Härte ab,“ antwortete sie weinend.

Der menschenfreundliche Mann erhob die Augen gen Himmel. „Allmächtiger Vater!“ seufzte er, „Vater der Menschen! er stellt Dich hier auf Erden vor und kann die von sich weisen, die nichts verlangen, als was gerecht und billig ist; und du übersiehst mit Langmuth und Geduld die unbilligsten und ungerechtesten Bitten der Sterblichen?“

„Weib,“ sagte er entschlossen, auf die stille Pause, „überlaß mir deinen Esel und den Sack auf eine kurze Zeit, und folge mir ferne. Ich gelte etwas bei dem Monarchen, wo ist er jetzt?“

„Er befindet sich eben jetzt,“ antwortete die Wittwe, „auf dem Grundstücke, welches ich sonst mein nannte. — Aber was willst du mit dem Esel?“

„Sey unbesorgt, und folge mir,“ versetzte der Richter. Darauf nahm er den Esel, und suchte den Kaiser auf.

Dieser bewillkommte ihn auf das freundschaftlichste mit den Worten: „Ich habe dich so lange nicht gesehen, Benbächir, und wie kommt es, daß ich eben jetzt dich sehe?“ —

„Erhabener Beherrscher der Gläubigen,“ antwortete Benbächir, „ich habe so eben ein altes Weib gesprochen, welches —

„Ich errathe,“ unterbrach ihn der Monarch in einem ernstlichen Tone, „und will nichts weiter hören. Die Halsstarrige mag ihr Betragen büssen! Steht es nicht in meiner Willkühr, über Vermögen und Leben zu gebieten?“

„Deine Macht,“ erwiederte Benbächir, „ist hier auf Erden unbegränzt. Auch verlangt die Wittwe ihr ehemaliges Eigenthum nicht wieder zurück; sie bittet bloß um ein kleines Andenken, und wenn du es erlaubst, so fülle ich diesen Sack, zufolge ihres Wunsches, mit Erde?“

„Die kann sie haben,“ erwiederte der Kaliph lächelnd, „und wenn sie zehn Säcke wollte. Bald, Benbächir, sollst du die Gegend nicht mehr kennen! Hier soll ein prächtiger Pallast erbauet werden, dort ein Wasserfall die Aussicht verschönern, und weiterhin ein hoher Thurm sich erheben, von welchem man die ganze Gegend übersehen kann.“

„So,“ erwiederte Benbächir, welcher unterdessen den Sack mit Erde angefüllt hatte. „Ich werde sogleich mein Geschäft vollendet haben, und dann, erhabener Beherrscher der Gläubigen! dann erlaube mir noch eine Bitte, die eben so unbedeutend ist, als die erste.“

„Sie sey dir verstattet," versetzte der Kaliph.

„Der Sack ist gefüllt," fuhr der Richter fort, „und nun flehe ich um deinen Beistand, ihn auf den Esel zu laden." —

„Welche befremdende Bitte!" rief der Monarch. „Wie kannst du dieß von mir verlangen? Rufe meiner Sklaven einen, und er soll dir helfen."

„Erlaube mir, Beherrscher der Gläubigen," erwiederte der Richter, „daß ich dich um diese Gnade bitte, daß ich dich flehend bitte, sie mir nicht abzuschlagen."

„Wahnsinniger!" rief der Kaliph, „die Last ist zu schwer für mich!"

„Zu schwer," sagte Benbächir, „dieser Sack voll Erde, ein so kleiner Theil des Grundstückes, auf welchem wir uns befinden, scheint dir zu schwer? O Herr, und du schauderst nicht bei dem Gedanken an den Tag, an welchem du vor deinem und unserm Richter erscheinen wirst? An welchem nicht bloß dieser Sack voll Erde, sondern das ganze Grundstück mit allen Pallästen und Thürmen, welche du darauf bauen willst, mit allen Thränen, mit welchen die Unglücklichen es durch deine Veranlassung benetzt haben, zur weit unerträglichern Last fallen dürften?"

„Du bist hienieden unbeschränkter Herrscher; ein Wink von dir verkürzt des Menschen Leben, und ein einziges Wort stürzt Tausende ins Unglück; aber — es kommt eine Zeit, in welcher du mit deinen Sklaven in gleichem Range stehst!"

„Mit meinen Sklaven in gleichem Range?" wiederholte der bestürzte Fürst.

„Ich irre mich," faßte Benbächir das Wort, „dein größerer Vorzug hier wird dir zur größern Qual gereichen. Du hast hier einen ungleich größern Wir-

kungskreis, folglich auch ungleich mehr zu verantworten. Jeder deiner Unterthanen hat nur von dem Rechenschaft abzulegen, was er für sich besaß, und du von Allem, was wir insgesammt besitzen. Lebe wohl, verzeihe deinem Sklaven die Verwegenheit!“ Benbâchir wollte sich entfernen. Der Kaliph hielt ihn zurück.

„Dir verzeihen?“ sagte er, „bin ich dir nicht Dank schuldig, daß du mich von einer großen Ungerechtigkeit zurückhältst, die ich schon halb begangen habe? — Rufe die Wittwe. Sie nehme ihr väterliches Erbtheil zurück, und um sie für die Thränen zu entschädigen, welche ihr meine Härte ausgepreßt hat, soll ihr Grundstück von meinen Gärten, welche angränzen, um eben so viel vergrößert werden. Und du verläßest nie wieder meinen Hofstaat, um Gelegenheit zu haben, dich angemessen zu belohnen. Die Regenten bedürfen einen freundschaftlichen Begleiter, der nichts scheuet, der Wahrheit zu opfern, der sie auf ihre Fehltritte aufmerksam macht und davon zurückhält; du sollst der Meinige in Zukunft seyn.“

138.

Wann der Reichthum unschädlich sey.

Als der hl. Sales im Jahre 1619 nach Paris reiste, erhielt er den Besuch eines Mannes, der wohlbegütert, aber noch reicher an Frömmigkeit und Barmherzigkeit gegen die Armen war.

Dieser gute Mann fragte ihn, ob er bey allem seinem Reichthume selig werden könne, und bezeugte große Furcht, wegen seines ansehnlichen Vermögens, den Himmel zu verscherzen.

Der Heilige fragte ihn, aus welchem Grunde er dieß befürchte.

Er antwortete: Weil ich zu reich bin. Denn Sie wissen, daß nach dem Evangelium das Heil des Reichen so schwierig ist, daß dasselbe beynahe ganz unmöglich scheint.

Der Heilige, der auf eine so allgemeine Antwort nichts Bestimmtes erwiedern konnte, fragte ihn, ob er unrechtmäßig erworbenes Gut besitze.

O nein! sprach jener hierauf; denn meine Voreltern waren sehr rechtschaffene Leute, und haben mir nichts dieser Art hinterlassen. Das, womit ich selbst mein Erbe vermehrt habe, ist die Frucht meiner Ersparniß und meiner Arbeit. Gott behüte mich, daß ich je meine Hand nach fremdem Gute ausstrecke! Mein Gewissen macht mir in dieser Hinsicht keinen Vorwurf.

Wie also? fragte der heilige Prälat weiter, machen Sie vielleicht einen schlechten Gebrauch von ihrem Reichthum?

Der Fremde erwiederte: Ich lebe standesmäßig; allein ich fürchte, daß ich nicht genug für die Armen thue; und Sie wissen, daß wir einst hierüber gerichtet werden.

Haben Sie Kinder? fragte der Heilige.

Ja! antwortete der Fremde; doch diese sind sämmtlich gut versorgt und bedürfen meiner nicht weiter.

Nein wahrlich, versetzte der Heilige, ich weiß nicht, wo Sie Ihre Scrupel hernehmen. Es ist mir

noch keiner vorgekommen, und Sie sind der Erste, der sich über sein großes Vermögen beklagt; die meisten klagen, daß sie dessen nicht genug haben.

Es wurde ihm leicht, das Gewissen dieses Ehrenmannes zu beruhigen; denn er fand bei ihm viel Gelehrigkeit und Folgsamkeit für seinen guten Rath.

Der Heilige erzählte späterhin, er hätte erfahren, dieser gute Herr habe früher wichtige Aemter begleitet und solche mit Ehren verwaltet; der Grund aber, warum er dieselben niedergelegt, sey kein anderer, als um sich Werken der Gottesfurcht und Barmherzigkeit zu ergeben. Kirchen, Hospitäler und Armenhäuser waren sein gewöhnlicher Aufenthalt. Er linderte die Noth der dürftigen Bewohner derselben mit so freigebigen Händen, daß mehr als die Hälfte seines Einkommens für derlei Spenden aufging. Sein Testament enthielt eine Menge frommer Vermächtnisse. Er hatte Jesum Christum zu seinem Haupterben ernannt, sein Vermögen zwischen dem großen Hospitale Hotel-Dieu und seinen Kindern getheilt, und endlich sein frommes Leben durch ein glückseliges Ende gekrönt.

139.

Das ungerecht empfangene Almosen.

Es war einmal ein gesunder und rüstiger Bettler, der immer müßig ging. Den hatte man oftmals ermahnt, daß er arbeiten sollte und dem gemeinern Wesen diente; das aber wollte er nicht thun. Nun

begab es sich einstmals, daß er von eitel Trägheit und Müßiggang an einem Wege einschlief. Und da trat ein frommer Mann hinzu, zog aus dessen Bettelsack ein Stücklein Brodes hervor, und legte dasselbe auf die Brust des Schlafenden, der alsbald anfing, sich übel zu geberden und kläglich zu wimmern. Als der fromme Mann dieß sah, da weckte er ihn aus dem Schlafe und sprach: „Mein Bruder, was fehlt dir, da du also schwer jammertest?“ Er antwortete: „Es hat mich bedünkt, als ob ein großer Berg auf mir läge, der mich bis in die Hölle hinabdrücken wollte.“ Da erwiederte ihm der Mann: „Du irrst, mein Bruder, kein Berg lag auf dir, sondern ein geringes Almosen aus deinem Sacke. Bedenke nun, wie schwer einst die Almosen dich bedrücken werden, die du in eitel Müßiggang bettelst und verzehrst!

140.

Zu wenig Gewissenhaftigkeit.

Graf L—g, der seinen Edelsitz nahe bei L** hat, reisete auf einen Pferdemarkt. Bei seiner Heimreise verlor er einen Beutel mit 50 Dukaten. Da er die Hoffnung aufgab, das Geld wieder zu finden, so begnügte er sich seinem Pudel, den er bei sich hatte, zuzurufen: „Suche, verloren!“ — Der Pudel läuft den Rückweg, findet den Beutel mit dem Gelde, kehrt um, und will seinen Herrn wieder ein=

holen. Ein Edelmann, durch dessen Gebiet sich die Straße zog, kam eben zu dieser Zeit mit seinen Hunden von der Jagd zurück. Die Hunde liefen dem Pudel zu, und hielten ihn auf. Indessen kam der Edelmann, bemerkte den Pudel mit einer Börse, und nahm Pudel und Börse mit sich in seinen Edelhof.

Drei Vierteljahre blieb der Pudel beim neuen Herrn. Nun wollte der Edelmann auch auf einen Pferdmarkt reisen. Er zählte 150 Dukaten in den Beutel, den er dem Pudel abgenommen hatte, legte ihn auf seinen Schreibtisch, und ging Geschäfte halber aus dem Zimmer. Der Pudel sieht den Beutel, packt ihn, kömmt unbemerkt durch die Thüre, und läuft damit zu seinem Grafen. Der Graf staunte, empfing den Pudel mit der Börse liebkosend, und wußte das Räthsel nicht zu lösen.

Bald nachher erzählte er in einer Gesellschaft verschiedener Edelleute, die aus der Nachbarschaft zusammen trafen, das seltene Ereigniß. Unter diesen Edelleuten befand sich gerade derjenige Mann, der mit den 150 Dukaten, welche mit dem Pudel verschwunden waren, zu Markte reisen wollte. Froh, wieder zu seinem Gelde zu kommen, forderte er die Dukaten. Der Graf klagte ihn aber bei Gerichte, bei welchem er schon früher den Verlust des Geldes und Pudels angezeigt hatte, eines Straßenraubes an, weil er den Pudel mit dem Gelde gewaltthätig zurück gehalten hatte. Der Richter verurtheilte den Edelmann nicht nur zur Wiedererstattung der 50, sondern auch zum Verluste der 100 Dukaten.

141.

Bestrafter Meineid.

Im Jahre 1559 kam ein Mann, Namens Anton van der Häck, Pächter der öffentlichen Steuern, nach Germont, einer kleinen Stadt in Flandern, und kehrte daselbst im Gasthause zum goldenen Schiffe ein, um dort mit andern Pächtern, seinen Gefährten, seine Rechnung abzuschließen. Als sie sich nun hiezu versammelt hatten, und in ihrer Arbeit begriffen waren, erhob sich wegen einer gewissen Summe Geldes Streit unter ihnen; denn die übrigen Pächter versicherten, es sey dieselbe ihm von rechtschaffenen und glaubwürdigen Männern richtig bezahlt worden. Antonius dagegen verneinte dieses und vermaß sich hoch und theuer, es sollte das Feuer, daß in diesem Zimmer lodere, ihn lebendig verbrennen, woferne er auch nur einen Heller empfangen habe. Nichts desto weniger blieben die Uebrigen bei ihrer Behauptung, versicherten feierlich das Gegentheil und waren fest überzeugt, Antonius habe auf kecke schreckliche Weise gelogen; da diejenigen, welche ausgesagt hatten, sie hätten diese Summe ihm bezahlt, nicht nur bei ihnen, sondern bei allen Andern als rechtliche und alles Vertrauens würdige Männer bekannt waren.

Indessen wirkte dieß nicht im Geringsten auf den genannten Antonius; er beständ fest auf seiner Läugnung, und schwur abermal, es solle der böse Feind ihn holen, und das Feuer ihn verbrennen, wofern er je einen seiner Gefährten in diesem Geschäfte

betrogen habe. Als die übrigen Pächter seine so große Hartnäckigkeit sahen, drangen sie auf einen förmlichen Eid; er aber, alle Furcht Gottes hintansetzend, verhieß, auch diesen feierlich zu schwören. Höchlich hierüber erstaunt, fingen sie an, den Mann im Innern zu verabscheuen; ließen jedoch, damit die Rache gefordert würde, zwei Gerichtsherren zu sich bitten, in deren Gegenwart Antonius, ohne auf das Heil seiner Seele und auf die furchtbaren Gerichte Gottes Bedacht zu nehmen, den falschen Eid leistete. Da es indessen Abend geworden war, ging die Versammlung auseinander, und jeder Einzelne begab sich nach Hause; und sie warteten den folgenden Tag ab, um ihre Rechnungen gegenseitig vollkommen abzuschließen; Antonius aber blieb in demselben Gasthause, daselbst zu übernachten; ließ sich in dieser Absicht ein Bett bereiten und Holz ins Kamin legen; worauf er sich vor dasselbe auf einen Schemmel niedersetzte, sich zu erwärmen. In dieser Stellung verließ ihn der Wirth, der, weil das Holz beinahe abgebrannt war, nicht die mindeste Feuersgefahr besorgte, und ihm gute Nacht sagte. Es war aber, als er ihn verließ, eilf Uhr vor Mitternacht. Kurz darauf ging der Nachtwächter vor dem Hause vorüber, sah das Zimmer, das Antonius bewohnte, von unglaublich hellem Lichte erleuchtet, und konnte sich die Ursache dessen nicht deuten. Weil er indessen keine Feuers-Gefahr sah, wollte er keinen unnöthigen Lärm machen, noch die ganze Nachbarschaft um die mitternächtliche Stunde aufwecken; auch dachte er, könnten es wohl fremde Gäste seyn, die sich bei dem flackernden Kaminfeuer erwärmten. Als jedoch die Thurmuhr zwölf geschlagen hatte, kehrte er geflissentlich zu dem Gasthause zurück, sah abermal zu dem

Fenster hinauf, ob etwa die Helle noch immer so groß und irgend Gefahr zu besorgen sey; da er aber wahrnahm, daß dieselbe aufgehört habe, ging er ruhig weiter.

Um dieselbe Stunde aber war die Schwester dieses Antonius, die in dem Dorfe Roullart, eine Viertelmeile von Germont wohnte, noch wach, und legte eben Flachs zum Spinnen um ihren Rocken; — und siehe, da erschien plötzlich eine Feuerflamme auf dem Brettergestell, wo das Küchengeschirr hing, die schnell um sich griff und den Flachs anzündete; sie aber, darüber heftig erschrocken, strengte alle Kräfte an, die Flamme zu löschen, was ihr nach unsäglicher Angst und Mühe endlich auch, wiewohl kaum gelang. In derselben Nacht auch ward der Hirt des besagten Antonius durch das schauerliche Geheul eines großen Hundes aufgeschreckt, der vor seiner Thüre dergestalt bellte und schrie, daß sich ihm die Haare auf dem Haupte sträubten.

Jene Frau aber sandte am folgenden Morgen, sobald der Tag angebrochen war, ihren Mann nach der Stadt, ihrem Bruder Antonius zu berichten, was geschehen war; denn sie selbst war vor Schrecken krank geworden. Dieser machte sich auch alsbald auf den Weg, und als er in dem Gasthause angekommen war, wartete er wohl eine gute Stunde daselbst, weil er erachtete, sein Schwager schliefe noch; da er indessen nicht erwachen wollte, fing er an, an der Thür zu pochen, und rief: „Erwache! ich, dein Schwager bin's, und habe dringend mit dir zu sprechen." Als er aber nach mehrmaligem Rufen und Pochen keine Antwort erhielt, ersuchte er endlich den Wirth, die Thür öffnen zu lassen, und — da wurden sie von Staunen und

Entsetzen ergriffen; denn Antonius war sammt seinen Kleidern bis auf die Kniebänder verbrannt, die nebst Strümpfen und Schuhen unversehrt geblieben waren. Auch der Schemmel, worauf der Wirth ihn sitzend verlassen hatte, war größtentheils verbrannt. Es verbreitete sich aber das Gerücht von diesem entsetzlichen Vorfall im Augenblick durch die ganze Stadt und das Volk strömte in Schaaren herbei, dieß unglückselige und furchtbare Schauspiel zu sehen. Das Gold und Silber, das der Meineidige bei sich gehabt hatte, war größtentheils vom Feuer unversehrt geblieben, und ward den Händen des Stadtraths übergeben. Auch fanden sie noch einen Theil der Hirnschale, die aber sogleich sich in Asche auflöste, und auf den Befehl des Pfarrers, der die Sache und den Wandel des Mannes untersuchen ließ, mit der übrigen Asche und den Resten des Leichnams auf dem Kirchhof zum heiligen Adrianus, und zwar am äußersten Rande desselben begraben wurde.

Das Gerücht von diesem schauerlichen Ereignisse verbreitete sich bald im ganzen Lande, und kam auch dem erlauchten Fürsten der Niederlande, dem Erzherzog Albert und seiner Gemahlin Elisabeth zu Ohren, welche nach Germont sandten, genaue Nachricht einzuziehen, und die Kunde erhielten, daß die Sache genau sich also verhielt, wie wir solche nun eben beschrieben haben. Wunderbar fürwahr ist diese Geschichte, und offenbar erhellt daraus, wie furchtbar Gott oft schon in dieser Welt den Meineid bestraft, und an dem Menschen in Erfüllung gehen läßt, was er sich selbst Böses zuschwört; was diejenigen sich zu Herzen nehmen mögen, denen diese Erzählung zu Gesichte kommt. Die Wahrheit dieser Geschichte bekräftiget der Erzähler mit folgenden Worten: Ich,

Johannes Mayr aber, Priester der katholischen Kirche, der ich dieselbe aufgezeichnet, habe die Thatsache selbst gesehen, und die Personen gekannt, die darin genannt werden.

142.

Choleraspötter.

Am 28. März 1832 war in Paris die Cholerakrankheit bereits unläugbar ausgebrochen. Der Ausbruch war daher amtlich bekannt gemacht worden. Da dieses der Tag des Demi Carême (Mitfasten) und das Wetter sonnig und lieblich war, so tummelten sich die Pariser (nichts desto weniger) um so lustiger auf den Boulevards, wo man sogar Masken erblickte, welche in karrikirter (frazenhafter) Mißfarbigkeit und Ungestalt, die Furcht vor der Cholera und die Krankheit selbst verspotteten. Desselben Abends waren die Redouten (Tanzplätze) besuchter, als jemals; übermüthiges Gelächter überjauchzte fast die lauteste Musik, man erhitzte sich beim Chahut, einem nicht sehr zweideutigen, sondern offenbar scandalösen Tanze, man schluckte dabei allerlei Eis und sonstig kaltes Getränke; — als plötzlich der lustigste der Arlequine (der maskirten Narren) eine allzu große Kühle in den Beinen verspürte und die Maske abnahm, und zu aller Welt Verwunderung ein veilchenblaues Gesicht (das gewöhnliche Symptom der Cholerakrankheit) zum Vorschein kam. Man

merkte bald, daß solches kein Spaß sei, und — das Gelächter verstummte und — (nicht diesen Elenden allein) mehrere Wagen voll Menschen fuhr man von der Redoute, (dem Tanzplatze) gleich nach dem Hotel-Dieu, dem Centralspitale (Haupt-Spital) wo sie, in ihren abentheuerlichen Maskenkleidern anlangend, sogleich verschieden. — Da man in der ersten Bestürzung an Ansteckung glaubte, und die ältern Gäste des Hotel-Dieu (des Spitals) ein gräßliches Angstgeschrei erhoben: so sind jene Todten, wie man sagt, so schnell beerdigt worden, daß man ihnen nicht einmal die buntscheckigen Narrenkleider auszog, und lustig, wie sie gelebt, liegen sie auch lustig im Grabe." — Eine gräßliche Lust, ähnlich dem gräßlich lustigen Hohngelächter des Verzweifelnden! — O wie weit geräth der Mensch in seinem Uebermuth! O Verblendung ohne Maß! — Gott und Seinen gewaltigen geheimnißvollen Wegen ins Angesicht Hohn sprechen, — welch ein schreckliches, teuflisches Werk! Du hast da Ihn Selbst herausgefordert, o Mensch! zum ungleichen Kampfe; so erfahre denn o Wurm im Staube! wer du seiest? — „Erhebe dich, o Gott!" ruft der Psalmist, „und zeige den übermüthigen Menschen, daß sie Menschen — arme Geschöpfe, — sind!" — „O wie ist es so schrecklich", ruft S. Paulus, „in die Hände des lebendigen Gottes fallen! wie ist Er ein verzehrendes Feuer!" —

143.

So groß die Sünde, so groß soll auch der Bußeifer seyn.

Eine Geschichte aus der Revolutionszeit.

In den Revolutionskriegen Frankreichs, wo große Laster und große Tugenden sichtbar wurden, sah man die Dorfschaften von Saint-Jean und Saint-Etienne de Corcué wechselweise bald von den Royalisten (den Königlichgesinnten), bald von den Republikanern (den Freiheitsmännern) genommen und wieder verloren. Da geschah es, daß ein Mann von Saint-Etienne (Gott verhüte, daß ich seinen Namen, oder auch nur den Anfangsbuchstaben davon hier nenne), sich zu den Republikanern schlug, während diese durch Kriegsglück den Ort behaupteten. Er kannte die reichsten Landleute daselbst und die beßten Maierhöfe, wo es am meisten zu plündern gab; dahin führte er dann die Soldaten der Republik, ermordete mit ihnen die Einwohner, die er auffand, und wußte sich stets einen guten Theil des Raubes als Beute zuzueignen, wegen welcher er solche Schandthaten unternommen hatte. Mit jedem Tage wiederholte der Schändliche diese Heldenthaten, und sein Blutdurst, wie seine Raubsucht nahmen in solcher Stärke zu, daß davon die Soldaten ermüdeten; nur er war nicht zu ermüden! Er sah sich ja durch Mord und Raub bereichert, und es zog ein höllisches Lächeln über seine Lippen vor Freude, wenn er allein, und um Mitternacht beim Scheine eines brennenden Spanes die erbeuteten Summen und Gegenstände zählte, und wieder zählte. Diese Siegeszeichen verbarg er dann

sorgfältig im hintersten Winkel seiner Hütte, um sie allen menschlichen Blicken zu entziehen.

Eines Tages, wo er abermals einen seiner blutigen Feldzüge unternahm, ereignete sich's, daß in seiner Abwesenheit vendeeische Töchter und Enkelinnen gefangen weggeführt, und in die Kapelle von Saint-Jean von Corcué gebracht wurden; unter diesen unglücklichen Geschöpfen befanden sich sogar Anverwandte des Mannes, den wir hier nicht nennen wollen. Kaum erfuhr er das, kehrte er zurück, führte die rohesten Soldaten mit sich, und knirschte vor Wuth, zu sehen, daß auf obige Weise die Schwestern seiner Mutter ihm entwischt waren; daß sie sich nicht mehr in ihren elenden Hütten befanden, und ungemordet von den Republikanern weggeschleppt wurden. — Selbst die Soldaten weigerten sich, gegen das schwache Geschlecht zu ziehen. Er aber thats allein.

Man sah ihn, wie er sich mit Pistolen und Dolchen bewaffnete; mit einem langen Säbel in der Gurte hinzog, über den Fluß setzte, und hastig die Anhöhe bestieg: wie ein Mensch, den der brennendste Durst verzehrt, und der nicht schleunig genug den Quell erreichen kann, seine Hitze zu löschen; eben so lief er zur Kapelle, um dort seinen Blutdurst zu stillen. Heimlich und mit stillem Entsetzen beobachteten ihn einige Dörflinge von ihrer Thürschwelle, wie er sich nun ankleidete, sein Gewand in's Gebüsche warf, die Hemdärmel an seiner Rechten zurückschob, durch den Kirchhof stürzte, um zur Kapelle zu gelangen... Bald hörte man Pistolenschüsse, Jammergeschrei... Dieß dauerte eine geraume Weile; und als es endlich stille ward, konnte man mit Recht sagen: Alles ist vollbracht! Alles ist gemordet!... Während dieser Henker sein Amt verrichtete, war ein Kind zufäl-

lig zur Kapelle hingelaufen, es wollte hinein, weil seine Mutter darin war. — Nun guckte es durch eine Thürspalte hinein und bebte erschrocken zurück, da es den Mann anblickte, der niederschoß, niedersäbelte und in einem Blutmeere wadete!!... es floh vor Entsetzen davon, und entwischte so dem grausam hinwürgenden Ungeheuer seiner Familie. Müde endlich von diesem Henkergeschäfte kam der Unmensch schamlos, und fast stolz auf seine That, zurück; stieg die Anhöhe herab, wusch im Flusse seine Hände, versuchte seine Waffen, ob die Pistolen entladen, die Dolche noch spitz und der Säbel etwa stumpf wären — kleidete sich an, kehrte nach Hause, und setzte sich ruhig — ruhig zu einem Mahle nieder, das ihm indessen seine Frau zubereitet hatte. O unbegreifliche Ruhe! entsetzliche Schmach! Dieser Mensch — wenn man ihn einen Menschen nennen darf — war dreimal verheirathet!!!

Die Schreckenszeit der Revolution ging endlich, wie Alles, vorüber; man mordete nicht mehr; der Tod war von so unzähligen Opfern ermüdet, übersättigt; man durfte endlich in Städten, wie auf dem Lande, wieder freier athmen; Ruhe trat an die Stelle des Mordgetümmels — aber diese Ruhe gefiel unserm Revolutionsmann nicht; er knirschte darüber, mußte sich aber darein fügen! Seine Diebstähle hatten ihn reich gemacht; er kaufte mit diesem Blutgelde mehrere Besitzungen in dieser Gegend. Er wagte es, hier zu wohnen; und bemerkte er gleich, wie man ihm auf dem Wege auswich, wie man bei seinem Anblick zurückschauderte, blieb er doch mit eiserner Miene schamlos, und erröthete nicht; mitten unter den Menschen, deren Männer, Weiber und Kinder er gemordet hatte, lebte er,

ohne beunruhigt zu werden; man floh ihn, beunruhigte ihn aber nicht! — In diesen Gegenden, wo noch religiöse Sitten fest wurzelten, affektirte er eine große Verachtung gegen Adeliche und Priester; das rechnete er zum guten Tone. In dieser Absicht wählte er immer die Sonn= und Festtage, und zwar die Stunden, wo öffentlicher Gottesdienst gehalten wurde, um seine Landmühle gehen zu machen, und zuckte spöttisch die Achseln, wenn er seine Nachbarn in die Kirche gehen sah. Bei dem ersten Einzuge Ludwigs XVIII. in sein Reich bekam er Furcht, und ließ sich einige Zeit nicht mehr sehen; bald wurde er wieder sichtbar und dreister. Diese Dreistigkeit dauerte noch fort, als für Frankreich die Crisis von 1815 eintrat; aber jetzt geschah es, daß er durch ein kleines Corps von Vendeern, das der Marquis von Gouluine befehligte, auf dem Felde ertappt und fortgeschleppt wurde. „Seht hier den Mörder unserer Mütter und Schwestern!" schrieen mehrere bewaffnete Landleute; „lasset uns über ihn herfallen!" „Tödtet ihn nicht!" rief ihr Anführer, „fertigt ihn mit einigen Säbelhieben ab, damit der Elende erkennen lerne, daß die Royalisten keinen Wehrlosen morden!" — „Das ist Schade," erwiederten einige Soldaten, „es wäre eine schöne Gelegenheit gewesen, das Land von solchem Ungeheuer gereinigt zu haben! Geh, Schurke! und laß dir mit diesen flachen Säbelhieben für dießmal genügen!" — In der That hörte man die Klingen auf seinem Rücken klirren; man hörte dieß, trotz des Geheuls des Elenden, der wie ein wildes Thier brüllte.

Als der Befreiungskrieg geendigt und in Frankreich, wie außenher, alles zur Ordnung wiederkehrte, fiel dieser Gottlose, der so viele Unschuldige und Wehr=

lose leiden machte, in einen Zustand, der ihm noch weit schrecklichere Leiden verursachte. Bei diesen grausamen Schmerzen, die er in seiner Krankheit erlitt, beschwerte er sich zwar nicht, aber er brüllte. Wer ihn sah und hörte, glaubte hier einen Tieger zu sehen, der vom Blute überfüllt dem Sterben nahe war, und sich noch dagegen sträubte. Ein innerer Schrecken vereinigte sich mit seinen äußern Körperschmerzen; er sah in seiner eingescheuchten Phantasie die Opfer, die er einst geschlachtet; er zählte, er nannte sie, und schrie öfters unwillkührlich auf: „Erbarmet Euch meiner!“ — Ein andermal sagte er: „Ha, was wollt Ihr da mit Euern bleichen Gesichtern! Tödtet mich, wie ich Euch auch getödtet habe; vollendet, vollendet es an mir!“ — Bei dieser Geisteszerrüttung wußte sich die Unglückliche, die sich einst nicht gescheut hatte, seine Gattin zu werden, nicht mehr zu rathen, und ging — einen Geistlichen zu holen. Zu diesem sagte sie: „Ach, mein Herr! Sie allein können ihn beruhigen.“ Dann fügte sie erröthend hinzu: „Aber bringen Sie ein Crucifix mit, denn wir haben keines bei uns zu Hause.“ — Der Geistliche folgte ihr. Schon eher, als er in das Haus des Kranken trat, hörte er dessen Geschrei, das furchtbar dröhnte. — Als der Sterbende ihn erblickte, rief er aus: „Was wollt Ihr?“ — „Euch erleichtern, beruhigen,“ antwortete der Geistliche. — „Für mich gibt es keine Beruhigung, keine Erleichterung!“ — „O ja, es gibt dessen für alle, welche leiden. Gott nahet denen, die Ihn rufen.“ — „Ich habe Ihn nicht gerufen; weder Ihn, noch Euch. Mein Weib nur hat Euch aufgesucht; jetzt geht!“ — Und jetzt empörte sich der Revolutionsmann gegen den Geistlichen, bedrohte und überhäufte ihn mit Schimpf=

worten. Während dieses vorging, konnte seine arme Frau auf alle diese Heftigkeiten nichts anderes wiederholen, als: „Ich mußte wohl einen Geistlichen holen; schrieest du denn nicht beständig: da sind sie, da sind sie! sie kommen mich aufzusuchen, mich in die Hölle zu ziehen! — Wie soll man denn die bösen Geister entfernen, welche dich Tag und Nacht ängstigen? Haben wir denn etwas Heiliges in unserm Hause? — Haben wir denn Nachbarn, die mit uns beten mögen? — Du weißt ja, daß uns alles flieht. Darum meinte ich recht zu thun, wenn ich einen Geistlichen brächte, und holte diesen.“ — „Was soll mir der Gutes bringen? Er ist einer mehr, der mir fluchet.“ — „Ach,“ rief der Geistliche aus, „Ihr irret euch; meine Pflicht heißt mich segnen, nicht fluchen.“ — „Mir gleichviel — es gibt keine Pflicht — Ihr seyd ein Priester, und werdet mir fluchen!“ — „Bei dem lebendigen Gott, dem ich diene, ich versichere Euch“ — „Haltet ein! habt Ihr eine Mutter? wo ist sie?“ — „Im Himmel unter den Martyrern.“ — „Wurde sie mit den Vendeerinnen umgebracht?“ — „Ja, grausam gemordet.“ — „War sie da oben in der Kapelle von Saint-Jean von Corcué?“ — „Nein, sie ward im Forste von Roche-Serviere ergriffen und niedergebohrt.“ — „Im Forste von Roche-Serviere? — Auch das habe ich gethan! Was könnet Ihr mir noch sagen?“ — Bei diesem Geständnisse fiel der Diener Gottes vor Schauder auf seine Kniee, betete einige Minuten ganz leise, stand dann auf, und sagte zu dem Sterbenden: „Ich habe so eben zu Gott gerufen: Herr, vergib uns, wie auch wir vergeben! Und also, da Ihr in Christo mein Bruder seyd, so wiederhole ich's hier: Ich verzeihe Euch!“ — Ganz recht! aber die Andern werden

mir nicht verzeihen, auch nicht Euer Gott; denn ich habe nur die Hölle zu meinem Antheil, und fühle schon jetzt alle ihre Qualen. Ha! wenn alle Mörder das leiden, was ich jetzt ausstehe, so sind jene Schlachtopfer gerächet!" — „Eure Qualen können vielleicht Euch nützlich werden, sie erwecken vielleicht Euere Reue." — „Das mag etwa in den Augen Gottes mir nützen, aber die Menschen werden es nicht glauben!" — „Was liegt auch an der Meinung des Menschen? Diese verlasset Ihr ja bald, und dann fallet Ihr in die Hände des lebendigen Gottes!" — „Ha, das weiß ich! das weiß ich!" schrie hier der Verzweifelnde, der so viel Blut vergossen; „ich sehe mich schon vor Seinem Richterstuhle, kann Seine Blicke nicht aushalten! Warum redet Ihr mir von Ihm? Sehet Ihr denn nicht um Seinen Thron jene Frauen und Kinder stehen, die ich gemordet habe? Diese zeigen mit Fingern auf mich und sprechen zum Richter: „Der ist's! Der ist's! Strafe ihn! — Da ergreifet mich ein höllisches Feuer, und die bösen Geister umklammern mich!" —

Als er diese Worte ausgestossen, erfaßte ihn ein entsetzlicher Wahnsinn, er sprang halb aus dem Bette, streckte die Arme aus, als wollte er die Erscheinung zurückstoßen. Seine grauen Haare sträubten sich auf dem Scheitel empor, und über seine bleiche, runzlige Stirne flossen schwere Schweißtropfen herab; ja der Schrecken krümmte alle seine Züge zusammen. Bei diesem scheußlichen Anblicke sagte der Geistliche: „Ach, wenn Gottes Barmherzigkeit nicht unendlich wäre, so würde ich glauben, hier einen Verworfenen zu sehen; denn so müssen sie sich gebärden!" — Wie der Rasende sich hier zerarbeitete, betrachtete ihn seine Frau mit einem Mitleide, von Schrecken gemischt,

und wiederholte die Worte: „Dieser Anfall begegnet ihm des Tages wohl zwanzigmal!“ Plötzlich erfaßte der Kranke mit Heftigkeit die Hand des Geistlichen, und schrie: „Bleibet, bleibet bei mir! denn die bösen Geister sahen das Kreuz, das Ihr neben meinem Bette hingestellt; sahen einen Diener Gottes, und wagten es nicht mehr, vorzudringen. Nein, sie kommen nicht mehr, mir das Herz zu zerreißen; ich hörte, was sie sagten: Er hat Gott angerufen, das Kreuz beschützet ihn.“ — Schweigend hörte dieß der Geistliche an, und blieb mehrere Stunden in der Nähe des Sünders. Bei seinem Anblicke ward der Unglückliche etwas ruhiger. Mehrere leise Ermahnungen wurden im sanften Tone vorgebracht, und diese bestimmten nach und nach den Revolutionsmann, daß er ein Geständniß aller seiner Verbrechen und Sünden vorbrachte. Durch acht Tage widmete der Diener des Evangeliums einige Stunden dem auf Barmherzigkeit Hoffenden; die Nachbarn hörten kein Wuthgeschrei mehr: denn die Religion hatte in die Wohnung desjenigen Frieden gebracht, der sonst der Schrecken des Landes gewesen. Wirklich ließ auch die Schwere seiner Krankheit nach, gleichsam, als wollte sie ihm Zeit gönnen, noch hienieden seine Vergehungen bereuen zu können. Schon waren drei Wochen verflossen, seit man ihm den Geistlichen geholt hatte; und dieser Mensch, der sonst in so langen Jahren Gott verläugnete, rief jetzt diesen Gott der Barmherzigkeit aus allen Kräften um Vergebung an.

Einst, wo er dem Diener der Religion Jesu abermals die Worte wiederholte: „Vielleicht werden mir Menschen doch noch verzeihen, wenn sie sehen, daß Gott mir verziehen habe? Ach! wie schwer wird es mir, dieses anzuhoffen; aber — sagtet Ihr mir

nicht, Gottes Güte wäre größer, als alle meine Verbrechen? Nur, dieser Ausspruch rettete mich vor der Verzweiflung.“ — Der Geistliche stand noch in etwas an, diesem Geständniß sogleich vollen Glauben zu schenken; er fürchtete in das Herz dieses Mannes, das so blutgierig gewesen, den Gott der Milde und des Friedens herabsteigen zu machen. Er antwortete ihm also Folgendes: „Lieber Freund, es bedarf zu Euerer Selbstprüfung noch einiger Zeit, und eines großen Beweises von Demuth.“ — „Von Demuth, sagt Ihr, was muß ich denn thun?“ — „Dieß wird Euch Euer Herz sagen! Da ihr mir gebeichtet habt, darf ich von Euch nichts Weiteres mehr fodern; die Zeiten der ersten Kirche, wo man öffentliche Abbüßungen that, sind nicht mehr.“ — „Für einen Lasterhaften meiner Art müssen sie noch seyn diese Zeiten! Höret, ich will, um Euch von meiner innigsten Reue und Zerknirschung zu überzeugen, die Kinder und Aeltern jener Schlachtopfer hieher berufen lassen, deren Tod auf mir lastet; ich will mich dann ihnen zu Füßen werfen, und laut rufen: „Ach, will ich zu ihnen sagen, bin ich gleich der Mörder Eurer Schwestern und Kinder, verzeihet mir dennoch, daß auch Gott mir verzeihe!!“ — „Ein solcher Entschluß kann nur von Gott kommen, und gern mag ich Euch dazu aufmuntern!“ — „Morgen, mein Herr, will ich ohne Aufschub thun, was Gott mir eingegeben; aber Ihr selbst, durch den ich an Gottes Barmherzigkeit glauben lernte, müsset mir helfen, diejenigen hierauf vorzubereiten, vor denen ich mich demüthigen soll. Ach! es sind deren leider zu viele, denen ich Böses gethan; sie können nicht alle kommen — aber höret mich, ich will Euch hier diejenigen angeben, die mir am meisten zürnen.“ — Der Reumüthige gab hier

eine große Zahl von Namen an, und der Diener des Friedens und der Versöhnung beschied sie alle auf den andern Morgen zu sich. Alle hatten sich zur bestimmten Zeit bei ihm versammelt; keiner aber wußte den Beweggrund dieser Erscheinung. Da sagte dann der Seelenhirt zu ihnen: „Meine Kinder, ich gehe jetzt, das heilige Meßopfer zu verrichten; kommt mit mir, und bittet den Herrn Jesus Christus, Der einst, wie Ihr wisset, Seinen Mördern verziehen: bittet Ihn, daß er auch Euch heute eine gränzenlose Liebe, eine heldenmüthige Barmherzigkeit in's Herz senke, eine Barmherzigkeit, die auch vor den schrecklichsten Erinnerungen nicht zurückbebet; denn — Ihr werdet ihrer bedürfen!" — Die Landleute, ohne zu begreifen, was sie vernommen, folgten ihm in die Kirche, und betheten dort inbrünstig. Nach dem heiligen Opfer führte sie der Pfarrer in das Haus des reumüthigen Sünders. „Wie! schrieen sogleich einige junge Männer, wollet Ihr uns zu diesem Menschen führen, der unsere Mütter gemordet?" — „Kinder! auch die meinige hat er gemordet! Wer von Euch ein wahrer Christ ist, folgt mir!" — So ging er hinein in die Stube des Kranken. Keiner der Nachfolgenden blieb von außen zurück, allein weder der Bewohner dieser Stube, noch sonst Jemand war darin. Die Versammelten blickten schweigend und mit großer Gemüthsbewegung einander an; dieß bemerkte der Geistliche, und redete nun also zu ihnen:

„Ihr Alle, meine Lieben! seid Christen; Ihr Alle bethet täglich alle Morgens und Abends: Mein Gott, vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern! — Seht nun, auch Ihr werdet heute einem großen Schuldigen, einem großen Sünder vergeben! Ein Mörder will sich heute zu Eu-

ren Füßen werfen: aber dieser Mörder ist auch ein großer Reumüthiger! Stoßet ihn nicht zurück, ich beschwöre Euch, stoßet ihn nicht zurück. Seid nicht unbarmherziger, als Euer Gott, der auch Seinen Mördern verziehen! Er, der heute Eure Kniee umfassen will, ist Euer Mitbruder: vergebet ihm also im Namen Jesu Christi!" — Diese Worte erregten bei allen Umstehenden eine Bewegung von Staunen und Bedenklichkeit; da gieng eine Thüre auf, und es erschien derjenige plötzlich, welcher so lange Zeit der Schrecken dieser Gegenden war. Vor unwillkührlichem Entsetzen drängten die anwesenden Frauen sich tief in die andere Ecke des Zimmers zurück. Der Kranke bemerkte den Schauder, den er erregt hatte, und sagte mit gekränktem Tone: „Ach! so werd' ich denn ewig Furcht erregen?" und wischte mit der flachen Hand sich die Schweißtropfen ab, die ihm von der Stirne tropften; seine Kniee bebten, er versuchte zu reden, und konnte keine Worte finden. Der gute Pfarrer trat nun freundlich zu ihm, und hieß ihn niedersitzen. Auch da noch trocknete er mehrmale sich die Stirne ab, wie ein Mensch, der einen Gedanken suche, und fing dann endlich an, mühsam diese Worte zu rufen: „Nicht so, nein, auf meinen Knieen sollte ich Euch um Vergebung bitten. Vergebet mir also, Ihr Söhne, deren Mütter ich getödtet! vergebet mir, Ihr Brüder, deren Schwestern ich gemordet! vergebet mir, Ihr Eltern, deren Kinder ich umgebracht!!!" — Und während der Unglückliche dieses kreischte, rutschte er auf seinen Knieen von einem zum Andern hin, und flehte um Verzeihung. Alle antworteten ihm bewegt: „Wir verzeihen Dir, möge Dir Gott auch, wie wir, vergeben!" — Ein Einziger nur verweigerte ihm, sich zu nahen, als

er knieend heran rutschte. „Zurück!“ donnerte er ihn an, „hebe Deine Hände nicht zu mir auf; ich sehe nur das Blut meiner Mutter und meines Kindes daran kleben!“ Dieß sprechend, wollte er zur Thüre hinaus: aber die Geistesüberspannung des Kranken hatte diesem Kraft gegeben; er hing sich an den Rock des Fliehenden, hielt ihn zurück, und richtete diese Bitte an ihn: „Ich bitte Euch um Jesu Christi Willen, mir zu vergeben! O, ich weiß all das Böse, so ich Euch zugefügt; ich weiß, daß ich Euern Haß, Eure Verwünschungen verdient habe; aber ahmet Eueren Brüdern nach; auch sie durften mir fluchen, und haben mir doch verziehen! Seht, dieser Diener Gottes da, der mich an Gottes Güte glauben lehrte, auch er hatte das Recht, den Fluch über mein Haupt auszusprechen; er that es nicht, nein, er segnete mich! und Ihr, Ihr wollet mir nicht vergeben? Je nun, so rächet Euch; tretet den Mörder Eurer Familie mit Füßen! ich verdiene alles Leiden! seht mich bereit dazu!“ — Und indem der arme Sünder diese letzten Worte aussprach, warf er sich auf den Boden hin, und rief aus: „Tretet mich nieder! rächet Euch!“ — Jetzt machte der Pfarrer demjenigen, der nicht verzeihen wollte, einige Vorstellungen; und da der Anblick des alten, auf den Boden bleich Hingestreckten, der vor Schluchzen zu ersticken drohte, den Unversöhnlichen erschütterte, so wirkte alles auf ihn so ein, daß er zu dem von Reue Zermalmten sich hinwandte, und zu ihm, den er noch vor Kurzem aus Abscheu nicht anblicken konnte, sagte: „Stehet auf! da Ihr so Reue habt, vergeb' ich Euch, und bitte Gott, daß auch Er Euch vergeben wolle!“ Nach diesen Worten entfernte sich der versöhnte Vendeer, durcheilte das Dorf, ging in die Kirche, und verweilte dort

einige Zeit im Gebethe. Der Geistliche aber blieb bei dem Kranken, der seiner Hilfe bedurfte, denn eine solche angreifende Scene hatte in ihm das Fieber aufgeregt, und verdoppelt. Selbst einige von den Frauen blieben und standen der Sorgfalt des frommen Priesters bei, die er auf den Neubekehrten verwandte; denn wie das im Himmel unter den Engeln und Seligen Freude macht, wenn ein Sünder sich bekehret, so nehmen auch schon hienieden fromme Seelen den wärmsten Antheil daran! —

Seit diesem großen Tage der Prüfung und Demüthigung erlangte der alte Revolutionsmann nach und nach seine vorige Gesundheit wieder; seine Seele fühlte sich weniger gequält, und sein Leib konnte Ruhe genießen. Er erschien nun auch in der Kirche, gab den Armen Almosen, und war nimmer mit Gott, noch mit den Menschen im Streite; ja, er lebte noch einige Jahre bei der Gemeinde. Aber endlich erkaltete der Eifer seiner Bekehrung; die alte Sucht nach Geld und Gut machte seine alten Gewohnheiten rückkehrend; unter Anderm auch die, an Sonn- und Feiertagen aus Gewinnsucht zu arbeiten. Wieder, wie ehemals, blieb er von den gottesdienstlichen Versammlungen weg, ließ unter der Predigt und dem Hochamte seine Mühle gehen, und plagte sich knechtisch bis zum späten Mittag. Er war öfters nicht zu finden, und als ihn einst seine Frau lange und immer vergeblich erwartete, ging sie Abends aus, ihn aufzusuchen. Sie fand ihn endlich, aber — todt hingestreckt! und eine ganze Seite seines Körpers zwischen einem Flügel des Mühlrades eingezwängt! — Welche Entdeckung für die Frau! Sie erzählte daß ihr Mann schon sehr frühe aus dem Hause gegangen wäre, und dabei

sich beklagt hätte, daß kein Wind wehe. Er habe hinzugefügt: „Ich will meine Mühle dennoch in Stand setzen, daß sie gehe, und so den ersten Luftstoß benützen." Darauf habe er einige Stunden gewartet, und wie er gesehen, daß die Leute in die Kirche gingen, habe er sich versteckt, um nicht von ihnen gesehen zu werden, als hätte er doch Scheu, den Sonntag nicht zu heiligen, und als thäte er etwas Böses. Als die Schaaren vorüber gezogen, sei er die Treppe herabgestiegen. Nun hätte er sich aufrecht neben einer Anhöhe hingestellt, und in der Ferne Gewölke aufsteigen gesehen. „Das bringt mir Wind!" sagte er; und plötzlich erhob sich auch ein Wind. Seine Knechte bemerkten jetzt, wie er eilig gegen den Mühlgang zustürzte: aber nur einmal drehten sich die Mühlradsflügel herum, als dessen äußerste Enden auf den Müller streiften, und durch diesen Schlag plötzlich stockten. Alsobald lag der Uebertreter des Gesetzes hingeschleudert und eingeklemmt da, und verschied in wenigen Augenblicken! — Dieser Todesfall erregte in der ganzen Gegend ein allgemeines Aufsehen; man hielt solchen für eine sichtbare Strafe Gottes. — *)

---

*) So groß die Sünde war, mit der wir Gott beleidigt haben, so groß soll auch der Bußeifer seyn — und die Liebesreue. — „Ihr sind viele Sünden vergeben", sagt Jesus von Magdalena, „weil sie viel geliebet hat." — (Luk. 7. 47.)

Auf diese Weise befließen sich der Genugthuung David, die Einwohner von Ninive und andere, von denen es bekannt ist, daß sie im härenen Kleide, in Seufzen, Trauer, Fasten und andern Plagen gebüßt

144.

Die Verkannte.

Thorheit ist der Weisen Spott;
Aber Weisheit ist von Gott,
Der der Herzen Tiefen kennt:
Was die Erde Thorheit nennt.

Also beginnt der heilige Basilius eine wundersame Erzählung von einer Gott geweihten Jungfrau, die in einem abgelegenen Kloster der Einöde ihrem göttlichen Herrn in so großer Herzenseinfalt und kindlicher Demuth diente, daß sie darüber mancherlei Spott und Unbilden von vielen ihrer Schwestern erfuhr.

Demuth ist, wie das Gesetz und alle Propheten sprechen, die Grundfeste aller Tugenden. Diese Demuth aber ist keineswegs eine äußerlich krummgebärdete, gleißende, sich wortreich anklagende und in Anklagen selbst sich preisende, sondern eine starke, edle

---

haben, und von welchen man liest, daß sie deßwegen vor Gott angenehm und bewährt erfunden waren.

Cyprian, jener ausgezeichnete heilige Martyrer und wichtigste Zeuge, lehrt auf diese Weise: „Gott, so sehr er aus Vaterliebe gütig ist, eben so furchtbar ist er in der Majestät des Richters. Der tiefen Wunde soll nicht mangeln eine fleißige und lange Arzney; die Buße soll nicht geringer seyn, als die Sünde. Man muß inständiger beten, den Tag mit Klagen, die Nächte mit Wachen und Weinen schlaflos zubringen. Die

und großmüthige Tugend, Kraft welcher das himmlisch erleuchtete Herz die Dürftigkeit alles menschlichen Lobes und Tadels mit gleichem Auge ansieht, sich unter das sanfte Joch des Meisters schmiegt, und nach seinem Beispiele das Unrecht schweigend, willig und mit innerlicher Freude erträgt, und in unwandelbarem Gehorsam Ihm, und Ihm zu Liebe, den Befehlen der Menschen folgt. Ein wahrhaft demüthiges Herz ist demnach das Prisma, das von der Sonne der Gerechtigkeit beschienen, die sieben Farben des geistigen Regenbogens: Starkmuth, Einfalt, Geduld, Sanftmuth, Gehorsam, Selbstverläugnung und Liebe, wie in einem klaren Spiegel zeigt. Es hat aber wie jede andere, also auch diese glorreiche Tugend ihre Stufen, und nimmer wird man, ohne große und männliche Selbstüberwindung in Demüthigungen den höchsten Gipfel derselben erreichen.

---

ganze Zeit mit Thränen und Jammer verzehren, auf den Boden gestreckt in Asche sich legen, im härenen Kleide und schlechtem Rocke sich wälzen.“ Und wiederum spricht derselbe: „Wir müssen Gott bitten und durch unsere Genugthuung besänftigen, unsere Vergehungen fleißig bedenken, unsere Werke und Heimlichkeiten des Gemüthes wohl beherzigen, und die Schulden des Gewissens erwägen.“ Und bald hernach spricht er: „Lasset uns den Weg der Buße, welchen der Vorsteher anweiset, (mit Liebe) ergreifen. Lasset uns die belebenden Heilmittel, welche er aus den göttlichen Schriften hervorweist, zu uns nehmen, und heilsame Arzney suchen für die auch heimlichen Wunden, über welche wir ein Bekenntniß gethan, da wir bei ihm die Last unsers Gewissens ablegten.“ —

Ob und in wiefern unsere fromme Jungfrau diesen Gipfel erstieg, mag aus den Worten des heiligen Basilius erhellen, der also von ihr schreibt: „Sie schien ihnen so thöricht, daß sie sie verabscheuten, und nicht einmal an Einem Tische mit ihr essen wollten; denn sie hatte eine dienende Lebensweise erwählt, und kam beinahe nicht aus der Küche, sondern verrichtete den ganzen Küchendienst; weshalb sie denn auch, indeß andere im Ordensgewande und Schleier einhergingen, beständig eine Schürze über dem ärmlichsten Gewande trug, und ihr Haupt mit einem schlechten Linnen bedeckte. Keine aus der sehr großen Anzahl der Kloster-Jungfrauen sah sie je essen; denn die ganze Zeit über kam sie, wie gesagt, nie zu Tische, sondern begnügte sich einfach mit den Brosaamen, die von dem Tische ihrer Herrinnen fielen, und mit den dürftigen Ueberbleibseln, die sie von den Töpfen abspühlte. Und ob auch manche sie verspotteten und ihr viel zu Leide thaten, so hörte man dennoch nie eine Klage aus ihrem Munde; still ertrug sie die Verachtung aller, denn nichts oder sehr wenig Worte kamen über ihre Lippen."

Es lebte aber zu derselben Zeit in der Entfernung einiger Tagreisen von dieser Gemeine, in der tiefsten Wüstenei ein heiliger Abt, der dem Herrn seit früher Kindheit daselbst mit großem Eifer diente, und Piterius genannt ward. Diesen wandelte einst im innerlichen Gebete der Gedanke an, er müsse bei Gott in besondern Gnaden stehen, da er ihm so lange Jahre in großer Treue gedient hatte. Als er nun diesen Gedanken prüfte, ward er gleichsam im Geiste verzückt, und er hörte eine innerliche Stimme, die zu ihm sprach: „Was hältst du Großes von dir selbst, da du Gott in

ungestörter Ruhe dienst? Willst du eine heilige Seele schauen, so sieh: im Frauenkloster zu Tabenna glänzt sie, mit dem Zeichen der Gnade auf der Stirne. Größer ist diese denn du; denn ob sie auch Tag und Nacht gegen eine ganze Schaar zu kämpfen hat, so wich dennoch nimmermehr ihr Herz von Gott; du hingegen wohnst immerfort an einer Stätte, und wandelst, ob auch nirgend hin dich entfernend, in deinem Sinne, in deiner Einbildung durch alle Städte der Welt.“

Und der heilige Abt demüthigte sich vor dem Herrn und erhob sich alsbald und griff zum Stabe, und wandelte dem Frauenkloster in Tabenna zu. Es hatten aber die Jungfrauen sich lange gesehnt, den heiligen Greis zu sehen; denn viel Wunderbares hatten sie von ihm gehört, da der Ruf seiner großen Heiligkeit in der ganzen Gegend verbreitet war. Und sie hörten mit Ehrfurcht jedes seiner Worte an. Piterius verlangte ihre ganze Gemeine zu sehen. Sie versammelte sich. Und mit großer Aufmerksamkeit sah nun der Heilige jede Einzelne aus ihnen an; da aber auf keiner das Zeichen der Gnade glänzte, die er in jenem Gesichte gesehen hatte, sprach er: Führet alle Schwestern vor mich, denn noch sind nicht alle beisammen. Sie antworteten: Unsere ganze Gemeine, Herr! steht vor dir, eine einzige Thörin ausgenommen; diese aber hält sich in der Küche auf, und ist so albern und so unreinlich, daß sie es auf keine Art werth ist, vor deinem Angesichte zu erscheinen. Da gedachte der heilige Abt jener sinnschweren Worte: „Die Weisheit dieser Welt ist Thorheit“ und „wenn einer aus euch sich für weise hält, so sey er ein Thor in dieser Welt, auf daß er weise werde“ und er sprach: „Führet sie immerhin herbei, denn es verlangt mich,

sie zu sehen.“ Und es beriefen die Klosterfrauen sie aus der Küche, wo sie eben in der Reinigung der Töpfe begriffen war. Sie aber weigerte sich auf alle Weise vor dem Herrn zu erscheinen, bis es ihr endlich befohlen ward.

Da nahte die Magd des Herrn zitternd und mit langsamen Schritten, das Haupt mit schlechten Linnen umwunden, und in einem Anzuge, worin die Armuth des gekreuzigten Herrn sichtbar erschien. Stiller Spott und hohnlächelnde Verachtung schwebte auf den Lippen und Wangen vieler Schwestern bei diesem Anblicke; Piterius aber, im Geiste ergriffen, sank auf die Knie, dankte dem Herrn, der ihn gewürdigt hatte, seine große Dienerin zu schauen, und sprach zu ihr: „Bete für mich!“ Und es erstaunten alle Schwestern höchlich und sprachen: „Vater erniedrige dich nicht so tief; denn glaube es uns, sinnlos ist diese!“ — Die fromme Klosterjungfrau aber sank in Thränen zu den Füßen des Abtes und sprach: „Bete du vielmehr für mich, o Diener Gottes, und gehe nicht von dannen, es sey denn, daß du mich gesegnet habest.“

Und Piterius sprach: „Sinnlos seyd ihr selbst; diese Magd des Herrn aber steht hoch über mir und Euch. Möchte ich am Tage des Gerichtes so würdig als sie befunden werden!“ — Schrecken ergriff die Schwestern bei diesen Worten und alle traten hinzu und bekannten reumüthig, was sie ihr Leides gethan, und wie sie sie auf mancherlei Weise boshaft, verächtlich und gröblich beleidigt hatten. Der heil. Abt hielt eine dringende Ermahnungsrede an die Gemeine, und schied; der demüthigen Seele aber gingen die reumüthigen Entschuldigungen der Schwestern sehr zu Herzen, und unvermögend, die Lobsprüche und die Ehre

zu ertragen, womit sie von Stunde an sie überhäuften, verließ sie nach wenigen Tagen das Kloster ganz heimlich; wo sie aber hinging, an welchem Orte sie sich aufhielt, und auf welche Weise sie vollendete, davon ward keinem Menschen Kunde.

145.

Der belehrte Dichter.

Ein Dichter ging eines Tages in die Karthaus, um einen Karthäuser, seinen Verwandten, zu besuchen. Nachdem sie von verschiedenen Dingen mit einander geredet, sagte er zu ihm: „Ich habe eben ein Gedicht beendigt, das mir, wie ich glaube, einige Ehre in der Welt bringen wird. Ich habe alle Sorgfalt darauf verwendet, und ich will noch zwei Jahre damit zubringen, es vollends auszufeilen und in den Stand zu setzen, daß es ans Licht treten darf. „Es ist besser", fuhr er fort, „daß man es noch ein wenig verschiebe, um sich des Beifalls des Publikums zu versichern." „Ich glaube", sagte der Karthäuser, daß Sie wohl noch die Herausgabe auf zwei andere Jahre verschieben würden, wenn man sie versicherte, daß Ihr Gedicht, sobald es erschiene, von ganz Paris, vom ganzen Hofe und von ganz Frankreich werde gelesen und bewundert werden." „Gewiß", sagte der Dichter, „und ich glaubte, diese vier Jahre wohl dazu zu verwenden." „Aber", fuhr der Karthäuser fort, „wenn man Sie versicherte, daß, wenn Sie vier andere Jahre

dazu nähmen, Ihr Gedicht von ganz Europa würde gesucht, in alle Sprachen übersetzt, und überall bewundert werden, würden Sie nicht gerne diese Zeit abwarten?" „Sehr gerne", antwortete der Dichter; „ein so großer Ruhm verdiente wohl um den Preis von acht Jahren erkauft zu werden." „Aber", fuhr der Pater weiter fort, „wenn dadurch, daß Sie es noch ferner auf acht Jahre verschöben, Sie versichert würden, daß die Hochschätzung, welche Europa gegen Ihr Werk hegte, sich sogar in der Nachwelt behaupten und zunehmen, und bis ans Ende der Welt wachsen würde, würden Sie wohl einwilligen, noch diese acht Jahre zu erwarten?" „Ohne Anstand", erwiederte der Dichter. „Indessen", sagte der Pater, „macht dieß sechszehn Jahre aus; und hoffen Sie wohl in dem Alter, in welchem Sie sich befinden, noch über sechszehn Jahre zu leben, um jenen Ruhm genießen zu können?" „Nein", versetzte der Dichter, „was liegt aber daran? Der Ruhm, welcher nur das Menschenalter durchdauert, ist nichts; nur derjenige, den man hinterläßt, verdient das volle Maß unsers Bestrebens." „Sie würden also wohl", sagte der Karthäuser, „Ihr ganzes Leben hindurch für einen großen Ruhm arbeiten, der Ihnen doch erst nach Ihrem Tode würde?" „Ohne Zweifel", antwortete der Dichter, „und so denkt jeder gebildete, jeder denkende Mensch." „Und wenn das ist, mein lieber Vetter", erwiederte der Pater, „was verhindert Sie, diesen großen Ruhm zu erlangen, und noch einen weit größern, der nach dem Tode auf Sie wartet, einen Ruhm, den Sie nicht hinter sich zurücklassen, und den Sie ewig genießen werden? Sie haben dafür nur Ihre noch übrigen Tage gut anzuwenden, und zwar nicht, um ihr Gedicht zu verbessern, sondern um Ihre Sitten zu bessern und eifrig Gott zu dienen. Und was Ihnen

für Ihr Gedicht, so fein es auch ausgebessert ist, Niemand versprechen kann, das versprechen Ihnen für die Verbesserung Ihrer Sitten und Ihrer Treue im Dienste Gottes, der Glaube und die Religion.“ „O!“ schrie der Dichter auf, ich bildete mir wohl ein, Sie wollen mich dahin führen; aber von dem ist jetzt die Rede nicht. Ihr düstre Karthäuser, ihr habt nur traurige und finstere Ideen. Wir befinden uns auf dieser Welt, und daher müssen wir auch nur von dem Ruhme dieses Lebens reden; denn was den Ruhm im andern Leben betrifft, so sehen wir diesen ja gar nicht.“

„Aber,“ erwiederte der Karthäuser, „werden Sie denn den Ruhm dieses Lebens sehen, wenn Sie nicht mehr seyn werden? Und weil sie denn doch dieses Leben verlassen. und in ein anderes eintreten müssen, ists denn nicht klüger sich einen Ruhm zu verschaffen, der Ihnen folgen wird, und den Sie genießen werden, als einen Ruhm, der Sie überleben wird, und den Sie gar nicht genießen werden? Was ist aber dieser Ruhm, den Ihnen dieses Gedicht verschaffen kann? Was ist aller Ruhm, der Welt, im Vergleich mit jenem, den Ihnen ein heiliges Leben verschaffen kann? Der Erstere ist sehr ungewiß, und Niemand würde Ihnen dafür gut zu stehen wagen; da Ihnen hingegen der zweite durch Gottes Wort, durch die Religion, durch den Glauben zugesichert ist. Der erstere wird immer sehr klein und beschränkt seyn. Gesetzt sogar, daß ihr Name in ganz Frankreich, in ganz Europa, bei der ganzen Nachwelt berühmt werden würde, wie viele Menschen gäbe es aber doch noch unter allen Völkern, die nichts davon erführen! Da der zweite hingegen allgemein seyn wird, so zwar, daß am jüngsten Tage

nicht nur alle Diejenigen, die gegenwärtig Frankreich Europa, Asien, Afrika und Amerika bewohnen, nicht nur Diejenigen, die nach dieser Zeit bis an das Ende der Welt leben werden, sondern auch sogar alle Diejenigen, die vom Anfang der Welt dort gelebt haben, Alle, Alle, ohne Ausnahme eines Einzigen, Sie kennen lernen, Sie schätzen, Sie loben, Sie bewundern, Sie hochachten werden. Endlich wird der Ruhm ihres Gedichtes immer von kurzer und vergänglicher Dauer seyn, und kann höchstens bis ans Ende der Welt währen. Nach diesem wird keine Rede seyn von Poesie, noch von Allem, das uns hierunten beschäftigt; und alle Ehre der Welt wird verschwinden; nur der wahre Ruhm wird noch bleiben, der gründliche Ruhm, der von Gott kömmt; Dessen Urtheil, auf Wahrheit und Gerechtigkeit gegründet, den Beifall aller vernünftigen Wesen nach sich ziehen wird, und dieser Ruhm wird ewig bleiben. Sind nun der Wunsch nach diesem Ruhme so finstere und traurige Ideen? Giebt es tröstlichere, glänzendere, erfreulichere? Was sagen Sie hierüber?" „Ich sage, mein Vater!" erwiederte der Dichter, „das ist wohl eine sehr schöne Predigt, aber etwas lang."

„Nun," sagte der Karthäuser, „lassen wir alles dieß, und kommen wir wieder auf unser Gedicht zurück. Sie zählen also darauf, dasselbe in zwei Jahren herauszugeben?" „Ja, wenn mich Gott erhält." — „Wenn Sie aber einmal werden die letzte Hand daran gelegt haben, und es erscheinen wird, zählen Sie darauf, daß sich keine Kritiken und Rügen finden werden?" — „O, wenn es auch deren geben wird! — Und wie viele denn! — Ein gutes Werk ist niemals ohne Kritik, ja oft setzen sich ihm noch Ränke und Neider entgegen; aber ich fürchte sie

nicht, und greift man mich an, so werde ich mich vertheidigen.“ „Mag es seyn,“ sagte der Karthäuser, „wenn Ihnen indessen ein Mittel zu Gebot stünde, sich über alle diese Kritik so weit zu erheben, daß Diejenigen, die sie am meisten beneiden, nicht den Mund aufzuthun wagten, vielmehr gezwungen wären, Ihrem Lobe selbst beyzustimmen; würden Sie dieses Mittel nicht begierig ergreifen, wenn auch die Herausgabe Ihres Werkes dadurch um einige Jahre verzögert würde.“ „Wo wollen Sie mich,“ sagte der Dichter, „wieder mit Ihren Berechnungen hinführen?“ „Zum wahren Ruhme,“ erwiederte der Pater, „zu jenem Ruhme, den Ihnen Niemand anstreiten wird, den Ihnen die ganze Welt zugestehen wird, und der, am jüngsten Tage und die ganze Ewigkeit durch alle ihre Feinde nöthigen wird, Sie zu loben, zu gestehen, daß Sie wohl gethan haben, und zu verzweifeln, daß sie nicht auch so wie Sie gethan haben.“ Ich gestehe gern,“ sagte der Dichter,“ daß dieß das Beste wäre, daß der Ruhm, den wir auf dieser Welt suchen, und ihn zu erlangen uns erschöpfen, im Grunde nur Schein, nur ein Hirngespinnst ist, das uns verführt. Was wollen Sie aber, man ist Mensch, man lebt mit den Menschen, man ist thöricht mit den Thoren.“ „Und was verhindert Sie denn,“ versetzte der Pater, „weise mit den Weisen zu seyn? Wie viele gibt es, für die der Ruhm dieser Welt nichts ist, und die sich nur mit der Sorge beschäftigen, den ewigen Ruhm zu verdienen! Sie leben mit den Menschen, aber nach einem Augenblick werden Sie und alle Menschen, die mit Ihnen leben, in einer andern Welt seyn, mit allen Denjenigen, die uns vorangegangen sind, und mit allen Denjenigen, die uns folgen

werden; und endlich am jüngsten Tage, werden wir alle vor dem Richterstuhle Jesu Christi erscheinen. Warum ahmen Sie Diejenigen nicht nach, die vom Geiste dieser Wahrheit ergriffen, sich nur bemühen, den wahren Ruhm der andern Welt, welcher gründlich, allgemein und ewig seyn wird, zu erlangen?"

„Mein Vater!" sagte der Dichter, „wenn ich erst zwanzig Jahre alt wäre, so würde ich Karthäuser werden." „Es ist nicht um das zu thun, daß Sie Karthäuser werden," versetzte darauf der Pater, „sondern um dieß ist es zu thun, daß Sie ein guter Christ, ein eifriger Christ werden." „Und was muß ich zu dem Ende thun," fragte der Dichter? „Sie müssen," sagte der Pater, „Ihr Gewissen in Ordnung bringen, eine gute Beicht ablegen, sich aufs Gebet, auf gute Werke, auf den Empfang der heil. Sakramente verlegen, den kleinlichen Ruhm einer vergänglichen Welt vergessen, und nur darauf denken, am letzten Gerichtstage mit Ehre und Ruhm zu erscheinen." — „Und mein Gedicht, was machen wir mit dem?" — „Was scheint Ihnen jetzt das Weiseste?" — „Mein Gedicht, worauf ich so viele Mühe gewendet, für welche ich mir so süßen Lohn zu ärndten schmeichelte! — es sey das erste Opfer, welches ich in Erkenntniß der armseligen Eitelkeit, der ich bis dahin gefröhnet, meinem höhern Bestreben darbringen will. Was Sie mir sagen ist Wahrheit, Sie haben mich überzeugt, und ich versichere Sie, daß ich es, wenn ich es hier hätte, auf der Stelle vor Ihnen verbrennen würde; aber ich gehe nun nach Hause, und das soll bei meiner Heimkunft das Erste seyn, was ich thun werde." „Besuchen Sie mich morgen wieder," erwiederte der Karthäuser, „und dann wollen

wir weiter überlegen." „Ich werde folgen," sagte der Dichter, es ist mir, man habe mir einen Berg von dem Rücken genommen, seitdem ich den Entschluß gefaßt habe, mich Gott zu ergeben, und nur an mein Heil zu denken. Leben Sie wohl, bis morgen!"

Der Dichter hielt Wort; noch diesen Abend vertilgte er, seiner Ueberzeugung zufolge, sein Gedicht, kam den folgenden Tag, um sich in seinen guten Vorsätzen zu befestigen, und beschäftigte sich seitdem nur mit Werken der Frömmigkeit. Seine Buße war streng, aber sie dauerte nicht lange, er starb sechs Monate nachher, voll Hoffnung und Trost und Dank gegen Gott, daß Er ihn noch zur rechten Zeit eines Besseren belehrt, um Ihm seinen Irrthum abbitten zu können. Er wurde bei den Karthäusern begraben, wie er es gewünscht hatte.

146.

Die heilsame Namensverwechslung.

Der Abt von Suzo, ein reicher Pfründtner, führte seit langer Zeit einen unerbaulichen Lebenswandel, wie er keinem Christen, am wenigsten einem Geistlichen ziemt. Während er in einem prachtvollen Schloße, das ihm gehörte, den Sommer auf dem Lande zubrachte, und mit einigen, seiner würdigen Freunden

in Wohlleben, behaglichem Müssiggang und wechselnden Belustigungen schwelgte, erhielt er ein Billet von einem Geistlichen aus der benachbarten Stadt, den er nur dem Namen und dem Rufe nach kannte. Das Billet erhielt die Ankündigung, daß dieser in der nächsten Woche abreisen würde, um ihn zu besuchen und einige Tage bei ihm zu verweilen.

Der Abt war sehr verwundert und betroffen über die Nachricht eines unerwarteten Besuches, der alle seine Plane zu neuen Lustpartieen, welche die nächste Woche ausfüllen sollten, durchkreuzte. Er ging mit seinen Freunden zu Rathe, und alle waren der Meinung, er solle den lästigen Besuch auf die höflichste Weise ablehnen. Er setzte in dieser Absicht in später stiller Abendstunde die Feder an, um dem Brief zu beantworten, als ihm die Frage in den Sinn kam: „was mag wohl den ernsten Mann, mit dem ich niemals Umgang gepflogen, veranlassen, mich aufzusuchen? Sollte er etwa aus christlicher Liebe mich von einem Weg, den er für den Weg des Verderbens hält, zu Gott zurückführen wollen? — Wenn dem so wäre? — Wenn Gott selbst dieß Verlangen ihm in die Seele gelegt hätte und ihn zu mir sendete, dürfte ich ihn dann zurückweisen? — Nein, nimmermehr! Vielleicht, daß die Aufnahme, die er bei mir fände, für mein ewiges Heil entscheidend wäre!“ — Die göttliche Gnade schien eine Gedankenreihe in ihm anzuspinnen, die ihn immer tiefer in sein Innres und in sein vergangenes Leben führte. Er erschrack über alles, was sich da seinem Blicke enthüllte, und brachte die Nacht unter heftigen Gemüthsbewegungen zu, denen ähnlich, die der heilige Augustin unmittelbar vor seiner Bekehrung empfand. Lange stritt die Natur gegen die Gnade

doch endlich siegte diese. Er beschloß, die lustigen Gesellen, die ihn umgaben, schon am folgenden Morgen zu verabschieden, und sich vorzubereiten, den Mann Gottes mit aller Ehrfurcht zu empfangen, die seiner Tugend gebührte.

Seine Freunde, die Veränderung nicht ahnend, die indeß in seiner Seele vorgegangen war, traten des andern Morgens frühe jubelnd zu ihm herein, und meldeten ihm, das Ungewitter, das ihren Freudenhimmel auf einige Tage zu überziehen gedroht habe, sey glücklich vorbeigezogen. Das Billet, das er erhalten, gehöre nicht für ihn, sondern sei aus Irrthum, indem man den Namen eines gleichfalls auf seinem Schlosse wohnenden Abtes, Sazo mit Suzo verwechselte, ihm überbracht worden. Der Ueberbringer, der sein Versehen erkannt habe, sei eben gekommen, um es dem, an den es gerichtet sey, zuzustellen.

Anders, als die Freunde vermuthet hatten, wirkte diese Nachricht auf den Abt, denn sie vereitelte ihm eine Hoffnung die ihm lieb geworden war. Doch keineswegs machte sie ihn in seinen Gesinnungen und Entschließungen irre, sondern bestärkte ihn vielmehr darin. „Nicht durch bloßen Zufall,“ sprach er zu sich selbst, „fand diese Namensverwechslung statt. Es war Fügung der göttlichen Vorsehung, (welche die scheinbar geringfügigsten Umstände zum Heil der Menschen leitet und benützt), daß diese Zeilen in meine Hände fielen, und den Anstoß zu einer Erschütterung im tiefsten Grunde meines Wesens gaben, in der mein Gewissen aus seinem unseligen Schlafe erwachte.“ — Nun bekannte er laut seinen Freunden, was die Gnade in ihm gewirkt habe, erklärte, sich von ihnen trennen zu müßen, und bat sie ernstlich, ihn zu verlassen, weil

sein jetziger Gemüthszustand Stille und Einsamkeit fordere.

Die Freunde boten alles auf, ihn von seinem Vorhaben, das ihnen äusserst thöricht schien, abzubringen; versuchten es bald mit guten Worten und vernünftigen Vorstellungen; bald mit beissendem Spott und Hohn, und bittern Schmähungen; doch nichts vermochte die Festigkeit seines Entschlusses zu erschüttern. Es blieb ihnen nichts übrig, als sich zurückzuziehen.

So war er denn allein, sich selbst oder vielmehr der Gnade überlassen, die ihr Werk in ihm vollenden wollte. Er durchging in der Bitterkeit seines Herzens seine vergangenen Jahre, die er übel zugebracht hatte, und flehte mit schmerzlichem Seufzer, aus tiefzerknirschtem Herzen, zu dem Gott, gegen den er sich so schwer vergangen, und der dennoch ihm Seine erbarmende Hand zur Rettung bot. Nachdem er lange mit dem Herrn sich berathen hatte, wie er sein Leben Ihm weihen sollte, faßte er den Entschluß, seine übrigen Tage in strengen Bußübungen in einem Trappisten-Kloster zuzubringen.

Während er sich dazu bereitete, traf es sich, daß zwei ehrwürdige Ordensgeistliche, die auf einer Wanderung begriffen waren, um ein Nachtlager im Schloße baten. Sie fanden freundlichere Aufnahme, als sie noch vor einigen Tagen gefunden haben würden; denn alle Untergebene des Abtes richteten sich nach den veränderten Gesinnungen ihres Herrn. Dem Neubekehrten erschienen die frommen Männer als Engel des Himmels, die von Gott gesandt, ihm auf dem neuen Lebensweg, den er betrat, zu Führern dienen sollten. Ihr ganzes Wesen flößte ihm Vertrauen ein, und aus wahrem Drang des Her-

zens legte er ein umständliches Sündenbekenntniß seines ganzen Lebens unter Thränen der Reue vor ihnen ab. Somit wälzte er die schwere Bürde, die noch auf seiner Seele lastete, von sich weg, und konnte nun getrost vor seinem himmlischen Vater erscheinen.

Schon in der folgenden Nacht ward er heimgerufen; der Schlag rührte ihn, und es ward ihm nur noch vergönnt, von den frommen Vätern, die zu seiner Hülfe herbeieilten, geistlichen Trost und nochmalige Lossprechung von seinen Sünden zu empfangen — da hauchte er den letzten Seufzer im Frieden aus.

147.

Fromme Einfalt.

Auf einer Wanderung, welche St. Ignatius Loyola mit Franz von Xavier und einigen andern seiner ersten Gefährten aus Frankreich nach Spanien machten, gesellte sich ein Landmann zu ihnen, und ließ von den inständigsten Bitten nicht ab, bis sie ihm erlaubten, ihnen ihr Reisebündel nachzutragen. Es waren aber diese auserwählten Diener Jesu gewohnt, alle Morgen, bevor sie weiter zogen, bis zum Sonnenaufgang eine Stunde lang in stil-

ler Betrachtung göttlicher Dinge zu verweilen. Ihr uneigennütziger Begleiter that es ihnen nach, er kniete ebenfalls in größter Stille in einem andern Winkel der Stube bis zur Zeit des Aufbruches. Wie sie nun einige Tage hindurch, dieß sein Benehmen beobachtet hatten, fragten sie ihn einmal auf dem Wege: „womit beschäftigst du dich, wenn du des Morgens die ganze Stunde knieend zubringst? Was für Gedanken hast du dabei?“ Der Landmann erwiederte: „Ich bin ein einfältiger Mensch, ich habe nichts gelernt, und weiß über nichts nachzusinnen. Da ist denn mein Gedanke dieser: mein Gott, diese Männer sind Deine Diener, ich aber bin ihr Lastträger. Mein Gott, ich weiß nichts zu reden mit Dir, aber diese Deine Diener wissen es wohl. Ich vereinige mich also mit ihnen, und alles, was sie denken, meinen und sagen, alles dieses denke und sage ich auch.“ Es erbauten sich die Heiligen an solcher hohen Einfalt und Demuth und preiseten Gott, der Manches den Weisen und Klugen verborgen, den Kleinen aber geoffenbaret hat.

Auf ähnliche Weise wie dieser gute Landmann könnten gänzlich ununterrichtete Christen es bey den heiligen Geheimnissen unserer Kirche machen und sprechen: „Mein Gott, ich weiß und verstehe nichts von allem, was bey dem Altare geschieht oder gesprochen wird, aber ich vereinige mich mit der Meinung der Kirche; alles, was sie, was die ganze Christenheit, was der Priester als Diener Christi meint und sagt, meine und will auch ich.“

148.

Der junge Maler.

Ein berühmter Maler gab seit längerer Zeit seinem Sohne Unterricht in seiner Kunst. Schon begann der junge Mann allein und nach seiner eigenen Erfindung zu arbeiten; ja seit einigen Tagen beschäftigte er sich heimlich mit einem Bilde, das er erst nach seiner Vollendung dem Vater zeigen wollte, um ihn angenehm zu überraschen. Dieser aber erfuhr sein Vorhaben und ging in der Abwesenheit des Sohnes in dessen Arbeitsstube und machte zu seiner Unterhaltung einige Pinselstriche in dem Bilde, welche eine sehr gute Wirkung hervorbrachten. Der junge Maler, vor sein Bild zurückgekehrt, fühlte eine große Zufriedenheit mit seiner Arbeit, ergötzte sich innerlich an seinem Talente, und setzte seine Arbeit mit neuem Eifer fort. Einige Tage nachher benutzte der Vater nochmals die Abwesenheit des Sohnes, um ihm denselben Streich zu spielen; er überarbeitete einige Stellen des Bildes, milderte einige Partien und hob andere kräftiger heraus und verließ die Werkstätte abermals unbemerkt. Der junge Mann, am folgenden Morgen vor sein Bild hintretend, bewunderte sich selbst in dem, was er gestern gearbeitet zu haben glaubte. Er sprach ganz leise zu sich selbst: „wahrhaftig, ich muß gestehen, gestern war ich ganz in meinem Schwunge;“ und die hohe Idee, die er bereits von seinem Talente hatte, mehrte sich um ein gutes Theil.

Sein Vater wiederholte seinen Scherz während und bis zur Vollendung des Bildes noch mehrmals, und der junge Künstler betrachtete immer mit neuer Selbstgefälligkeit den glücklichen Erfolg seiner Arbeit. Da endlich das Bild vollendet war, schlich der Vater nochmals dazu, ergriff den Pinsel, machte mit Meisterhand einige Mängel verschwinden, verbreitete hie und da einige Anmuth, und brachte in das Ganze eine gewisse Vollendung, welche dem Bilde wirklich eine große Schönheit verlieh. Man kann sich leicht denken, wie das Herz unsers jungen Malers am andern Morgen aufging, als er das Bild in seinem Glanze bewunderte und zu sich selbst sprach: „das ist m e i n Werk.“ Nun läßt er alle seine Freunde kommen, alle seine Nebenbuhler, alle Kenner, um sie zu Zeugen seines Ruhmes zu machen. Man sagte zu ihm, ohne Zweifel habe sein Vater mit an dem Bilde gearbeitet. „Auf diese Rede war ich gefaßt,“ sagte er, „aber so wisset denn, mein Vater hat dieses Bild nie gesehen und weiß nicht einmal, daß es existirt; ich habe es heimlich gemacht und hoffe, ihn angenehm damit zu überraschen.“ Wirklich ließ er seinen Vater sogleich bitten, zu ihm in seine Werkstätte zu kommen. Dieser umarmte seinen Sohn, bezeugte herzliche Freude, und ermahnte ihn blos, sein Talent nicht zu vernachläßigen.

Der junge Mann erhielt aber alsbald eine so hohe Meynung von sich, daß es ihm schien, er bedürfe des Rathes seines Vaters nicht mehr; er bildete sich selbst in seinem dünkelhaften Wahne ein, er habe seine Fortschritte mehr seinem eigenen Genie, als dem Unterrichte dieses großen Künstlers zu verdanken, und er war unverschämt genug, seinem

Vater zu verstehen zu geben, daß er sich mehr für seinen Nebenbuhler, als für seinen Schüler halte. Nun aber, damit er nicht ganz den Kopf verlieren möchte, eröffnete ihm der Vater, wie er seinem Pinsel alles verdanke, namentlich wie er dasjenige, was der letzten Arbeit einigen Werth gegeben habe, nur von fremder Hand herkomme. Wie groß war bey dieser Nachricht die Demüthigung des jungen Mannes! —

Sehr viele Menschen gleichen diesem Sohne, die sich zuschreiben, was nicht ihnen gebührt und der Pflichten gegen Gott vergessen. Gott ließ schon durch den Propheten Isaias dem stolzen Senacherib, der sich seiner zahlreichen Eroberungen rühmte, sagen: „Unsinniger! sagt der Herr, weißt du nicht, daß schon von Ewigkeit her Ich Selbst alle die Verrichtungen bestimmt habe, deren du dich rühmst? Jetzt vollziehe Ich nur durch dich jene Absichten, die Ich vor deiner Geburt schon gefaßt hatte. Ich habe Mich deiner Waffen bedient, die Städte zu zerstören, die Meinen Zorn verdient hatten, und du bist Nichts gewesen, als das Werkzeug Meiner Rache."

149.

Die absonderlichen Kammerdiener.

Der heil. Franziskus Borgia, vor dem Tode seiner Gemahlin Herzog von Gandia und einer der angesehensten Granden von Spanien, wanderte einst, schon als Ordensmann in ärmlicher Kleidung seine

Straße, als ein adeliger Herr, der mit seinem Gefolge vorüber ritt, ihn grüßte und anhielt, und ihn, seinen Freund aus früherer Zeit, mit Staunen und Mitleid betrachtete. „Wie geht es Euch," rief er, „wie befindet Ihr Euch?" „Sehr gut," erwiederte Franziskus, fröhlichen Angesichts. „Aber," fuhr der Andere fort, „wie schleppt Ihr Euch zu Fuße so weite und mühsame Wege? Ihr seyd ja etwas Besseres gewohnt! Wo findet Ihr ein anständiges Nachtlager, eine erträgliche Erquickung?" „Für alles dieß," entgegnete Franziskus, „ist auf's Beste gesorgt, überall finde ich treffliche Bewirthung, die beste Speise, das bequemste Lager." — „Wie denn?" rief jener, „wie so? wer hilft Euch? wer ist Euch zu Diensten?" — „Meine Kammerdiener, meine Jäger besorgen Alles auf's beste." — „Wo denn? wo sind sie? Ihr seyd ja allein."

„Ich habe sie bereits vorausgesendet. Und damit ich Euch diese Veranstaltung deutlicher erkläre, so oft ich früh morgens mein Herz zu Gott erhebe, und mein Thun und Lassen für den bevorstehenden Tag bedenke, so erwecke ich den Vorsatz: alle Entbehrungen, Widerwärtigkeiten, Mühen und Leiden, die etwa Gott an diesem Tage mir senden wird, im voraus willig anzunehmen, in guter Ueberzeugung, daß ich alles dieß, und bey weitem mehr noch für meine Sünden verdient habe. Dieser Gedanke ist der Kammerdiener, denn ich voraus sende, und weil ich es dann überall noch besser antreffe, als es mir gebührt, und ich verdiene, so sehe ich mich überall auf's bequemste beherbergt und auf das beste bewirthet." —

150.

Blumen aus der Wüste.

Es reiste einst ein Bruder aus dem Kloster des Abtes Pastor in die Ferne, und kehrte unterwegs bei einem Einsiedler ein, der seiner großen Wissenschaft wegen in glänzendem Rufe stand, und gastlich gegen Jeden war, der bei ihm herbergte. Als aber der Bruder ihm vielerlei Wunderbarliches von dem Abt Pastor erzählt hatte, ward jener begierig, ihn zu sehen. Nach vollbrachter Reise kehrte der Bruder nach Aegypten zurück; und sieh, da kam nach wenig Tagen auch besagter Einsiedler mit einigen Freunden, und sprachen bei ihm ein. Es sprach aber der Einsiedler: „erzeige mir nun die Liebe, und führe mich zu dem Abte Pastor.“ Und es führte ihn der Bruder zu dem Abte und sprach zu diesem: „Ein großer Mann, der viel Lieb hat und in seinem Lande hochlich verehrt wird, ist hieher gekommen, dich zu sehen.“ Der Greis nahm ihn mit freundlichem Gruße auf, und sie setzten sich. Und nun begann der Fremde von der heiligen Schrift und von göttlichen Dingen zu reden. Der Abt Pastor aber wandte sein Angesicht, und gab ihm keine Antwort. Als jener sah, daß der Greis ihn keiner Rede würdigte, ging er traurig von dannen und sprach zu dem Bruder: „Ich habe diesen weiten Weg vergeblich gemacht. Mit Verlangen kam ich zu diesem Altvater, und sieh, er würdigte mich keiner Rede.“ Da ging der Bruder hinein zu dem Greise und sprach: „Vater! um deinetwillen kam dieser Mann hieher, der in so großem Rufe steht; warum sprichst du nicht mit ihm?“ Und es antwortete ihm

der Greis: „Der ist von Oben her und spricht von himmlischen Dingen; ich aber bin von der Erde und spreche von Irdischem. Hätte er von den Krankheiten und Leidenschaften der Seele mit mir gesprochen, so hätte ich ihm allerdings antworten können; himmlische Dinge aber sind mir nicht kund." Es ging aber der Bruder hinaus und sprach: „Nicht leicht spricht der Vater über die Schrift und erhabene Dinge. Lieber spricht er von den Leidenschaften und Krankheiten der Seele." Da ward jener zerknirscht, ging hinein zu dem Greise und sprach: „Ach, Vater! was soll ich thun? Ganz werde ich von meinen Leidenschaften beherrscht!" Und es umfing ihn der Greis mit Freuden und sprach: „Jetzt bist du mir willkommen; gern will ich nun meinen Mund öffnen und mich mit dir besprechen." Jener aber ward durch die Lehren des Altvaters sehr erbauet und sprach: „Wahrlich, Vater! Dieß ist der Weg der Liebe, den du lehrest." Und Gott dankend, daß er gewürdigt ward, den heiligen Mann zu hören, kehrte er freudig in sein Land zurück.

„Als ich heute," schreibt die fromme Katharina von Jesu, „am Tage der heiligen drei Könige die gegenwärtige heilige Mutter (Theresia) fragte, in welchem Buche wir lesen sollten, nahm sie ein Blatt des Katechismus und sprach: das ist das Buch, in welchem meine Töchter nach meinem Verlangen Tag und Nacht lesen sollen; denn dieses ist das Gesetz Gottes. — Darnach fing sie an, mit einer Stimme, die mich zittern und zagen machte und mir einige Tage in den Ohren klang, den Artikel vom Gerichte zu lesen."

Einst brachte einer der Brüder dem heiligen Abte Makarius eine Weintraube. Der heilige Abt, der nicht nach jener Liebe that, die das Ihrige sucht, brachte sie einem andern der Brüder, der mit einer Krankheit behaftet war. Der Kranke erfreute sich höchlich über die Liebe des Heiligen, und dankte dem Herrn dafür. Aber auch er dachte mehr an das Wohl des Nächsten, als an sein eigenes, deßhalb er auch die Traube nicht kostete, sondern sie einem andern Kranken brachte. Dieser that desgleichen, und überbrachte sie einem Vierten. Und so gelangte die Traube von einer der weit von einander entlegenen Zellen zur andern, bis sie endlich wieder in die Hände desjenigen kam, der sie gespendet hatte. Der heilige Abt Makarius aber weinte vor heiliger Freude, als er diese große Liebe und Enthaltsamkeit sah, die unter den Brüdern herrschte, und ward hiedurch mächtig zur höhern Vollkommenheit angetrieben.

Nur sehr schwer entschloß der Abt Paphnutius sich, selbst im höchsten Alter, Wein zu kosten. Es ereignete sich aber, daß er einst einen weiten Weg machte, seine fernen Jünger zu besuchen, und auf eine Räuberhorde stieß, die eben um ein Weinfaß gelagert, zechten. Der Anführer der Räuber erkannte ihn den Augenblick, und da er von seiner strengen Enthaltsamkeit gehört hatte, und sah, wie der Greis ermüdet war, füllte er einen Becher Weines, zog den Säbel und sprach: „Trink, Vater! wo nicht, so hat dein Leben ein Ende.“ Der Altvater, der innerlich erkannte, daß jener die geheime Absicht hatte, ein gutes Werk an ihm zu verrichten, und

seine Seele gewinnen wollte, nahm den Becher und sprach: „wahrlich ich sage euch, Derjenige, Welcher sprach: ein Glas Wassers den Armen gespendet, verliert seinen Lohn nicht, wird für diesen Becher Wein, den ihr mir Armen gespendet, euch hier und dort gnädig seyn.“ Und hierauf lagerte er sich zu ihnen, und sprach in so freundlichem Ernste zu ihren Herzen, daß er sie alle aufs innigste rührte und dem Herrn gewann. —

„Ich fragte einst,“ spricht der heilige Johannes Climacus, „zu meiner Erbauung einen gewissen Bruder, Abbakir genannt, der bereits fünfzehn Jahre im Kloster war, und dem Jeder alles erdenkliche Leid anthat. Denn oft jagten ihn die Aufwärter vom Tische hinweg; er war nämlich etwas unenthaltsam im Reden. Diesen also fragte ich: „Sage mir, Bruder Abbakir! warum muß ich täglich sehen, daß man dich vom Tische hinwegjagt, und daß du oft schlafen gehest, ohne einen Bissen zu essen?“ Und er antwortete mir: „Mein Vater! glaube mir, die Väter prüfen mich nur, ob ich auch ein wirklicher Mönch bin; denn sie haben gewiß nicht die ernste Absicht, mir Leides zu thun. Da ich nun dieß erkenne, und die Meinung des großen Pastor verehre, so wird es mir leicht, dieß Alles zu ertragen. Dieß ist mein Gedanke seit fünfzehn Jahren; denn es werden ja die Jünger oft bis in's dreißigste Jahr in der Selbstverläugnung geprüft. Und billig ist dieß, Vater Johannes! denn ohne die Feuerprobe wird das Gold nicht geläutert.“ Dieser großmüthige Abbakir also hielt noch zwei Jahre nach meiner Ankunft im Kloster aus, weissagte dann

seinen nahen Tod, und sprach kurz zuvor, ehe er im Herrn entschlief: „Ich danke meinem Herrn Jesu und euch, daß ihr mich zu meinem Heile versucht habt; denn sehet, seit siebenzehn Jahren, als ihr mich prüftet, ward ich nie vom bösen Feinde versucht.“ Auch ließ der gerechte Pastor ihn ehrenvoll unter den Bekennern bestatten, deren Asche dort ruht.

Ein Bruder, der von großen Versuchungen geplagt war, ward darob so sehr kleinmüthig, daß er zuletzt von Leid und Ueberdruß die Ordensregeln gänzlich verabsäumte, und als er dieß endlich wahr nahm, und zur Ordnung zurückkehren wollte, hinderte ihn seine Betrübniß hieran, und er sprach: „Ich werde nie mehr dahin kommen, wo ich einst war;“ und er ließ den Muth gänzlich sinken. Kurze Zeit darauf traf er mit einem Altvater zusammen, und klagte diesem, wie sehr sein Inneres zerrüttet wäre. Der Altvater hörte ihn liebreich an, tröstete ihn und erzählte ihm folgendes Beispiel.

Es war einstmals ein Mann, der hatte ein Ackerland, und vernachläßigte solches gänzlich, so daß es endlich ganz mit Disteln und Dornen bedeckt war. Nun besann er sich plötzlich und sah, wie schade es war, beschloß, das Ackerland zu bebauen, und sprach zu seinem Sohne: „Mein Sohn, gehe hinaus und reinige unser Ackerland.“ Und der Sohn ging hinaus, dasselbe zu reinigen. Als er aber die große Menge Dornen und Disteln überschaute, von dem es ganz überwachsen war, verlor er allen Muth und sprach: „Wie lange hätte ich da zu thun, wenn ich alles ausrotten und reinigen wollte.“ Und er legte sich auf die Erde nieder und schlief. Dieß aber that

er mehrere Tage hindurch. Und es ging sein Vater hinaus, daß er sehe, wie weit der Sohn gekommen wäre. Wie er nun sah, daß dieser ganz und gar nichts angerührt hatte, sprach er zu ihm: „Warum hast du in so langer Zeit nichts gethan?" Der Jüngling aber gab dem Vater betrübt zur Antwort: „als ich herauskam und Hand anlegen wollte, da sah ich diese ungeheuere Menge Disteln und Dornen, und es entfiel mir aller Muth, so eine endlose Arbeit auf mich zu nehmen; und vor Betrübniß und Unmuth warf ich mich zur Erde nieder, und schlief ein." Da sprach der Vater zu ihm: „Mein Sohn, bearbeite du jeden Tag nur so viel Erdreich, als die Breite beträgt, die dein Körper auf der Erde einnimmt, und es wird dein Werk mählig und mählig vor sich gehen, und deine Kleinmuth wird von dir weichen." Und der Jüngling that, wie er gehört hatte, und sein Erbe war in kurzer Zeit gereinigt, blühend und überaus fruchtbar. „Also, mein Bruder, wirke auch du allmählig, und du wirst nicht erliegen, und Gott wird durch Seine Gnade dich wieder zu deinem frühern Stande zurückführen." Der Bruder aber ging hierüber gar sehr getröstet von dannen, und bearbeitete, wie der Altvater ihn gelehrt hatte, das Erdreich seiner Seele mit Geduld, und fand endlich Ruhe und gelangte durch die Gnade des Herrn zu größerem Fortgang.

Ein Gewaltiger der Erde hatte einen Sohn, der als neuer Krieger zu seiner Bestimmung abreisen sollte, und seinen Weg über Clairvaux nahm, wo der Wandel der heiligen Gemeine, die der große Vater Bernhardus gestiftet hatte, ihn dergestalt zur Liebe und Bewunderung hinriß, daß er die Eitelkeit aller

irdischen Habe und Hoheit, die Kürze des Lebens und den Lohn derjenigen, die Christo mit treuem Herzen dienen, in's Auge fassend, die Welt verließ und in denselben Orden trat. Bis in's Innerste der Seele betrübte sein Vater sich, als er erfuhr, daß der, dem er seine große und reiche Erbschaft hinterlassen wollte, dieser Erbschaft entsage; ja er ward dermassen darüber entrüstet, daß er sich aufmachte und die Abtei von Grund aus zu zerstören drohte, wofern man seinen Sohn ihm nicht herausgäbe. Als der besonnene Jüngling den Ingrimm seines Vaters erfahren hatte, trat er vor ihn und sprach: „Zürne nicht, mein Vater! wenn du thun willst, was ich dich bitte, so werde ich mit dir zurückkehren, weltlich bleiben und die Erbschaft annehmen.“ Ueberaus freudig über dieses Versprechen, sagte der Vater ihm: „Alles bin ich bereit, für dich zu thun; sprich, was willst du, und alles soll geschehen.“ Da sprach der Jüngling: „es herrscht auf allen deinen Gütern eine Sitte, die Jeder beobachtet; wenn du diese abbrächtest, so möchte ich herzlich gern dort wohnen.“ — „Was immer für eine Sitte dieß sey,“ gab ihm der Vater zurück, „ich verheiße dir auf mein Ehrenwort, daß sie auf der Stelle abgeschafft wird, wenn du um diesen Preis mit mir gehst.“ „Diese Sitte,“ sprach hierauf der Jüngling, „ist, daß in allen deinen Landen die Jünglinge eben so gut sterben, als die Greise; stellst du diese Sitte nicht ein, so kehre ich auch nicht dahin zurück.“ Da nun der Vater zu bekennen gezwungen war, daß dieß unmöglich sey, und er den Geist Gottes erkannte, der aus seinem Sohne sprach, ließ er ihn Gott im Frieden dienen.

Es kam einstmals ein Bruder zu dem Abte Sylvanus, der auf dem Berge Sina wohnte, und als er sah, wie emsig die Brüder arbeiteten, sprach er: „Ihr sollt nicht eine Speise wirken, die da vergeht; — Maria hat den beßten Theil erwählt.“ Und der Altvater sprach zu einem der Jünger: „führe den Bruder in eine leere Zelle.“ Und als die neunte Stunde des Tages vorüber war, horchte der fremde Bruder an der Thüre, ob sie ihn nicht etwa zum Essen rufen würden. Da aber Niemand erschien, trat er endlich müde und hungrig hervor, und sprach zu dem Abte: „Essen die Brüder heute nichts?“ — „O ja, sprach der Altvater, „sie haben bereits gegessen; wir beriefen dich aber darum nicht, weil du ein geistiger Mensch bist und körperliche Speise nicht bedarfst; wir dagegen, die wir in einem fleischlichen Körper wandeln, bedürfen allerdings der Nahrung, weßhalb wir denn auch arbeiten müssen. Du aber hast den beßten Theil erwählt, und issest vor beständigem Lesen und Betrachten — nichts.“ Da der fremde Bruder dieß gehört hatte, fiel er vor dem Abte nieder und sprach: „Ich habe gefehlt, Vater! vergieb mir.“ Der Altvater aber antwortete: „Mich bedünkt allerdings, daß Maria der Martha bedarf; denn arbeitete Martha nicht, nimmer hätte dann Maria geruht.“

Es schifften einstmals einige Brüder sich ein, den heiligen Einsiedler Antonius zu besuchen. Es saß aber in dem Schifflein ein Altvater, den die Brüder nicht kannten, und der ebenfalls zu dem heil. Abte reiste. Indeß nun das Schiff dahin fuhr, hielten die Brüder ein Zweigespräch über die Sprüche der Väter, die heil. Schrift und ihre Handarbeiten.

Als sie nun ausstiegen, sahen sie, daß der Greis ebenfalls den Weg nach der Zelle des Heiligen einschlug. Sie kommen an. Da sprach Antonius: „Ihr hattet eine gute Begleitung an diesem Alten"; zum Greise aber sprach er: „Du hast gute Brüder auf dem Wege getroffen." Hierauf antwortete der Altvater: „Gut mögen sie seyn, aber ihre Wohnung hat keine Pforte, und wer immer will, geht in den Stall und führt ihr Thier heraus." Dieß aber sprach er, weil sie alles, was ihnen in ihrem Herzen aufstieg, ausplauderten.

Eutychia, eine edle Syrakusanerin und Mutter der heil. Luzia, sprach einst gegen das Ende ihres Lebens zu ihrer Tochter: „Du weißt es, meine Luzia, daß ich dein väterliches Erbtheil nie berührte, und es vielmehr vergrößerte, als verminderte. Das Vermögen aber, das du von mir erben wirst, ist dir genau bekannt. Drücke mir also nach meinem Tode die Augen zu, und schalte mit deinem Vermögen nach Belieben." Luzia aber sprach: „Liebe Mutter! höret meinen Rath, Der ist nicht sonderlich bei Gott beliebt, der Ihm etwas gibt, das er nicht mit sich nehmen und auch nicht selbst genießen kann. Wollet ihr also bei Gott euch beliebt machen, so gebet Ihm, was ihr selbst genießen könntet; so lange ihr also noch lebet und gesund seyd, gebet dem Herrn, was ihr besitzet, und was ihr mir versprochen habt, und zu geben gedachtet." Eutychia fühlte die Kraft der Worte der Jungfrau, und ward sehr gerührt, und da diese ihr täglich das nämliche wiederholte, spendete die Mutter auch, so lange sie lebte, den Armen täglich sehr reichliches Almosen.

Als einst der heilige Abt Makarius vom Gebete zurückkam, und des Weges hinab zu seiner Zelle ging, ward er den bösen Feind ansichtig, der ihm mit grimmiger Geberde drohete. Der heilige Abt aber spottete seiner Ohnmacht. Da sprach der Widersacher: „Du unausstehlicher Mönch! Viele Gewalt muß ich deinetwegen leiden, und kann dich nicht überwinden, wiewohl ich alles, was du thuest, in weit größerem Maaße und weit vollkommener thue; denn du fastest, ich aber esse nie; du wachest, ich kenne keinen Schlaf; du bist keusch, ich habe gar keinen Körper; du entsagtest allem Reichthume, auch ich entbehre dessen, und verlange auch keinen; nur e i n Unterschied ist zwischen uns; du bist demüthig, ich aber bin hoffärtig, und darin allein überwindest du mich."

Unter allen Tugenden, die der heil. Franziskus nach dem demüthigen Gehorsam ganz vorzüglich liebte, war keine, die er seinen Brüdern so dringend empfahl, als die Schöne und den Glanz der Reinigkeit; und nicht selten ermahnte er sie durch folgende Parabel keusch und züchtig in ihren Blicken zu seyn.

Es war einst ein frommer und mächtiger König; der sandte zwei Bothen nach einander zur Königin ab. Nun kehrte der erste dieser Bothen zurück, und richtete blos seine Bothschaft aus, ohne der Königin selbst zu erwähnen; denn sehr weise und keusch hatte er seine Augen gesenkt und die Königin nicht angesehen. Kurz darauf kam auch der andere, und begann nach wenig Worten eine ganze Beschreibung von der überaus großen Schönheit der Königin. „Wahrlich, Herr!" sprach

er, „sie ist die schönste Frau auf Erden, und glückselig der, dessen Gattin sie ist." Da sprach der König in großem Unwillen: „Wie du schalkhafter Knecht! du wagtest es, freche Blicke zu meiner Gemahlin zu erheben?" Und sogleich ließ er den ersten vorrufen und fragte ihn: „Wie gefällt dir die Königin?" „Herr", sprach dieser: „mich bedünkt, daß sie eine sehr gütige und huldreiche Frau ist, maßen sie mich gerne und geduldig angehört." „Und was sagst du von ihrer Schönheit?" fragte der König ferner. „Darüber magst du selbst urtheilen, Herr!" sprach der Bothe zurück, „denn mir geziemte es nicht, sie anzuschauen, sondern deinen Auftrag an sie auszurichten." Da sprach der König dieß Urtheil aus: „Weil dein Auge keusch und züchtig ist, sollst du immerdar bei mir in meinem Pallaste wohnen und Theil an meinen Wonnen haben; dieser Unzüchtige hingegen soll augenblicklich aus meinem Hause sich entfernen, daß er nicht etwa begierlich zu meiner Königin aufblicke."

Wer sollte demnach sich nicht fürchten, eine Braut Christi anzuschauen? In großer Gefahr schwebt ein solcher fürwahr, aus dem himmlischen Pallaste des Königs auf ewig verbannt zu werden.

Der gottselige Magister Jordanus erzählt in der Chronik des Predigerordens von einem edlen, schönen, zarten Jünglinge, der in diesen Orden getreten war, wie daß einer seiner Verwandten, ein Mann von großer Bedeutung und Gelehrsamkeit, ihn zudringlich aufgefordert, diesen Orden zu verlassen, und unter anderm zu ihm gesprochen habe: „Besser ist es, daß du jetzt

ohne Sünde und ohne Aufsehen zu erregen, austretest, als daß du späterhin genöthigt werdest, es zu thun, denn du bist von zu zartem Körperbau, als daß du in einem so strengen Orden ausharren könntest." Diesem antwortete gedachter Jüngling: „Gerade der Grund, kraft dessen du mich bereden willst, den Orden zu verlassen, hat mich bewogen, in denselben zu treten. Denn ich gedachte bei mir selbst: Wenn ich nun in dieser Welt gar keine Strenge vertragen kann, wie wird es mir in der andern Welt ergehen, und wie werde ich die furchtbaren ewigen Strafen ertragen können, falls ich in die Verdammniß gestoßen werde? Darum also habe ich beschloßen, jetzt ein bußfertiges Leben zu führen, auf daß ich in der andern Welt nicht etwa büßen muß, und hier unter Armem arm zu seyn, auf daß ich im himmlischen Vaterlande reich werden möge."

Der heilige Abt und Einsiedler Antonius erzählte einstens seinen Brüdern, er habe gesehen, wie die Netze des Feindes über der ganzen Erde ausgespannt wären. Als er unter Seufzern gesprochen: „Wer kann hier entkommen?" habe er eine Stimme gehört, die also zu ihm gesprochen: „Die Demuth allein, Antonius, entkommt hier sicher, denn diese ist noch niedriger, als diese Netze, und sie können solche auf keine Weise fangen."

Der Abt Daniel, ein Jünger des großen heil. Arsenius, erzählte einst, es habe dieser Heilige ihnen oftmals folgende Geschichte vorgetragen. Ein Einsiedler saß vor seiner Zelle und hörte eine Stimme, die zu ihm sagte: „Komm, ich will dir die Werke der Menschen zeigen.“ Und der Einsiedler stand auf und ging. Es führte ihn die Stimme zu einem waldigen Orte in der Wildniß und er sah daselbst einen Mohren, der Holz fällte, und eine ungeheure Last band, und es versuchte sie zu tragen, und er vermochte es nicht. Und damit er die Last um so leichter trüge, ging er abermals hin, fällte neues Holz, legte es hinzu, so daß die Last noch größer ward; und that dieß zu verschiedenen Malen. — Und er ging weiter fort und sah bei einem See einen Mann, der schöpfte Wasser und goß es in ein durchlöchertes Faß, und alsbald war das Wasser aus dem Fasse in den See zurück. — Endlich führte ihn die Stimme auf einen freien Platz, und er sah daselbst einen Tempel und bei dem Tempel zwei Reiter zu Pferd, die trugen einen sehr langen Balken über die Quere. Es wollten aber beide durch die Pforte des Tempels eingehen; und sie vermochten es nicht, weil der Balken, den sie in der Quere trugen, sie daran verhinderte, und sie durchaus sich nicht bequemen wollten, sich dergestalt zu wenden, daß der Eine voranginge der Andere aber ihm folgte; weßhalb sie dann auch Beide vor der Thüre blieben. — Als nun der Einsiedler um die Deutung dieses Gesichtes fragte, erhielt er folgende Antwort: „Dieß sind die Menschen, die gerecht scheinen, aber das Joch der Hoffahrt tragen und sich nicht demüthigen wollen, nimmer bessern sie sich daher, und wandeln nicht auf dem demüthigen

Wege Jesu Christi; weßhalb sie auch selbst sich vom Reich Christi ausschließen. Der Mohr, der das Holz fällte, ist der Mensch, der mit vielen Sünden belastet ist, und statt Buße zu thun, in seinen Sünden sich zu entlassen, Missethaten zu Missethaten häuft. Jener aber, der Wasser in ein durchlöchertes Faß goß, ist der Mensch, der zwar gute Werke thut, der aber, weil er sie mit bösen Werken untermengt, dadurch selbst sich um das Verdienst bringt. Deßhalb soll ein Jeglicher achtsam seyn bei seinen Werken, daß er nicht fruchtlos schwere Mühe auf sich nehme."

151.

Bilder des innern Lebens.

(Aus des heiligen Salesius Theotimus.)

I.

Die Unfüßigen.

Aristoteles erzählt von einer Gattung Vögel, die er Apoden, oder Fußlose nennt, weil ihre Beine so kurz und ihre Füsse so kraftlos sind, daß sie derselben sich so wenig bedienen, als ob sie gar keine hätten. Sinken diese Vögel einmal zur Erde herab, so bleiben sie auch daselbst wie gefangen, und nimmermehr vermögen sie es, sich wieder aufzuschwin-

gen, weil sie weder Beine, noch Füße anwenden können, und folglich auch unvermögend sind, einen Anlauf zu nehmen und sich emporzuheben, weßhalb sie denn am Boden kauern und sterben, wofern nicht irgend ein freundlicher Wind ihrem Unvermögen zu Hilfe kommt, und, über den Erdboden wehend, sie erfaßt und emporhebt. Denn in diesem Falle breiten sie ihre Flügel aus, und wirken mit dem Winde, der ihnen diesen ersten Aufschwung gibt, und der nemliche Wind setzt dann auch seine Hilfe fort, und trägt sie immer höher und höher in ihrem Fluge.

Die Engel sind gleich jenen Vögeln, die man ihrer großen Schönheit wegen Paradiesesvögel nennt, und die so höchst selten sind, daß man keine derselben, es sey denn todte, auf der Erde sah. Kaum hatten diese himmlischen Geister die göttliche Liebe verlassen und ihrer Eigenliebe sich überlassen, so fielen sie auch wie todt in die Tiefe, und blieben in diesem Abgrunde. Denn wie der Tod die Menschen für immer von diesem sterblichen Leben trennt, so trennte der Sturz der Engel sie für immer von dem ewigen Leben.

Wir arme Sterbliche dagegen gleichen vielmehr jenen Apoden, denn wenn es uns widerfährt, die hohe Region der Liebe zu verlassen, um auf die Erde herabzufliegen und den Geschöpfen anzuhangen, was wir jedesmal thun, wenn wir Gott durch die Sünde beleidigen, so sterben wir allerdings, doch nicht gänzlich, daß uns nicht noch einige Kraft erübrigte, und noch Beine und Füße, das heißt einige schwache Neigungen blieben, mit welchen wir einige Versuche der Liebe hegen können. Indeß sind diese so schwach, daß wir es wahrlich nicht mehr vermögen, unser Herz von der Sünde loszureißen,

noch auch zur heiligen Liebe uns aufzuschwingen, die wir Armselige treulos und freywillig verlassen haben.

Und allerdings verdienten wir von Gott verlassen zu bleiben, wenn wir in solcher Untreue Ihn verlassen haben. Doch erlaubt Seine ewige Liebe Seiner Gerechtigkeit nicht oft eine so große Strenge auszuüben, sondern sie erregt Sein Mitleid, fordert Ihn auf, uns aus diesem Unglück zu erretten, und dieß thut Er durch die Sendung der heiligen Einflößung, die gleich einem freundlichen Winde unsere Herzen mit sanfter Gewalt anweht, sie ergreift und rührt, indem sie unsere Gedanken nach Oben lenkt und unsere Neigungen in die Region der göttlichen Liebe emporhebt.

Nun geschieht dieser erste Aufschwung oder diese Erschütterung, die Gott in unseren Herzen wirkt, um sie zu ihrem Besten anzuregen, allerdings in uns, doch nicht durch uns, denn plötzlich kommt dieselbe, ehe wir daran dachten, oder daran denken konnten, da wir von uns selbst und durch uns selbst durchaus nicht das Vermögen haben, irgend einen Gedanken zu unserm Heile zu hegen. Denn unser ganzes Vermögen ist von Gott, Der uns nicht nur liebte, ehe wir waren, sondern uns auch dergestalt liebte, daß wir Daseyn erhielten und heilig würden, weßhalb Er uns auch in den Segnungen Seiner väterlichen Süßigkeit zuvorkommt, und unsere Gemüther erregt, um sie zur heiligen Reue und Bekehrung zu erwecken.

Betrachten wir einmal den, ganz in seiner Sünde verstockten Fürsten der Apostel in jener traurigen Nacht, die dem Tode seines göttlichen

Herrn voranging. So wenig dachte er daran, seine Sünde zu bereuen, als ob er seinen göttlichen Heiland nie gekannt hätte, und gleich einem jener an der Erde klebenden Apoden, hätte er sich nimmermehr erhoben, wofern nicht als ein Werkzeug der göttlichen Vorsehung, der Hahn durch seinen Morgenruf sein Ohr traf, indeß der liebreiche Erlöser mit einem Seiner Blicke, wie mit einem Pfeil der Liebe sein felsiges Herz traf, das dann gleich jenem Felsen, den Moses in der Wüste berührte, einen Strom Wassers ergoß.

Allein, ob auch der Wind jene Apoden anwehete und emporhob, demnach würde er sie sicherlich nicht weit tragen, wofern sie nicht ihre Flügel ausbreiten, und dadurch mitwirken, daß sie sich fortschwingen und weiter schweben in der Luft, wohin sie gehoben wurden. Werden sie aber durch irgend etwas Grünes, das sie unten sehen, angelockt, oder durch ihr langes Verweilen auf dem Erdboden starr und träge, und halten sie, statt dem Winde zu entsprechen, ihre Flügel zusammen, und sinken neuerdings hinab, so haben sie darum nicht minder den Anflug des Windes erhalten, fruchtlos jedoch, da sie desselben sich nicht bedienten. Die Einflössungen kommen uns zuvor, und geben sich unserm Gefühle kund, noch ehe wir daran dachten; haben wir aber ihre Gegenwart empfunden, so steht es bey uns, ihnen einzuwilligen, mit ihnen zu wirken und ihren Lockungen zu folgen, oder — ihnen nicht einzuwilligen und sie zu vertreiben.

Ferner, der nemliche Wind, der unsere Apoden emporhebt, faßt sie anfangs bey ihren Federn, als bey den leichtern und für seinen An-

hauch empfänglicheren Theilen, und gibt dadurch ihren Fittigen Bewegung, kraft welcher sie dieselben dergestalt entfalten und ausbreiten, daß sie ihm zu einem Mittel werden, den ganzen Vogel zu fassen, und ihn in die Luft empor zu heben. Vereinigt nun der also gehobene Vogel seine eigene Bewegung, mit der Bewegung des Windes, so hilft der nemliche Wind, der ihn forttrieb, ihm auch, daß er immer leichter und leichter fliege.

Die Einflößung ist der Anhauch des heiligen Geistes, weht dieselbe uns an, um uns in die Region der heiligen Liebe zu erheben, so beginnt sie bey unserm Willen, und rührt, erweitert und richtet — kraft der Empfindung irgend eines himmlischen Trostes — seine natürliche Neigung zum Guten dergestalt empor, daß diese Neigung selbst ihr zum Mittel wird, unser Gemüth zu erfassen. Gibt nun unser Gemüth, dem die Gnade also zuvorkam, diesem göttlichen Anhauch sich hin, die auf seine natürliche Neigung wirkt, und die Flügel derselben ausspannt, erweitert und ausbreitet, Heil dann der Seele! Denn dieselbe Einflößung und Gnade, die uns erfaßte, wird dann auch ihre Wirkung mit unserer Einwilligung vereinigend und unsere schwachen Bewegungen durch die Kraft der ihrigen beseelend, so wie auch unsere schwache Mitwirkung durch die Macht ihrer Wirkung belebend, uns helfen, und uns von Liebe zu Liebe geleiten.

II.

Die Wanderer.

Einst an einem schönen Sommertage legten einige Wanderer sich um die Mittagsstunde im Schatten eines Baumes nieder und schliefen ein. Indeß sie nun in der Kühlung des Schattens sich erquickten, stieg die Sonne höher und höher, und senkte ihre glühenden Strahlen nieder, und wie kleine Blitze, trafen diese Strahlen ihre Augen und nöthigten sie mit freundlicher Gewalt aufzuwachen. Da erwachten dann Einige aus ihnen, standen auf und griffen zum Wanderstabe, zogen ihres Weges und kamen glücklich in der Herberge an. Die Andern dagegen begnügten sich damit, daß sie nicht aufstanden, sondern sie kehrten der Sonne den Rücken zu, und bedeckten ihren Kopf bis über die Augen mit ihren Hüten, und blieben den ganzen Tag hindurch liegen, bis sie endlich von der Nacht überfallen wurden. Nun wollten sie gleichwohl zur Herberge kommen, aber unglückseliger Weise verirrten sie sich hier und da im Walde unter Wölfen und Wildschweinen und andern reissenden Thieren.

Sage mir nun, ich bitte dich, verdanken Jene, die glücklich in der Herberge anlangten, dieses Glück nicht der Sonne, oder — um mich auf christlichere Weise auszudrücken — dem Schöpfer der Sonne? — Ohne allen Zweifel, denn sie dachten durchaus nicht aus Aufstehen, als es Zeit dazu war; die Sonne erwies ihnen diesen Dienst, und weckte sie durch Mahnung ihrer Strahlen und durch ihre freundliche Gluth. Wahr ist es allerdings, sie widerstan-

den der Sonne nicht, doch half sie ihnen auch bedeutend darin, daß sie ihr nicht widerstanden; denn freundlich ergoß sie ihr Licht über sie, und gab sich ihnen durch ihre Augenlieder kund; und durch Wärme und Liebe eröffnete sie ihre Augen, und trieb sie an, ihre Helle zu sehen.

Hätten dagegen jene unglückseligen Verirrten nicht mit großem Unrechte in dem Wald gerufen: „Ach! was haben wir bei der Sonne verschuldet? Warum zeigte sie nicht auch uns ihr Licht, wie unsern Gefährten, daß auch wir die Herberge erreicht hätten, und nicht in diesen furchtbaren Finsternissen bleiben müßten?“ Denn wer möchte hier nicht die Sache der Sonne, oder vielmehr Gottes Sache verfechten, und diesen Unglückseligen zurufen: „Was redet Ihr, Elende! konnte die Sonne mehr für Euch thun, als sie wirklich gethan hat? Waren ihre Wohlthaten nicht gleich groß gegen Euch alle, die Ihr schliefet? — Euch alle glänzte sie mit dem nämlichen Lichte an, bestrahlte Euch alle mit den nämlichen Strahlen und erwärmte Euch alle mit der nämlichen Gluth. Ihr Unglücklichen aber sahet, wie Euere Gefährten sich erhoben, zum Wanderstabe griffen und ihres Weges zogen; und trotz dessen kehrtet Ihr der Sonne den Rücken, wolltet ihre Helle nicht benützen, noch von ihrer freundlichen Gluth Euch überwinden lassen.“

Leicht wirst du die Anwendung der Parabel errathen. Alle Menschen sind Wanderer in diesem sterblichen Leben; wir Alle beinahe schliefen freiwillig in der Missethat ein, und hinlänglich, ja reichlich bestrahlt uns die Sonne der Gerechtigkeit mit den Strahlen ihrer Einflössungen; mit den Segnungen ihrer Gnade erwärmt sie unsere Herzen, und rührt Jeden mit den Lockungen ihrer Liebe. Und dennoch,

ach! werden so Wenige von diesen Lockungen angezogen; und selbst unter diesen folgen Wenige ihrem Rufe! Wahrlich, großen Grund zur Freude haben Jene, die, angezogen und dem Rufe sich fügend, die Einflößung befolgen. So mögen sie sich denn erfreuen, daß sie eines so großen Gutes genießen, doch nimmermehr sollen sie dessen sich rühmen, denn sie verdanken es der göttlichen Liebe allein, die den ganzen Nutzen ihrer Wohlthat ihnen überläßt, und sich allein den Ruhm ob derselben vorbehielt.

Jene dagegen, die im Schlafe der Sünde fortschlafen, haben fürwahr große Ursache zu jammern, zu seufzen, zu weinen und Leid zu tragen; denn im größten aller Unglücksfälle stecken sie; doch haben sie nur Ursache über sich selbst zu trauern und zu klagen, daß sie das Licht verachteten, ja gegen dasselbe sich empörten, die freundlichen Anlockungen zurückwiesen, und der Einflößung sich widersetzten. Ihrer Bosheit allein also gebührt ewiger Fluch und Beschämung, da sie allein Ursache ihres Verderbens, allein Werkzeuge ihrer Verdammniß sind.

III.

Das Echo.

Es ist nicht selten der Fall, daß, wenn durch die Sünde die heilige Liebe von der Seele geschieden ist, eine gewisse Aehnlichkeit derselben in ihr zurückbleibt, die uns hinhalten und täuschen kann;

da die heilige Liebe durch die Menge ihrer Werke dem Gemüthe eine gewisse Fertigkeit zu lieben einprägt, die sie uns dann hinterläßt, wenn sie selbst mit ihrer wirklichen Gegenwart von uns gewichen ist.

Ich erinnere mich, daß ich als junger Student mit andern Jünglingen in ein Dorf unweit Paris lustwandeln ging. Nun war in diesem Dorfe ein Brunnen, der ein Echo gab, das die Worte, welche wir hineinriefen, mehrere Male wiederholte. Hätte nun ein Unwissender, ohne Erfahrung diese Wiederholungen angehört, so hätte er gewiß geglaubt, es wäre ein Mensch unten im Brunnen, der dieselben zurückriefe. Aber wir wußten bereits von der Physik her, daß Niemand im Brunnen war, der unsere Worte nachsagte, sondern daß bloß einige Höhlungen unten waren, wo die Worte sich sammelten, und daß der Schall, der nicht weiter konnte, um nicht ganz zu vergehen, mit aller Macht, die ihm beiblieb, sich zurückdrängte, und andere Worte hervorbrachte, die, in andere Höhlungen gedrängt, eine dritte Stimme erweckten. Auf eben dieselbe Weise entstand dann eine vierte Stimme, und so fort, bis die Stimme zum eilften Male ertönte. Diese Stimmen im Brunnen waren also nicht mehr unsere Stimmen, sondern Aehnlichkeiten und Bilder derselben.

Wirklich war auch ein großer Unterschied zwischen unsern Stimmen und diesen. Denn, sagten wir eine bedeutende Anzahl Worte, nach einander, so sagten sie nur einige zurück, verkürzten die Aussprache der Sylben, die sie sehr schnell und zwar mit Tönen und Accenten zurückgaben, die von den unsrigen sehr verschieden waren. Auch fingen sie die Worte erst an, wenn wir aufgehört hatten, sie auszusprechen. Ueberhaupt waren es nicht Worte

eines lebendigen Menschen, sondern gleichsam Worte eines hohlen und leeren Felsen, der jedoch die menschliche Stimme so gut nachahmte, daß ein Unwissender sich dabei leicht geirrt hätte.

Ich komme nun zur Anwendung. Wenn die heilige Liebe mit einer bildsamen Seele zusammentrifft, und einen längeren Aufenthalt in ihr macht, bringt sie eine zweite Liebe hervor, die nicht selbst die heilige Liebe ist, wiewohl sie derselben entstammt. Bloß menschlich ist die Liebe; aber nicht minder gleicht sie darum der heiligen Liebe so sehr, daß, wenn diese in der Seele erlischt, es noch immer den Anschein hat, als wäre sie darin; weil sie ihr Bild und ihre Aehnlichkeit hinterließ, so daß ein Unwissender leicht getäuscht werden könnte, wie dieß der Fall bei jenen Vögeln war, die durch die Trauben, die Zeuxis gemalt hatte, dergestalt getäuscht wurden, daß sie sie wirklich für Trauben hielten, weil die Kunst die Natur so täuschend nachgebildet hatte.

Aber gar sehr verschieden ist die heilige Liebe von der menschlichen Liebe, die sie in uns hervorbringt; denn die Stimme der heiligen Liebe spricht, verkündet und wirkt alle Gebote Gottes in unseren Herzen; die menschliche Liebe, welche sie zurückläßt, spricht sie zwar auch, und kündet sie sogar manchmal alle dem Herzen an; nie aber wirkt sie dieselben alle, sondern bloß einige. Ferner spricht die heilige Liebe alle Sylben nacheinander in Ordnung aus, das heißt, sie hält auf alles, was zur Erfüllung der göttlichen Gebote gehört; die menschliche Liebe dagegen läßt immer einige aus, besonders fehlt ihr die gerade und reine Absicht.

Hinsichtlich des Tones, ist die Stimme der heiligen Liebe sehr gleichmäßig, sanft und freundlich;

der Ton jener menschlichen Liebe aber geht immer entweder zu hoch in irdischen, oder zu tief in himmlischen Dingen, überdieß beginnt sie ihr Werk erst dann, wenn die heilige Liebe aufgehört hat, das Ihrige zu thun.

Denn es ist nicht ausser Acht zu lassen, daß die heilige Liebe, so lange sie in der Seele wohnt, sich dieser menschlichen Liebe als ihres Geschöpfes bedient, und sie dazu verwendet, ihre eigenen Wirkungen sich zu erleichtern; daher eignen während dieser Zeit die Werke der menschlichen Liebe, als Werke ihrer Dienerin, der heiligen Liebe, die ihre Herrin ist. Ist aber die heilige Liebe fern, dann gehören die Werke dieser Dienerin ihr selbst an, und haben nicht den Werth und die Gültigkeit der heiligen Liebe; denn wie der Stab des Propheten Elisäus in Abwesenheit des Sehers, ob auch in der Hand seines Dieners Giezi, der ihn aus des Sehers eigenen Händen empfangen hatte, kein Wunder wirkte, so haben auch die Werke der heiligen Liebe, aus bloßer Gewohnheit der menschlichen Liebe geschehen, durchaus kein Verdienst und keinen Werth fürs ewige Leben; ob auch diese menschliche Liebe sie von der heiligen Liebe thun lernte, und als ihre Dienerin, sie unter ihrer Leitung verrichtet. Der Grund dessen ist: weil in Abwesenheit der heiligen Liebe, diese menschliche Liebe keine übernatürliche Kraft mehr besitzt, die Seele zu der Liebe zu führen, die Gott über Alles liebt.

IV.

Der taube Lautenspieler.

Einer der vortrefflichsten Sänger und Lautenspieler, die je lebten, verlor in kurzer Zeit das Gehör und ward zuletzt gänzlich taub. Nichts desto minder jedoch sang er und spielte die Laute noch immer mit großer Lieblichkeit, da er eine solche Fertigkeit (Geschicklichkeit) darin erworben hatte, daß selbst seine Taubheit sie ihm nicht zu rauben vermochte. Allein da weder sein Gesang, noch das süße Spiel seiner Laute ihm Freude gewährten, weil er, des Gehöres beraubt, die Lieblichkeit desselben nicht wahrnehmen konnte, sang und spielte er bloß zur Freude eines Fürsten, dessen geborner Unterthan er war, und dem er aus Neigung gern gefällig war, zumal da er ihn der großen Wohlthaten wegen innig liebte, die er von ihm empfangen hatte; denn von zartester Jugend auf war er bei ihm erzogen worden.

Deßhalb hatte er ein großes Verlangen ihm zu gefallen, und bezeugte sein Fürst, daß sein Gesang ihm Freude gewähre: so war er darüber vor Vergnügen ausser sich. Es stellte aber dieser Fürst die Liebe dieses freundlichen Sängers zuweilen auf die Probe; er befahl ihm nämlich zu singen und verschwand dann plötzlich aus dem Zimmer, um auf der Jagd sich zu ergötzen. Indeß war das Verlangen des Sängers, seinem Herrn wohlzugefallen, so groß, daß er seinen Gesang nicht mit geringerer Aufmerksamkeit fortsetzte, als ob sein Fürst zugegen

wäre, wiewohl er selbst nicht das mindeste Vergnügen dabei fand; denn weder konnte die Lieblichkeit der Melodie ihm Freude gewähren, da er seiner Taubheit wegen sie nicht vernahm, noch hatte er auch das Vergnügen seinem Fürsten zu gefallen, da dieser in seiner Abwesenheit die wonnige Stimme und die Schönheit seiner Lieder nicht hörte.

Also gestimmt sang Jener:

Sieh, Herr, mein Gott! mein Herz; es ist bereit
Dein süßes Lob in Psalmen Dir zu singen.
Erhebe dich, du, meine Herrlichkeit!
Dir soll mein Psalter, meine Harfe klingen.
Am frühen Morgen will ich mich erheben;
Es soll Dein Preis durch alle Saiten beben!

Das menschliche Herz, fürwahr es ist der eigentliche Sänger des Hochgesanges der heiligen Liebe; und eben dieß Herz ist auch sich selbst Harfe und Psalter. Gewöhnlich hört dieser Sänger sich und große Freude gewährt es ihm, die Melodie seines Gesanges zu hören...... Jener Sänger aber, von dem die Rede war, hatte, nachdem er taub geworden, durchaus kein anderes Vergnügen, als daß er zuweilen sah, wie sein Fürst ihm aufmerksam zuhörte, und großes Gefallen daran hatte.

O, wie glückselig ist das Herz, das seinen Gott liebt, ohne eine andere Freude dabei zu haben, als die Freude, Gott zu gefallen! denn welche Freude könnte je reiner und vollkommener seyn, als an der Gottheit sich zu erfreuen? — Das bloße Vergnügen der Gegenwart eines Fürsten oder irgend einer andern innig geliebten Person, versüßt auf wonnige Weise Nachtwachen, Mühen, Plagen und wirkt sogar, daß man Gefahren wünscht, um seine Liebe um so

thätiger zu bezeigen. Nichts aber ist so traurig, als einem Herrn zu dienen, der nicht um unsere Dienste weiß, oder der, wenn er auch darum weiß, sich stellt, als wären sie ihm ziemlich gleichgiltig; und wahrlich groß muß in einem solchen Falle die Liebe seyn, da sie auf sich selbst beruht, ohne durch irgend Freude oder Eigennutz gestützt zu seyn. Also widerfährt uns zuweilen, daß wir in den Uebungen der heiligen Liebe durchaus keinen Trost empfinden, da wir als taube Sänger unsere eigene Stimme nicht hören, und die Lieblichkeit unseres Gesanges nicht genießen können, sondern umgekehrt, von mancherlei Furcht, Verwirrungen und betäubendem Getöse, bedrängt werden, womit der Feind des Heiles um unser Herz herum lärmt, der uns einflüstert, daß wir unserm Herrn nicht angenehm sind, daß unsere Liebe fruchtlos, ja daß sie falsch und eitel ist, weil sie gar keinen Trost erweckt. In diesem Falle arbeiten wir nicht nur ohne Lust, sondern auch mit äusserstem Ueberdruße, da wir weder das Gute unserer Arbeit, noch auch die Zufriedenheit Desjenigen sehen, für Den wir arbeiten.

O, in einem solchen Falle müssen wir eine unüberwindliche Treue gegen unsern Erlöser beweisen und Ihm bloß Seines Willens wegen dienen, und zwar nicht nur ohne Freude, sondern sogar unter den bittern Fluthen der Traurigkeit, des Abscheues, der Schrecknisse und Kämpfe, gleich Seiner glorreichen Mutter und dem heiligen Johannes, die am Tage Seines bittern Leidens unter so vielen Lästerungen, Schmerzen, und tödtlicher Traurigkeit selbst dann fest und unerschütterlich in der Liebe blieben, als der göttliche Heiland Seine ganze heilige Freude auf dem Gipfel Seines Geistes aufgesammelt hatte und weder Freudigkeit, noch irgend Trost

auf Sein heiliges Antlitz ergoß und Seine schmachtenden, mit Finsternissen des Todes bedeckten Augen nur Blicke des Schmerzens strahlten; so wie auch die Sonne nur Strahlen schauriger und furchtbarer Finsterniß ergoß. —

V.

Der Stoiker im Sturm.

Als Aulus Gellius, so erzählt der hl. Augustin, sich mit einem berühmten Stoiker eingeschifft hatte, erhob sich ein gewaltiger Sturm, worüber der Stoiker von Schrecken ergriffen, erblaßte und so heftig zu zittern begann, daß alle, die im Schiffe waren, es bemerkten, und — wiewohl der nämlichen Gefahr ausgesetzt; — neugierig beobachteten. Indeß legte sich der Sturm, vorüber ging die Gefahr, und als endlich die Ruhe auf jedes Angesicht zurückgekehrt war, und man freimüthig zu sprechen, und sogar zu scherzen begann, verlachte ein gewisser asiatischer Wohllüstling den Stoiker, und warf ihm vor, er habe sich dergestalt gefürchtet, daß er vor Schrecken alle Farbe verloren habe, indeß er doch selbst fest und unerschrocken geblieben wäre. — Der Stoiker aber gab hierauf eine Antwort, die einst Aristipp, ein Jünger aus Sokrates Schule, einem Manne gegeben hatte, der um einer ähnlichen Ursache willen, ihm einen solchen Vorwurf gemacht hatte. Denn also sprach Jener: „Recht hattest du, der Seele eines so nichtswürdigen Gesellen

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

wegen unbekümmert zu seyn; ich aber hätte Unrecht gethan, den Verlust von Aristipps Seele nicht zu fürchten.“ — —

Diese Antwort beweist mehr für die Gewandtheit des Stoikers, als für seine Sache.....

Es ist große Thorheit, auf eine Art weise seyn zu wollen, die unmöglich ist. Strenge hat die Kirche die Thorheit jener Weisheit verdammt, die einige vermessene Einsiedler der Wüste ehemals einführen wollten, und gegen welche die ganze Kirche, zumal der große Weltapostel, ausruft, daß wir ein Gesetz in unsern Gliedern haben, das dem Gesetze unsers Geistes widerspricht. Unter uns Christen, sagt der heilige Augustinus nach der heiligen Schrift, und der Vernunft gemäßen Lehre, haben die Bürger der heiligen Stadt Gottes, die in dieser Welt nach dem Gesetze Gottes pilgern, Furcht, Verlangen, Schmerz und Freude; ja selbst der allerhöchste König dieser Stadt fürchtete, verlangte, litt und erfreute sich......... Diese Menge von Anregungen sind in uns gelegt, unsern Willen in der Tugend und christlichen Tapferkeit zu üben. —

Wenn du willst zum Leben eingehen, halte die Gebote.

(Matth. 19, 17.)

Ende des zweiten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Moral in Beispielen oder Lebensbilder zur Weckung des christlichen Sinnes nach Ordnung der heiligen zehn Gebote Gottes

Bd.: 2

München (1834)

Mor. 662 y-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10596859-7